

clv

Ernst Schreiner

Die Harfe der Hugenottin

Glaube und Widerstand

clv

Christliche
Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

© 1968 by Brunnen Verlag, Gießen
© der Lizenzausgabe 1993 by CLV
Christliche Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 11 01 35 · D-33661 Bielefeld
Umschlag: Dieter Otten, Bergneustadt
Satz: CLV
Druck und Bindung: Druckhaus Gummersbach

ISBN 3-89397-719-8

I

Es war im Jahre 1561. Die Einwohner der Stadt Poissy befanden sich seit dem frühen Morgen in großer Spannung und Neugier. War doch ein Tag von weltgeschichtlicher Bedeutung an diesem sonnigen Septembermorgen angebrochen. Über den Weinbergen ruhte sickernendes Sonnengold, aber auf den Landstraßen, die nach Poissy führten, lagerte sich eine Dunstwolke von Staub. Immer noch kamen reitende Edelleute und Wagen mit hohen Gästen von allen Seiten heran. Der Hof war schon längere Zeit im düsteren Schlosse eingezogen.

Wo sich Katharina von Medici sehen ließ, oder wo das Volk einen flüchtigen Anblick des jungen, reichgekleideten Königs Karl IX. erhaschte, brach es in jubelnde Huldigungen aus. Die Herrschaften dankten gnädig, und Karl schwenkte jedesmal das mit wallender Straußenfeder gezierte Barett. Das Angesicht der Königinmutter trug ernste, fast strenge Züge. Die Sorge um des Landes Ruhe und Frieden schattete sich ab auf ihrem Gesicht. Zu diesem Ernst paßte das schwarze Samtkleid vorzüglich, das ihre stolzen Glieder umschmiegte. Karl hatte sich in den vergangenen Tagen im Park das Vergnügen des Schießens auf Zielscheiben gemacht. Aus der reich mit Silberintarsien geschmückten Jagdflinte ließ er einen Schuß nach dem andern erdröhnen und spielte dabei mit seinen Jagdhunden.

Heute aber hatte er Wichtigeres zu tun. Es galt die vielen Handküsse der hohen geistlichen Herren hinzunehmen, die sich bemühten, Seiner Majestät ihre Untertänigkeit zu beweisen. Lässig bot er die reich mit Brillantringen geschmückte Knabenhand den Bischöfen und Prälaten dar, die ihm untertänig nahten.

Und Katharina lächelte nur mit einem vornehmen, fast strengen Lächeln. Sie fächelte sich Kühlung mit dem Fächer aus Straußenfedern.

Vor ihr hatte schon zur frühen Stunde der Kardinal von Lothringen Platz genommen.

Der mächtige Herzog von Guise, der von Papst Leo dem Zehnten schon als Jüngling von 20 Jahren zum Kardinal erho-

ben wurde, stand jetzt auf der Höhe seiner Macht. Hatte ihn doch schon König Franz I. mit Ehrenstellen geradezu überhäuft. Ihm waren nebst der Kardinalswürde von Lothringen die Bistümer zu Lyon, Reims, Narbon und die Bistümer von Toul, Metz und Verdun verliehen, und die Klöster zu Gorzo, Clugny und Marmeutier nannten den Allgewaltigen ihren Abt. Jetzt sah er die Königin mit eindrucksvollem, beinahe durchdringendem Blick an, und indem er den Kopf des mächtigen Windhundes Karls streichelte, begann er: »Es treibt mich noch einmal her in früher Morgenstunde, Sire, das Wohl des Vaterlandes so zu betonen, daß spätere Reue uns nicht zu peinigenden Umständen sein wird. Die Hugenotten bilden sich ein, daß das Religionsgespräch heute unter der Voraussetzung der Gleichberechtigung stattfinden soll.«

»Sie wünschen es, Herr Kardinal«, versetzte Katharina mit besonderer Betonung des Wörtleins »wünschen«.

Das Gesicht des Kardinals verriet eine innere Erregung. »Was haben diese hugenottischen Hunde zu wünschen? Ich schlage allen Ernstes vor, daß man ihnen gleich zu Anfang versichert, daß die katholische Partei die herrschende und die protestantische die geduldete ist. Von Gleichberechtigung kann auch kein Schimmer vorhanden sein.«

Katharinas Angesicht trug keinen freundlichen Ausdruck, als der Herzog und Kardinal in fast befehlendem Ton sprach. Im Grunde ihres Herzens haßte sie diesen stolzen Würdenträger ehrlich und war nicht gesonnen, von ihm Ratschläge entgegenzunehmen. Aber sie bezwang sich wie immer und streckte die Hand aus nach der Pergamentrolle in des Kardinals Hand.

»Monseigneur, haben Sie schon etwas aufgesetzt?«

»Wenn Eure königliche Majestät gestatten.« Der Kardinal erhob sich vom Plüschsessel und verneigte sich leicht. Neugierig drängte sich auch Karl herzu.

Katharina aber las halb murmelnd: »Zur Einleitung der Ansprache des Königs: Der König hat nach dem Beispiel seiner Vorfahren die Prälaten vor sich gerufen, um ihnen die Lage der Dinge darzulegen und von ihnen Rat und Hilfe zu begehren. Ich bitte Sie, auf Mittel zu sinnen, wie der Zorn der beleidigten

Gottheit wieder zu versöhnen sei; ebenso bitte ich, die Lehrer der neuen Sekte ebenso zu empfangen, wie der Vater seine Kinder empfängt, um sie zu belehren und zu unterweisen. Sollte sich aber die Unmöglichkeit herausstellen, sie zur Wiederkehr zu bewegen, so wird man wenigstens nicht wie bisher behaupten können, daß sie ungehört verdammt worden sind.«

Eine Weile studierte die Königin ernsten Blickes das Manuskript, während der König sich wieder mit dem Windhund zu schaffen machte. Dann aber gab sie es mit einer nachlässigen Handbewegung dem Kardinal zurück. Ihre energischen Schritte durchmaßten das Zimmer, als suche sie auf diese Weise die innere Erregung niederzukämpfen, dann nahm sie abermals die Rolle aus des Kardinals Hand und sprach: »Gut! Der Kanzler mag diesen Text verlesen. Katharina de Medici weiß, was sie der Kirche schuldet, Herr Kardinal. Aber nun habe ich noch die Vorbereitungen zu treffen, die dieses ganze Gespräch an Äußerlichkeiten mit sich bringt, und auch der König ist noch nicht ganz fertig.«

Der Kardinal verneigte sich und lächelte. Er haschte nach der Hand der Königin und drückte einen Kuß darauf. Eine Minute später war er verschwunden. An seiner Stelle kniete nun ein reichgekleideter Diener vor der Herrscherin.

Diese reichte ihm das Manuskript. »Dem Kanzler!« sagte sie kurz und herrisch. Der Diener küßte den Saum ihres Gewandes und huschte davon. Die Königin aber ließ sich mit einem Seufzer in das Polster fallen.

»Die Heiligen wissen es, Karl«, sagte sie verdrießlich, diese Kardinäle verderben mir die Laune schon am frühen Morgen. Empfängt man sie nicht, so planen sie Verrat. Empfängt man sie, so ist man schon verraten. Wie sagt doch ein großer Denker? Oft sind die Könige die Sklaven ihrer Untertanen und merken es nicht einmal. Ja, wir merken es aber, Charles, und wollen es uns merken. Machen wir nun große Toilette zum Tanz! Das mag eine schöne langweilige Suppe werden, bis sich die Prälaten die Meinung gesagt haben. Beim schönen Schlosse in Fontainebleau, ich wollte, ich wäre, wo der Pfeffer wächst!« Karl lachte und enteilte mit lustigen Sprüngen, während ihm der Windhund auf dem Fuße folgte.

Die Bilder hoher Ahnen aber sahen in ihrer Erhabenheit aus den prunkvollen Goldrahmen stolz auf Katharina herab, und sie nahm sich vor, unter allen Umständen Königin zu bleiben, den Guisen wie den Bourbonen zum Trotz, die jetzt mit ihrem Hader das Land zu zerklüften drohten.

Eine Stunde später war im Speisesaal des Schlosses eine glanzvolle Gesellschaft versammelt. Unter einem Thronhimmel hatte Katharina nebst Karl Platz genommen. Sie schimmerte in steifer Pracht, und zuweilen blitzte ein Strahl ihrer Diamanten durch den Raum, um die Anwesenden zu mahnen, ehrfürchtig hier versammelt zu sein. Um den Thronhimmel her hatte der Hof sich in glänzender Farbenpracht gelagert. Frauen, in Seide gekleidet und mit reichem Goldschmuck behangen, ließen sich auf weichen Sesseln nieder. Edelleute umrahmten malerisch, das festliche Barett auf dem Haupt, den schimmernden Halbkreis. Rechts und links vom Hofe aber saßen nicht weniger als 36 Bischöfe, dazu eine große Anzahl von Prälaten und Doktoren der Theologie, Äbte großer Klöster und andere Würdenträger der Kirche. Den Hintergrund bildete eine große Anzahl weiterer geladener Gäste. Diese glänzende Gesellschaft schien schon durch ihr bloßes Erscheinen das Recht vollständig auf ihrer Seite zu haben. Was bedeutete gegen sie jene Schar hugenottischer Edelleute und Geistlicher, die auf der anderen Seite in Ermangelung einer Sitzgelegenheit standen? Ihre Gewänder waren einfach und dunkel gehalten und stachen merkbar ab von den scharlachroten und edelsteingeschmückten Kleidern der Gegenpartei und der schimmernden Pracht des Hofes. Aber die Macht der einfachen Männer lag in ihrem Glauben und ihrer Entschlossenheit.

Aller Augen richteten sich jetzt auf Theodor von Beza, den Vorkämpfer der hugenottischen Lehre und treuen Mitarbeiter Calvins, den die Königin eingeladen hatte, nach Poissy zu kommen, um daselbst die Grundlagen der hugenottischen Religion öffentlich darzulegen.

Geduldig hatten noch soeben seine Begleiter, im ganzen etwa 24 Personen, die Wartezeit über sich ergehen lassen, die man ihnen auferlegte, um sie als gedemütigte Ketzler vortreten zu lassen. Als sie aber durch die Menge hindurch mit festem

Schritt den Saal betraten, schleuderte ihnen ein Kardinal das giftige Wort zu: »Da kommen die Genfer Hunde!«

Beza faßte ihn ruhig ins Auge. »Ja wahrlich«, erwiderte er nun in voller Seelenstärke, »treue Hunde tun not in der Schafherde des Herrn, um anzubellen gegen die reißenden Wölfe.« Es war ein scharfer Auftakt, aber es ging ja heute nach der Musik der alten Psalmen, und da mochten immerhin herbe Akkorde erklingen.

Jetzt begann der Kanzler seine einleitenden Worte. Stolz wurden sie den hugenottischen Edelleuten entgegengeschleudert, die sich betroffen ansahen, als der Kanzler solche Worte verlas. Also keine Gleichberechtigung? Etwa nur ein Vorwand, um nachher die Verfolgung gegen die Kirche des Kreuzes um so erfolgreicher zu betreiben?

Sie versuchten, auf dem Angesicht der Königin zu lesen, aber es war wie aus Stein gemeißelt. Und Karl musterte mit halb kindischer Neugier die einfachen Männer vor sich, die sich ehrerbietig gegen den Thronhimmel verneigt hatten.

»Theodor von Beza hat das Wort!« rief nun der Herold mit weithin klingender Stimme. Da trat Beza in schwarzer Edelmannstracht in die Schranken. Ein freudiger Glanz lag auf seinem Angesicht. Ihn verwirrte all der Glanz und Duft des Hofes nicht, und sein Herz war gestählt im Feuer der Wahrheit.

Mit volltönender Stimme wandte er sich an den jungen König: »Sire, da der Ausgang jedes Unternehmens von Gottes Gnade und Beistand abhängt, so wird es Eure Majestät weder übel noch befremdend finden, wenn wir mit der Anrufung seines Namens beginnen.« Und ehe noch der Hof wußte, was ihm geschah, und ehe die stolzen Bischöfe ihr Veto einlegen konnten oder ihre Zustimmung zu geben vermochten, fiel er samt seinen Begleitern auf seine Knie nieder.

Eine feierliche Stille entstand im hohen Saal. Noch nie hatten seine mit prächtigen Gemälden geschmückten Wände ein solches Gebet vernommen, wie es jetzt durch die Halle tönte. Denn Beza scheute sich nicht, das Gebet zu sprechen, das in Genf den Gottesdienst zu eröffnen pflegte.

Als sich Beza wieder erhob, begann er seine Rede mit der Ruhe des guten Gewissens und legte nach dem Dank gegen

den König die reformierte Lehre dar. Er verwahrte die Hugenotten gegen die falschen Verdächtigungen, die gegen sie ausgestreut wurden, berief sich auf die Kirchenväter und wies unter Anführung gewisser Stellen aus ihnen die Übereinstimmung der Reformation mit ihnen nach.

Selbst Katharina wurde gefesselt durch seine freimütige und aus der Herzensgüte quellende Darlegung. Gebanntes Auges blickte der junge König auf den hochehoben dastehenden Zeugen des Evangeliums. Es stieg etwas auf in ihm von Bewunderung für diesen Helden des Glaubens, und die Knabenseele empfand unwillkürlich den Unterschied zwischen jenen einfachen Männern dort und dem reichen Glanz der Bischöfe und Prälaten.

Nun aber, da Beza die Lehre des Abendmahles vortrug und die wirkliche Verwandlung des Brotes und Weines in Leib und Blut des Herrn ablehnte, ja erklärte, daß das Brot und der Wein so weit von jenen entfernt seien wie die Erde vom Himmel, erhob sich Sturm.

»Blasphemavit!« rief der Kardinal Tournon erregt aus. »Er hat gelästert!« wiederholten die Prälaten und stampften mit den Füßen. Und die katholischen Edelleute stießen mit dem Degen klirrend auf den Fußboden des Saales.

Die Königin selbst mußte Stille gebieten, damit doch das Gespräch zu Ende geführt werden könne. Beza aber blieb gelassen. Je wütendere Blicke ihm zugeschossen wurden, um so ruhiger trug er seine Lehre weiter vor. Ja, er bewies aus dem griechischen Grundtext die Wahrheit der Schrift so lebendig, daß manche vom Hofe aufhorchten und seine Worte begierig in sich aufnahmen. Der innere Sieg war ohne Zweifel auf seiner Seite. Aber was sollte ihm das helfen? Jenen hohen Würdenträgern der Gegenseite war es nicht so sehr um das Recht als um die Macht zu tun, und diese zu erhalten, setzten sie zuletzt eine Formel auf, die alle hugenottischen Abgesandten unterzeichnen sollten. In dieser Erklärung wurde die katholische Auffassung vom heiligen Abendmahl betont. Gleichzeitig aber wurde der Antrag gestellt, daß die reformierten Prediger und Abgesandten denselben entweder zu unterzeichnen sich zu beeilen hätten oder der Ausweisung aus dem Lande sich

gewärtig halten sollten. Sie sollten auch alsdann als hartnäckige und unverbesserliche Ketzer in keiner Weise angehört und als ungehorsame Untertanen aus dem Lande gewiesen werden, das immer nur einen Gott, einen König und einen Glauben gehabt habe.

Auf das Gespräch folgte eine glänzende Tafel im Schloß zu Poissy. Dort wurde die Pracht des Hofes entfaltet, und die Bischöfe und Kardinäle tranken sich den funkelnden Burgunderwein zu. Man pries Frankreichs edle Tropfen, lobte des Hofes Gastfreundschaft und der Kardinäle Weisheit und Macht. Das war der Tag, an dem der Hof den Bischöfen seine Not klagte und von ihnen Bezahlung seiner großen Schulden heischen durfte.

Und siehe, er klopfte nicht vergeblich auf die Geldtaschen der geistlichen Herren. 17160 Livres schlug Katharina heraus bei den Nachverhandlungen mit den Prälaten. Der Kardinal von Lothringen aber wußte die Gegenrechnung geschickt zu stellen. Er wollte nicht umsonst nach Poissy gekommen sein, der mächtige Guise. Wollte Karl die Golddukatens der Bistümer, so wollten diese die katholischen Kirchen zurückhaben, welche die Protestanten in verschiedenen Provinzen eingenommen hatten. Nur freie Versammlung sollte ihnen immerhin zugestanden werden. Das war das Ergebnis von Poissy, wohin die Hugenotten mit großen Hoffnungen gezogen waren. Aber trotz aller Anstrengungen der Guisen, trotz des Hofes und trotz Roms wuchs das Wort Gottes in Frankreich, wie ein Feuer wächst im dürren Wald. Die nach Wahrheit dürstenden Menschen griffen begierig nach Gottes Wort, und die Scharen strömten zusammen, um die Botschaft des Heiles zu hören.

Beza war nicht umsonst nach Genf gekommen, und das Bekenntnis war nicht umsonst abgelegt worden. Der Heilige Geist zündete weiter und immer weiter und leuchtete hinein in die Finsternis.

II

Ein stiller Sonntagmorgen war angebrochen. Es war der 1. Mai 1562, und die Sonne meinte es gut über Vassy, dem kleinen königlichen Städtchen. Die Schwalben jubelten in der blauen Luft, und die Blumen dufteten köstlich aus den Gärten. Das Glöcklein, das die Hugenotten rief, mischte seinen Schall in das Jubilieren der fröhlichen Vögel, und bald eilten die Andächtigen von allen Seiten herzu.

Zwar hatten sie in Vassy nur eine Scheune, um sich am festlichen Gefühl der Gemeinschaft zu erfreuen. Aber was schadete das? Ihnen war das Wort des Lebens die Hauptsache, und die Kraft Christi entschädigte sie reichlich für alles, was sie an äußerer Bequemlichkeit entbehrten. Sang kein schöner Kirchenchor ein Tedeum, so klang es doch aus der Tiefe der dankbaren Herzen getrost zum Himmelsdom empor. Mischten sie diesem einfachen Gesange der Psalmen keine weichen Orgeltöne bei, so schlug dafür Madeleine, die Tochter ihres Pfarrers, die Harfe dazu, und sie hatten diese Harfe alle so lieb wie eine Orgel. Und wenn Madeleines helle Stimme die schwingenden Saiten übertönte und wie ein Engelsgesang über den rauhen Stimmen der Männer schwebte, so war es ihnen oft, als sei Christus selbst in ihre Mitte getreten.

Der Hirte dieser kleinen Herde stand eben am Tisch und gab das Lied an. Ihm zu Füßen saß ein Sohn des Edelmannes Ambroise, der edle Jüngling René von Ambroise, und sah aufmerksamen Blickes in sein heiteres und durchgeistigtes Antlitz. Er war noch nicht lange in diese Versammlung gekommen, aber bald genug hatte der Geist Gottes sein Herz entzündet und ihm die Wahrheit des Evangeliums bezeugt. So saß er nun, trotz des Widerspruches seines Vaters, Sonntag für Sonntag in der Predigt des Pfarrers. Seine Mutter freilich war eine der eifrigsten Hugenottinnen. Ihre reine Altstimme begleitete Madeleines schwebenden Sopran, wie sie denn auch für gewöhnlich neben der jugendlichen Harfnerin Platz genommen hatte.

Pfarrer Ernest hob das Auge auf vom Buch. »Brüder«, begann er mit eigentümlich bebender Stimme, »wir haben heute

den Anfang des Wonnemondes. Lasset uns Gott loben mit fröhlicher Stimme und bekennen, was unser Herz bewegt! Mir selbst ist es heute eigentümlich zumute. Ich habe heute nacht geträumt, daß große Leiden und Verfolgungen auf uns zukommen und des Wortes des Herrn willen. Ich erwachte voller Angst und Zagen, doch im Gebet schenkte der Herr mir Ruhe und Fügen in seinen Willen, was auch immer kommen mag. Darum, Madeleine, schlag an und singe das Lied vor, das um Hilfe fleht in der Not! Unser Hugenottenlied wollen wir heute singen mit freiem Sinn.« Die Gemeinde erhob sich. Die Frauen blickten angstvoll drein, und die Männer berührten unwillkürlich das Wehrgehänge an ihrer Seite. Die Augen der Jünglinge aber blitzten kampfesfroh. Sogleich hob Madeleine an und schlug die Saiten ihrer Harfe. Sie klangen wie melodische, seelenvolle Glockentöne klar und rein durch die Scheune und weckten Andacht und Ehrfurcht in den Seelen aller Anwesenden. Darauf begann sie zu singen:

Der Herr ist König, geschmückt mit Herrlichkeit!

Geschmückt ist der Herr, mit Kraft umgürtet;

darum steht fest der Erdkreis ohne Wanken.

Dein Thron steht fest von Anbeginn;

von Ewigkeit bist du!

Von Ewigkeit bist du!

Herr! Die Wasserströme erheben,

die Wasserströme erheben ihr Brausen,

die Wasserströme erheben ihren Wogenschwalm.

Doch mehr als vieler Wasser mächtiges Rauschen,

mehr als des Meeres Brandungen

ist der Herr, herrlich in der Höhe!

Dein Wort erweist sich als vollkommen wahr,

dein Wort, o Herr,

dein Wort, o Herr!

Und Heiligkeit ist die Zierde deines Hauses ewiglich!

Jubilierend erhob sich Madeleines Stimme bei dem Satz: »Dein Wort, o Herr, dein Wort, o Herr!« Sie hatte es so lieb, dieses köstliche Wort voll Licht und Wahrheit, und seine Kraft hatte sich an ihrem jungen Herzen bewiesen. Darum sang sie zur Harfe als eine, die da weiß, was sie singt.

René wußte nicht, wie ihm heute geschah. Madeleines Glockenstimme drang ihm tief in die Seele und ihr Vortrag war ihm hoher Genuß, sooft sie spielte und sang. Aber heute klang durch dieses Lied etwas Überirdisches und lockte ihm eine Träne ins Auge. Und als er zu seiner Mutter hinüberblickte, sah er, wie auch sie weinte und das Spitzentuch vor die Augen drückte. Der Pfarrer aber sprach ein Gebet voll Inbrunst und Glut. Es hob sich empor aus der Tiefe mit bebender Bitte, es rang um des Herrn Segen, wie Jakob gerungen am Jabok, es schwang sich endlich auf mit Adlersschwüngen des Glaubens, hoch über Kampf und Leid, über alle Nacht und Not.

Dann, als er geendet, schlug er seine geliebte Bibel auf, die in derbes, braunes Leder gebunden war, und auf deren Blättern manche Spuren ein Zeugnis ablegten von einer Christenseele, die im Kreuz daraus Trost und Kraft schöpfte. Er hatte eben den herrlichen Psalm des Schutzes aufgeschlagen und wollte zu lesen beginnen: »Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt«, da wurde die Scheuentür aufgerissen, und ein Bote stürzte herein.

Es war ein hugenottischer Mann, der, das entblößte Schwert in der Rechten schwingend, rief: »Fort und rette sich, wer es vermag! Die Herzöge von Guise sind in Vassy mit zweihundert Edelleuten eingeritten. Ihr Besuch gilt uns!«

Mit einem Schrei sprangen die Frauen auf. Etliche enteiltten durch eine hintere Pforte. Andere beeilten sich, den Heuboden zu ersteigen, um sich zu verstecken. Die Männer aber griffen zu den Waffen. Im Nu blitzten Schwerter und Pistolenläufe in ihren gebräunten Fäusten, und sie stellten sich an die Pforte, um den Feinden den Eingang zu wehren. Madeleine wollte an die Seite des Vaters treten, um alles zu teilen, was ihm widerfahren sollte. Allein, sanft drängten er und René sie hinaus zur Pforte, Frau von Ambroise nach. Die Harfe wurde mit einem Bund Stroh zugedeckt, und René zog ebenfalls das Schwert.

Doch der Pfarrer wehrte ihnen mit erhobener Hand. »Nicht also, meine Brüder«, sagte er ernst und entschieden. Wir wollen kein Menschenblut vergießen, um unser Leben zu retten. Wo soll des Herrn Hilfe bleiben, wenn wir uns selbst zu helfen

trachten? Und wo bleibt das Wort Christi: »Selig sind die Sanftmütigen?« Die Waffen der Männer senkten sich bei diesen Worten; denn ihres Pfarrers Wort hatte Gewicht bei ihnen allen. Zudem, es hätte ihnen auch aller Widerstand nichts genützt.

In eben diesem Augenblick drangen acht Kriegersleute des Herzogs von Guise durch die Tür herein und schrien: »Beim Tode Gottes, hier muß alles sterben!«

Zugleich blitzten vor der Scheune die ersten Schüsse auf. Dort hielt auf seinem Schlachtroß Franz von Guise und spornete seine Leute an, ihr Werk ganz zu tun. Ein wildes Getöse erhob sich. Laute Schreie um Hilfe und Barmherzigkeit durchdrangen die Luft, daß die friedlichen Schwalben entsetzt davonflatterten. Bald mischten sich in die Angstrufe die letzten Seufzer der Getroffenen; denn in kurzer Zeit hatte das Schwert der Mörder fünfundvierzig Menschen tödlich getroffen. Aber außer diesen lagen bald noch etwa hundert verwundet und verstümmelt in der Scheune und um diese herum.

So feierten die Herzöge von Guise den 1. Mai und den Tag des Herrn. War doch auch der Herzog und Kardinal von Lothringen mit seinem Bruder Franz in Vassy angekommen, und er zelebrierte jetzt in der katholischen Kirche des Ortes eine feierliche Dankmesse, während die letzten Seufzer der Märtyrer gen Himmel drangen. Furchtbar war das Werk des Schlächters von Vassy gewesen, furchtbar auch war der Gegensatz zwischen diesem Werk und dem frommen Gebaren jener, die in der Kirche den Weihrauch entzündeten, um ihr Gewissen einzuhüllen in die Umnebelung des heiligen Duftes und von Gott die Bestätigung ihres Verbrechens zu erbitten.

Bald darauf wurde es stiller am Ort der Schrecken. Die Sieger zogen ab, umjubelt von der katholischen Partei. Mit Wehklagen suchten die Angehörigen ihre teuren Toten heraus und führten die Verwundeten in das bergende Obdach des Hauses. Spöttische Zurufe begleiteten sie und verhießen ihnen eine baldige Wiederholung ihres hugenottischen Gottesdienstes.

Als die Sonne sich nach diesem blutigen Tag, zum Untergange neigte, neigte sich auch Pfarrer Ernests Lebenssonne. In der Scheune lag er todesmatt auf Stroh gebettet. Durch die ein-

geschlagenen Scheiben fiel das letzte Licht des wonnigen Frühlingstages mit verklärendem Schein herein und ließ eine goldene Straße in der Scheune erstehen. Es brach sich auch auf dem einfachen Silberkelch, den ein Entronnener jetzt seinem Hirten reichte, damit er daraus zum Gedächtnis des Lebens und Sterbens Jesu trinke. Auf der anderen Seite des Strohlagers kniete, das Antlitz von Tränen überströmt, Madeleine, des Pfarrers Tochter. Ihr zur Seite René von Ambroise und seine an diesem Tage merklich gealterte Mutter.

Noch etliche Entflohene hatten sich wieder eingefunden, um ihrem Pfarrer zum letzten Mal die Hand zu drücken. Scheu standen sie im Hintergrund der Scheune und verbargen ihre fließenden Tränen mit Mühe.

Nun aber erhob der Sterbende seine Stimme. Er deutete auf die Bibel, die René in der Hand hielt, und sprach: »René d'Ambroise, ich gebe dir das Wort. Nimm es an dich, und nimm es mit, wohin du gehst! Vergiß nie, darin zu lesen, und vergiß es nie, daß mein Blut auf jene Seiten floß, die ich aufgeschlagen hatte! Gott segne dich, mein Sohn, daß wir uns dort oben wiedersehen! Komm her, daß ich dich segne!« Tief bewegt kniete René auf das Stroh, auf dem der Hirte lag. Er neigte das Haupt, so tief er vermochte, und indem der Pfarrer ihm die Hand auf die Locken legte, sprach er: »Der Herr ist herrlich in der Höhe! Dein Wort, o Herr, dein Wort ist vollkommen wahr! Sei mit diesem Jüngling und reiße ihn von des Verderbens Bahn zurück in deine Herde!«

Von des Verderbens Bahn? Hörte René recht? War er denn auf falscher Bahn? Oder sah dieser Sterbende mit hellem Blick in die Zukunft, wie er das schon von heimgehenden Menschen gehört hatte?

Tief aufatmend ergriff er die Bibel, um sie an sein Herz zu drücken. Nein, er würde nie, niemals von dieser Bahn des Friedens weichen! Er wollte es hier geloben, der kleinen Herde der Hugenotten treu zu bleiben bis an den Tod.

Ernest aber wandte sich an sein Kind. »Madeleine«, sagte er mit innigster Betonung und voll Zärtlichkeit, »der Herr segne dich! Komm, nimm auch du meinen Segen! Und wenn du kannst, Madeleine, so nimm noch einmal die Harfe zur Hand!

Komm, spiel mir das Lied von heute morgen, mein Liebling, wenn du auch nicht singen kannst! Beim Klange dieser Psalmen stirbt es sich gut. Die Väter haben es geliebt, zuletzt ein heiliges Lied anzustimmen, und ich möchte den Vätern nachfolgen.«

Nein, singen konnte sie wirklich nicht, die im Herzen getroffene Tochter des Pfarrers. Aber wie hätte sie dem Vater die letzte Bitte abschlagen können, da er so innig darum bat?

Rasch hatte René die Harfe aus dem Stroh befreit, und mit bebender Hand stellte er sie auf neben dem Lager des Hirten. Die letzten Strahlen der Sonne vergoldeten ihre Saiten wunderbar, sie ließen aber auch Madeleines Angesicht in einem himmlischen Schimmer erglänzen, als sie mit bebenden Schritten an das Instrument trat. Es war gleichsam ein Sinnbild dafür, wie der Himmel den Erdschmerz verklärt. Dann, als eben eine Schwalbe zwitschernd durch das offene Scheunfenster hereinflog, um nach ihrem Nest zu sehen, und die Erinnerung an den grausigen Morgen mit aller Gewalt die Seele der Frau von Ambroise erfaßte, griff Madeleine in die schimmernden Saiten und entlockte ihnen in gedämpfter Weise den Psalm, den sie am Morgen gesungen hatten. Diesmal schwang er sich nicht jubilierend empor ins sonnige Licht. Nicht hehre Glaubensfreude begleitete ihn mit beschwingter Begeisterung, aber ein zartes Heimweh nach dem Himmel zitterte in den verhaltenen Akkorden, und die Harfe weinte, wie Madeleines Seele weinte um den treuen Vater, den die finsternen Herzöge ihr entrissen.

Doch während die Musik jedes anwesende Herz aufschluchzen ließ, erhob sich der sterbende Hirte halb von dem Strohbündel, und sein Angesicht nahm einen verklärten Ausdruck an. Er schlug selbst den Takt des Psalmes, als fühlte er keine Schmerzen in der Todeswunde seiner Brust, und nickte Madeleine unaussprechlich glücklich zu. Nur wenige Augenblicke dauerte diese feierliche Erhebung. Sie erreichte ihren Höhepunkt damit, daß Pfarrer Ernest mit prophetischen Worten anhub:

*Nicht untergehen wirst du, siegreiches Evangelium!
Und ob auch der Drache das Kreuz zertreten will,*

ob alle Höllenmächte wüten!

*Ob Könige und Herren sich auflehnen, Herr, wider deinen
Gesalbten:*

Du bist der Herr!

Ja, du bist der König!

Die Hölle wirfst du darnieder,

*die Feinde zerstreuet dein mächtiger Arm,
siegreich wird sich erheben das heilige Wort*

und wird schreiten bis an die Enden der Erde.

*Gegürtet mit Kraft, durchbrauset es, heiligem Sturme gleich,
des Erdballes ferne Inseln,*

und du Kirchlein wirst auferstehn aus dem Grabe

und im Lichte stehen voll Sieg und voll Freude;

denn der Herr ist dein Schirm und dein Trotz.

Herr, gelobet sei dein heiliger, dein herrlicher Name!

»Vater!« rief Madeleine voll heftigen Schmerzes, als sein Haupt todesmatt zurücksank. »Vater, bleibe noch länger bei uns! Hirte, o bleib bei deiner Herde!«

Ihr antwortete der Pfarrer mit dem Wappenspruch der Hugenotten, indem er auf den Schild wies, der, an einem Balken der Scheune befestigt, das Wappen der protestantischen Kirche aufzeigte: eine brennende Kerze, umgeben von sieben Sternen, und diese umrahmt von den Worten: »Das Licht leuchtet in der Finsternis.«

Laut weinend drängten alle sich herzu, um das teure Leben aufzuhalten. Doch sie vermochten es nicht. Des lieben Seelsorgers Haupt sank schwer zurück, und indem die eisigen Todewasser seine Füße berührten, wurde seine Seele emporgetragen in das Licht, das auch über der Finsternis leuchtet in unvergänglicher Klarheit. Die Harfe war verstummt. Der Mund des treuen Zeugen hatte sich geschlossen. Halb ohnmächtig lehnte Madeleine sich an Renés Arm. Frau d'Ambroise aber drückte dem Vollendeten sanft die Augen zu und segnete seine erkaltende Hülle. Da flog die Schwalbe zwitschernd wieder zum kleinen Scheunenfenster hinaus, um sich noch einmal zu wiegen hoch oben im Glorienschein des sterbenden 1. Mai 1562.

III

Ein düsterer Abend lag über Paris. Es waren nicht allein die Wolkenmassen, die diese Schatten verbreiteten. Auch durch die Herzen der Menschen zogen trübende Schatten geistiger Art und verhüllten ihnen den freien Himmelsblick.

Bei den Protestanten waren es die Wolken banger Befürchtungen. Bei den Katholiken aber sammelten sich die Wolken des Hasses. Man raunte sich insgeheim die Kunde des Bürgerkrieges zu und wollte es doch nicht glauben. In Fontainebleau aber saß der König beim festlichen Mahle und freute sich seines Lebens.

Heitere Musik ertönte heute im glänzenden Schloß, und der Tanz erfreute die leichtlebigen Mitglieder des Hofes. Die Königinmutter liebte es also; denn sie bedurfte der Aufheiterung ihres Geistes durch zerstreuende Feste. Und durch Genüsse aller Art wußte sie das Herz des jungen Königs immer mehr zu fesseln und ihn von der eigentlichen Politik abzuhalten.

Mitten in der lustigen Weise überfiel den jungen König an diesem Abend eine merkwürdige Furcht. Er hatte einen der Edelleute nur das Wort »Bürgerkrieg« flüstern hören. Da mißfielen ihm die schmeichelnden Geigen und Flöten, und ein düsterer Schatten fiel auf die schimmernden Ballgewänder der seidengekleideten Herzoginnen und ihrer Kavaliere. »Bürgerkrieg!« hu, das war ein Gespenst, das selbst durch den Ballsaal von Fontainebleau schweben und die Hand nach Karls Krone ausstrecken durfte! Er winkte jenem Edelmann, ihm zu folgen, und beide verließen unbemerkt den von zahlreichen Kerzen erhellten Saal. »Lassen Sie uns einen Gang im Park machen, Herr d'Arillac! Mir ist es etwas heiß geworden im Trubel der Menschen.« Herr d'Arillac verneigte sich und folgte dem König die Marmorstufen hinab in den Park. »Sire, befehlen Sie, wohin wir uns wenden sollen!« »Wohin? Ganz gleich, mein Freund! Nur nicht in den Bürgerkrieg, hören Sie, Seigneur? Ich vernahm Ihr Wort, das Sie dem Herrn von Embrenne zuflüsterten, und möchte nun hören, was es damit ist. Haben Sie gewisse Kunde?« Fragend blickte Karl den Edlen an, der bei

dieser Rede sichtlich zusammenzuckte. Das Mondlicht, das soeben durch die Wolken brach, ließ seinen bleichen Schimmer auf des jungen Königs Angesicht fallen, und Karls Zähne schlugen klappernd aneinander. Denn über ihm rauschte der Nachtwind in den gewaltigen Platanen des Parks so seltsam klagend, als wüßten selbst die Bäume schon darum, was geschehen sollte in Frankreich.

Herr von Arimac schwieg einige Zeit. Er wollte seine Worte wohl wägen; denn er sollte dem Gebieter des Reiches Antwort geben. Und wenn Karl IX. auch noch ein Knabe war, es galt, vorsichtig zu sein.

»Sie zögern«, hob der König wieder an. »Mein Herr, zaudern Sie nicht! Ich bin der König und will die Wahrheit wissen um jeden Preis. Hören Sie mich wohl! Jeden, der mir die Wahrheit verschweigt, schone ich nicht. Herr von Arimac, sprechen Sie!«

Heftig ergriff der König des Edelmannes Arm. Dieser aber beeilte sich zu antworten: »Hört uns denn auch niemand?« »Die Bäume wohl und der Nachtwind. Aber was soll das? Das flüsternde Geräusch der Büsche kann uns nicht erschrecken, mein Herr. Hören Sie, jetzt spielt die Musik einen neuen Tanz. Nun denn, beginnen Sie!«

»Der Bürgerkrieg wird unvermeidlich sein, Sire!«

»Unvermeidlich? Das ist eine Lüge, Herr von Arimac! Er muß vermieden werden um jeden Preis!«

»Um jeden Preis? Wenn aber der Preis die Krone wäre?« Durch Karls Körper lief ein Erzittern. Die Krone wollte er um keinen Preis verlieren; darum erwiderte er, indem er sich stolz aufrichtete: »Seigneur, die Krone von Frankreich tastet niemand an. Sehen Sie jene Marmorgötter von Griechenland, die der große Künstler Acambre gemeißelt hat? Sie mögen stürzen von ihrem Sockel, aber Karl stürzt nicht!«

»Möge das wahr sein, Sire«, entgegnete Herr von Arimac. »Ja, möge Gott Frankreichs König schirmen! Wenn ich jedoch ein Wort sagen darf, so ist es dieses: Vorsicht! Es sind mächtige Strömungen im Werden, die das Königshaus mitzureißen sich bemühen, und die, wenn ihnen das nicht gelingen sollte, selbst davor nicht erschrecken würden, wenn Frankreichs Thron fiel.«

»Still!«, sagte der König, »haben wir nicht soeben eine der Flügeltüren gehen hören, die zu uns herausführen?« Beide lauschten in die Nacht.

Richtig, da ertönten Schritte auf dem kiesigen Weg, und diese Schritte kamen auf sie beide zu.

»Schweigen Sie, Herr von Arimac, und lassen Sie uns hinter dieses Gebüsch treten! Rasch! Diana wird uns nicht verraten.« Herr von Arimac fühlte das Kindische, das in diesem Ansinnen des Königs lag, aber er wagte nicht zu widerstehen. So schlüpfte er dem König nach durch den Taxus, und dort blieben beide am Rand des Sees stehen, der beim Mondschein die Kaskaden in prächtigem Spiele rauschen ließ.

Allein das Rauschen der Wasser ermöglichte immerhin, die Stimmen der Herannahenden zu verstehen, die jetzt schon ganz nahe waren.

Der König hob den Finger in die Höhe. »Die Königinmutter, hören Sie?« flüsterte er triumphierend. »Und der Kardinal von Lothringen«, gab d' Arimac ebenso leise zurück. In der Tat, sie waren es beide. In lebhaftem Gespräch begriffen, nahten sie sich dem Gebüsch, wo die beiden versteckt waren, und die Königin sagte eben: »Setzen wir uns hier, im Schatten dieses Gebüsches, Herr Herzog! Hier können wir bequem alles besprechen, was Frankreichs Schicksal anbelangt; denn diese steinerne Göttin hier oben ist verschwiegen wie der Mond.«

Der Kardinal ließ die Königin zuerst Platz nehmen und setzte sich.

»Sie haben also ganz bestimmte Nachrichten?«

»Ganz bestimmte, Madame! Coligny ist bereits zu Condé in Meux gestoßen, und die Armee der Hugenotten soll sich von Tag zu Tag mehren.«

»Aber Coligny soll doch den König verehren und soll ihm dienen wollen, Monseigneur!«

»Das wird sich der König gerne sagen lassen. Ach, wenn nur der König nicht so ein Knabe wäre! Aber was kann man mit ihm anfangen? Er versteht von Staatsgeschäften ebensowenig wie von seinen Jagdhunden.«

»Was den König anbelangt, so habe ich ihn ganz in der Hand«, entgegnete Katharina mit überlegenem Ton. »Er ist

noch ein Kind, das ist wahr, aber man muß ihn dazu erziehen, ein Mann zu werden und Rom zu dienen, wie nur irgendein Fürst in Europa Rom dienen kann. Ich hasse diese Ketzer ebenfalls aus tiefster Seele, aber darf man denn seine innersten Gedanken offenbaren, Herr Kardinal? Ist nicht ganz Frankreich ein Nest der Spionage? Darum treibe ich eine Politik der Versöhnung, solange es geht.«

»Aber es geht nicht mehr, Madame!«

Erregten Tones sprach es der Kardinal. Er stampfte dabei auf den Kiesboden des Gartenweges.

»Was dann aber, Herr Kardinal?«

»Was dann? Nicht warten, bis die Ketzer sich sammeln und stark werden! Sie müssen einfach vernichtet werden ohne Gnade. Sonst kommt des Himmels Zorn über Frankreichs Thron.« Katharina fuhr doch etwas zusammen bei diesen Worten. Ein rascher Seitenblick streifte den Herzog de Guise, der neben ihr so ruhig saß, als wäre auch er aus Marmor gemeißelt. War es denn möglich, daß ein Mann der Kirche so reden konnte? Daß er so ruhig davon sprach, daß Tausende, ja Hunderttausende gemordet werden sollten?

»Ohne Gnade, das ist ein hartes Wort, Herr Kardinal!«

»Wir müssen hart sein, Madame! Hart gegen alle, die Härte verdienen. Hart auch gegen den König, wenn er bereit sein sollte, diese Ketzer zu dulden! Doch bah! Er mag zum Schein regieren! Wir werden es schon machen, wenn Katharina de Medici sich ihres Sohnes Franz II. würdig erweist.«

Der Kardinal stand auf. Die Königin erhob sich gleichfalls und sagte: »Sahen Sie jene Eule dort dem Gebüsch zufliegen, Herr Kardinal? Mich fröstelt es hier draußen. Lassen Sie uns wieder in den Saal zurückkehren, ehe man uns vermißt! Übrigens sah ich den König vorhin nicht.«

Sie verloren sich in der Dunkelheit, in der Richtung auf das Schloß.

Wortlos trat Karl hinter der Taxishecke hervor. Heftig drückte er die Hand seines Begleiters und sprach: »Sehen Sie nun, Monsieur, wo der Bürgerkrieg anfängt? Aber das gebiete ich ihnen: schweigen Sie um jeden Preis, wenn ihnen ihr Leben lieb ist! Ha, diese Kardinäle und Bischöfe schleichen in meinem

Schloß umher und vergiften die Luft! Sie heißen mich einen Knaben, nun gut, sie werden noch erfahren, daß Karl kein Knabe ist. Doch was wissen Sie, Herr Arimac?«

»Nun, nicht viel mehr, Sire«, gab Arimac vorsichtig zur Antwort. Daß Prinz Condé der Führer der Hugenotten ist, das weiß ich, und daß er in Meux Truppen wirbt, ebenfalls. Aber das ist auch wahr, so wahr als ich gut katholisch bin, er tat es nicht zuerst. Sire, es ist ein Jammer, wie bei uns in Frankreich die königlichen Edikte mit den Füßen getreten werden!« Der König sah ihn groß an.

»Sie sprechen in Rätseln, Herr von Arimac. Aber reden Sie doch! Welches Edikt? Was ist wieder geschehen?« Herr von Arimac strich sich langsam den schönen schwarzen Vollbart.

Wieder überlegte er und suchte nach den rechten Worten. Endlich begann er: »Daß die beiden Herzöge zu Guise das Städtchen Vassy mitten im Frieden überfallen und dort ein Blutbad angerichtet haben, ist ihnen bekannt, Sire?«

»Ich mochte es nicht glauben!« erwiderte der König unwillig.

»Nun denn, dieses Blutbad zu Vassy ist das Signal des ausbrechenden Bürgerkrieges geworden, und deshalb hat der Kardinal zu Lothringen, der Herzog von Guise, ihn auf dem Gewissen. Nicht genug damit. Man meldet schon wieder neue Übergriffe der Katholiken.«

»Wir sind beide auch katholisch, Herr von Arimac!« Der König sprach es mit großem Nachdruck.

»Fast schäme ich mich, daß ich es bin, Sire!« erwiderte der edle Herr. »Ja, ich bin katholisch, aber ich hasse den Fanatismus der Priester und hasse vor allem das Blutvergießen um des Glaubens willen. Mir ist die Gewalt im Kleide der Frömmigkeit etwas Verabscheuungswürdiges; denn ich denke, darin bestehe doch die katholische Religion nicht, daß man wehrlose Frauen und Mädchen überfällt und Männer, die Psalmen singen, tötet? Wo so etwas geschieht, Sire, da hat der Teufel gewonnenes Spiel, und auf jeden Fall, wenn das katholisch sein soll, dann ist er selbst katholisch.«

Der König lächelte. Aber ihm war doch nicht nach Lachen zumute. Es war ihm, als lege sich ein Alpdruck auf sein Herz.

Und als nun gar ein ferner Blitzschein eines Wetterleuchtens über die Platanen von Fontainebleau zuckte, erschrak er noch mehr und sagte: »Gehen wir in den Saal! Ich danke Ihnen, Herr von Arimac, für Ihre Mitteilungen. Glauben Sie mir, ich werde danach sehen und den Frieden aufrechterhalten in meinem Reiche. Aber noch eine Frage: Sie haben eine Tochter, Claire, die ich einmal sah bei einer Messe? Ach ja, es war bei der letzten Messe am Palmsonntag, als der König von Navarra wieder zu unserer allerheiligsten Religion zurücktrat. Was ich sagen wollte, Herr von Arimac, wenn Sie Ihre Tochter bekanntmachen wollen mit den Freuden des Hofes, habe ich nichts dagegen einzuwenden.«

Herr von Arimac antwortete nichts. Er war nicht nur ein katholischer Edelmann, sondern auch ein Ehrenmann, und darum hielt er seine Tochter vom Hofe absichtlich fern.

Von Karl zu einer Antwort gedrängt, erwiderte er zuletzt: »Die Welt ist böse, Sire, und Töchter sollen gut sein.«

»Gewiß, mein lieber Kavalier. Aber solche Blumen sollen nicht in einem kleinen Gärtchen verblühen.«

»Wenn der Sturm sie treffen könnte, Sire, so ist es besser, sie stehen in einem kleinen Garten. Und sehen Sie, wie der Sturm herannaht?« Tief neigten sich die Wipfel der Parkbäume bei diesen Worten. Das Rollen des Donners übertönte das Rauschen der Springbrunnen zu Fontainebleau und die Klänge der Hofmusik. Abermals zuckte es von Paris her in fahlem Lichte eines gespenstischen Blitzes.

Der junge König erschrak und eilte flüchtigen Fußes die Marmortreppe empor, um die Flügeltür des Schlosses zu erreichen. Mit gemischten Gefühlen sah ihm Herr von Arimac nach. Ihn schreckte nicht so sehr der Blitz, der über Paris flammte, als dieser Hof, zu dem er schon geraume Zeit nur mit Grauen ging. Was hatte dieser Knabe doch schon alles gelernt, und wie frühreif erschien er ihm! Und wie leicht und locker war überhaupt der ganze Ton des Hofes! Nein, an diesen Ort würde er seine Tochter Claire nicht bringen, und wenn er bei dem König, wie bei der Königinmutter, in Ungnade fallen würde! Schwüler als die Luft, die den Park durchwehte, war jene, die über dem spiegelnden Parkett dort drinnen lagerte.

IV

An demselben Abend, als in Fontainebleau das Ballfest war, saß der Admiral Gaspard Coligny mit etlichen Männern in seiner Wohnung beisammen. Es waren hugenottische Freunde, die sich bei ihm zu einer kleinen Bibelstunde eingefunden hatten. Das Wort, das sie an diesem Abend gelesen hatten, stand aufgezeichnet in der Bergpredigt des Herrn: »Ich aber sage euch, daß ihr allewege nicht widerstreben sollt dem Übel. Sondern so dich jemand schlägt auf den einen Backen, dem biete den andern auch dar, und so dir jemand nimmt deinen Rock, dem laß auch den Mantel!« Das war ein schwerer Text zur gegenwärtigen Zeit. Ein ehrwürdiger alter Priester von Amoise, Monsieur Charleton, sprach dazu: »Mir ist je länger, je mehr bange, wenn ich unsere Hugenotten ansehe. Sie erleiden Gewalt, das ist wahr, aber wer hat ihnen das Recht gegeben, mit Gewalt zu antworten? Unser Herr Christus befiehlt es uns anders.«

Ihm trat sofort die Frau von Coligny entgegen, indem sie mit flammenden Blicken rief: »Herr Charleton, befiehlt aber dieser Christus nicht auch, die Schwachen zu schirmen und die Kinder zu verwahren vor den Räubern und Dieben und den gewalttätigen Menschen? Oder sollen die Männer tatenlos zuschauen, wie ihre Frauen vergewaltigt und geplagt werden, daß es einen Stein erbarmen möchte? Sollen sie schweigen, wenn diese grausamen Söldlinge des Papstes wehrlose Kindlein mit dem Schwert niederhauen? Wie spricht doch David so oft in seinen Psalmen? Weiß er sich nicht gegen die Feinde des Herrn zu stellen, und hat er nicht Israel Ruhe verschafft?« Der alte Prediger lächelte. »Ah, unsere hugenottischen Frauen haben das Feuer der Tapferkeit in sich«, sagte er und verneigte sich leicht gegen Frau von Coligny. Aber sie wissen zu wenig von der Schrift, um sie ganz zu verstehen.«

Allein der biedere Charleton kam übel an. Die anderen hugenottischen Edelleute stellten sich alle sofort auf die Seite der Frau von Coligny. Auf's lebhafteste gaben sie ihr recht. Ja, etliche sprangen sogar auf vor Erregung.

Ein Herr von Séguier bat ums Wort.

»Reden Sie immerhin, mein lieber Séguier«, ermunterte ihn Coligny. »Ich selbst werde am Schluß meine Meinung erklären und hoffe, sie wird den Beifall der ehrenwerten Gesellschaft finden.«

»Was ich sagen wollte, ist das, was mich bewegt, seit Herr du Bourg verbrannt wurde. Ich war ja so ziemlich bei allem dabei. Auch ich bin aufs tiefste erfaßt von dem Geschick unserer Brüder und Schwestern. Aber ich habe durch unseren Bruder du Bourg gelernt, worin der wahre Mut der Hugenotten besteht.

War ich doch in jener Sitzung des Parlaments, in welcher König Heinrich II. anwesend war, und in der beraten werden sollte über die Mittel, wie man dem neuen Glauben das Lebenslicht ausblase. Es ist mir unvergeßlich, was da geschah. Kaum hatte der König geendet, als sich du Bourg erhob. Mir fiel jene Stelle der Heiligen Schrift ein, die von Stephanus sagt, daß sein Angesicht wie eines Engels Angesicht geleuchtet habe; denn also glänzte du Bourgs Angesicht. Meine Herren, jene Worte, die unser Bruder sprach, lauteten: ›Ich ergreife Partei für die armen Hugenotten und gegen jene, die sie verfolgen. Furchtbare Frevel gegen Gott und sogar Meineide werden geduldet, während man die verurteilt, welche die Frevel von Rom aufdecken, und wahrlich, es ist ein leichtes Ding, diejenigen zu verdammen, welche mitten in den Flammen den Namen Jesu Christi bekennen.‹

Das war ein Mut, wie ich ihn heute noch bewundern muß; denn alsbald ließ der König du Bourg in das Gefängnis abführen. Ja, dann schwur Heinrich II., er wolle du Bourg mit eigenen Augen brennen sehen. Du Bourg mußte sich mit dem Schwert wehren. Ist doch dem König das Auge, mit dem er den tapferen Mann brennen sehen wollte, eben bei dem Turnier ausgestochen worden, das die Ursache vom Tode des Märtyrers wurde.«

»Ja, er war ein trefflicher Held, unser Bruder du Bourg«, fiel hier der Admiral ein, und sein feuriges Auge leuchtete hell auf. »Wie prächtig hat er geantwortet auf alle die Fragen, die man ihm vorlegte! Es war in der Bastille, wo man ihn verhörte. Auf

die Frage, worauf er seinen Glauben gründe, antwortete er: ›Auf das reine Wort Gottes, auf die Propheten und die Evangelien, in denen alles steht, was not tut für unser Heil. Die Kirche hat kein Recht, andere Glaubenssätze aufzustellen als die, so mit der reinen Lehre übereinstimmen.‹ Und als ihn ein Richter fragte: ›Wo sind Sie in die Beichte gegangen?‹, erwiderte er unerschrocken: ›Ich beichte im Gebet meinem Gott; zuletzt habe ich das Abendmahl am Sonnabend vor Ostern gefeiert in der Versammlung der Gläubigen, und zwar so, wie es Christus eingesetzt hat.‹«

Lebhafter Beifall stimmte hier dem Admiral zu. Vor den Augen aller Anwesenden stand das leuchtende Vorbild dieses Märtyrers. Coligny aber, wie in die Ferne träumend, fuhr mit innerer Bewegung fort: »Ich war selbst dabei, als der Tag kam, an dem er sein Bekenntnis mit dem Tode besiegeln sollte. Ah, Brüder, was war das für ein prächtiger Geist, der aus ihm strahlte, als er auf dem Richtplatz noch Psalmen sang und dann dort auf dem Greveplatz das letzte Gebet sprach: »Mein Gott, verlaß mich nicht, auf daß ich dich nicht verlasse!«

Des Admirals Frau fuhr sich über die Augen; denn ihr entlockte das Andenken an du Bourg Tränen. Dann aber faßte sie sich rasch und sagte mit lebhafter Stimme und ganz energischer Betonung: »Eben darum gilt es auch, daß alle Hugenotten jetzt treu zusammenstehen und ihre Rechte verteidigen. Oder sollen Frauen an den Platz treten, den Männer nicht einnehmen?«

»Nun, meine Meinung ist gewiß, daß Männer als Männer handeln«, erwiderte Coligny seiner Frau und legte begütigend seine Hand auf ihren Arm. »Wir brauchen solche Männer, die, wie du Bourg, den Tod verlachen und sterbend bekennen, und darin sehe ich mehr Mannhaftigkeit als darin, das Schwert zu ziehen, obwohl ich weiß, wie das geschieht. Aber vergiß nicht, liebe Frau, daß Christus selbst nicht mit dem Schwert gesiegt hat, und daß seiner Sache schlecht gedient ist, wenn wir seine göttlichen Grundsätze vergessen!« Eben wollte Frau von Coligny wieder antworten, da klopfte es an der Tür, und der Diener trat herein und flüsterte dem Admiral etwas ins Ohr.

»Ein Bote von Vassy?« Alle horchten auf. Der Admiral aber stand sogleich auf, um diesen selbst hereinzuführen. Einige

Augenblicke später erschien er und führte René von Ambroise an der Hand ins Zimmer, um ihn den anwesenden Herren vorzustellen. Anmutig verneigte sich der Jüngling nach allen Seiten und wartete sodann höflich, bis er angeredet wurde.

»Nun, wie steht es in Vassy? Es ist uns hochwillkommen, Nachricht von dort zu hören. Ist es wahr, daß die beiden Herzöge Guise dort waren, und daß der Kardinal in der Kirche ein Hochamt zelebrierte, während sein Bruder die Hugenotten niederhauen ließ?«

Renés Angesicht sah bekümmert aus. »Nur zu wahr, ehrwürdiger Herr Admiral«, erwiderte er niedergeschlagen. »Die Feinde haben das Amen unseres Gottesdienstes mit ihren Schwertern und Pistolen gegeben.«

Ein Ruf des Abscheus und Entsetzens vereinigte die Stimmen aller Anwesenden. Frau von Coligny streckte abwehrend die Hand aus und verhüllte mit der andern ihr Gesicht. Herr Charleton, der Prediger, ergriff René's Hand und blickte ihm angstvoll in die Augen. »Ich habe selbst Verwandte in Vassy, junger Mann, sie nennen sich Montpellier, wie steht es mit ihnen?«

»Sie sind tot, ehrwürdiger Vater!«

»Tot, sagst du, Jüngling? Sie sind wirklich tot? Du bist kein guter Bote! Ist es nicht am Ende ein grausamer Irrtum, ein böser Traum?« Auch Herr Charleton streckte wie abwehrend beide Hände aus, und seine Stimme bebte in tiefem Schmerz. Die Tränen vermochte er bei dieser Botschaft nicht zurückzuhalten. Er bot mit dem schönen großen Silberbart im Licht der kleinen Lampe, die ein rötliches Schimmern darauf strahlen ließ, ein ergreifendes Bild.

René ließ den Kopf hängen und schwieg. Sein Schweigen teilte sich einen Augenblick lang der ganzen Versammlung mit. Es war das Schweigen des tiefgebeugten Herzens und der demütigen Unterordnung unter Gottes gewaltige Hand, die solches zugelassen. Nur Frau von Coligny seufzte: »Entsetzliche Kunde!«

»Und die Frauen und die Kinder?« fragte jetzt Coligny mit bebenden Lippen. »Ich war selbst einmal in Vassy und sah dort viele Frauen und blühende, rosige Kinder bei unseren Glaubensgenossen. Die Guisen werden doch keine solchen Hyänen gewesen sein, daß sie die unschuldigen Kinder nicht schon-

ten?« »Es gab keine Schonung, Herr Admiral!« vollendete René seinen Bericht. »Was nicht schleunigst entflohen, wurde niedergehauen wie ein wildes Tier. Selbst unser geliebter Hirte, Herr Pfarrer Ernest, ist tot. Ein Kriegsknecht schoß ihn ohne jede Veranlassung am Altar nieder, und hier ist seine Bibel.« René zog das ziemlich schwere Buch aus einer Umhüllung und reichte es dem Admiral hin. Dann fuhr er fort: »Der 90. Psalm ist mit dem Blut unseres lieben Seelenhirten bezeichnet, meine Herren. Er wollte eben lesen, als ihn der Schuß traf. Ich saß neben ihm während des Anfangs des Gottesdienstes, aber er bat mich bei der ersten Kunde, seiner Tochter Madeleine fortzuhelfen, und so entrann ich mit ihr und einigen Frauen den Schwertern der Mörder. Die Frauen habe ich in Sicherheit gebracht.«

Voll Ehrfurcht nahm der Admiral die Bibel in die Hand und schlug den 90. Psalm auf. Ja, da waren die Seiten mit dunklen Flecken gezeichnet. Alle drängten sich um den Admiral, um das Blut zu sehen.

»Und was gedenkst du nun zu tun?« wandte sich der Edle an René.

»Für mich gibt es nur eines, Herr Admiral«, erwiderte René flammenden Blickes. »Ich trete in die Armee der Hugenotten ein und bin gekommen, zu fragen, ob ich bei Ihnen, Herr Admiral, Dienst finde.«

Die niedergeschlagene Haltung René's von Ambroise war gewichen. Hochaufgerichtet stand er vor dem Helden des spanischen Krieges und blickte ihm erwartungsvoll ins Gesicht. Er erwartete nichts anderes als freudige Zustimmung, aber Coligny drückte ihm nur schweigend die Hand. Dann bot er ihm einen Stuhl an und sagte nach einigen Minuten Stille: »Freunde, wir wollen beten!«

Und als Charleton ein ergreifendes Gebet gesprochen und alles in des Höchsten Hand befohlen hatte, ergriff er noch einmal das Wort: »Nur ist es noch nicht klar, ob der Herr mich an diese Aufgabe ruft. Vielleicht, daß Prinz Condé von Bourbon der rechte Mann ist ... mag sein ... aber ich bin im Innersten nicht der Meinung, das Schwert zu erheben gegen französisches Blut. Brüder eines Volkes sollen sich nie bekämpfen; denn der Bruderkrieg ist der größte Triumph der Hölle.« Erho-

benen Tones fuhr er fort: »Es gibt nichts Entsetzlicheres, als wenn ein Volk sich selbst zerfleischt. Mir graut davor, wie mir graut vor den Herzögen Guise, die den Frieden des Landes so teuflisch gestört haben. Und wenn ich tun soll nach meinem tiefsten Fühlen, so eile ich zum König und lege ihm lieber mein Haupt zu Füßen, als daß ich ihm den Schmerz bereite, sein Volk sich selbst bekämpfen zu sehen.«

Coligny schwieg und schüttelte gramvoll das edle Haupt. Er war ein treuer Sohn seines Vaterlandes und hatte um seinetwillen in spanischer Gefangenschaft gelegen. Darum tat es ihm bitter weh, auch nur daran zu denken, an die Spitze einer Gegenarmee zu treten und dieses blühende Frankreich, das er so sehr liebte wie nichts sonst auf der Welt, dem Bürgerkrieg entgegenzuführen. Dabei bedachte er als edle Seele am wenigsten die Schuld der Feinde, die diesen Krieg schon eröffnet hatten, ohne nach des Vaterlandes Wohl zu fragen.

»Mein Herr«, nahm Herr von Séguier das Wort, der Krieg ist schon entbrannt. »Nicht wir sind die Entfeßler der furchtbaren Furien, die ihre Schlangengeißeln auf die Söhne und Töchter unseres Volkes schwingen. Aber jene, die, fromme Phrasen auf den Lippen, das Mordschwert wider Kinder und Frauen erheben, sind es, die Männer finden müssen, die ihnen entgegen-treten. Uns geht es um heiliges Gut!«

»Das behaupten jene auch!« warf Charleton hier ein. Sein schmerzbewegtes Angesicht rührte alle Anwesenden, am meisten Frau von Coligny.

»Ja, sie behaupten viel, ehrwürdiger Vater! Aber die Behauptung der Wahrheit ist kein Ersatz für die Wahrheit selbst, und der scheinbar fromme Eifer des Hofes und der Guisen paßt schlecht zu ihren Taten. Das Restitutionsedikt von Poisson ist also ein Possenspiel geworden! Wenn Herzöge und Könige ihr Wort brechen, muß das Königreich untergehen. Wir aber wollen es retten!«

René hatte seither bescheiden geschwiegen. Nun aber erlaubte er sich die Worte: »Es ist reine Notwehr, zu der wir schreiten. Wer die Frauen zu Vassy hat sterben sehen, kann nur Gottes Gerechtigkeit herabrufen auf die Häupter der Schuldigen.«

»Recht so, Herr von Ambroise!« rief Frau von Coligny aufs lebhafteste und streckte dem Jüngling die Hand hin, um sie zu drücken. René verneigte sich ehrerbietig und trat einen Schritt zurück. Der Admiral aber erhob sich.

»Es ist genug, meine Freunde!« sagte er, indem er sein Feldherrnauge ruhig von einem zum andern gleiten ließ. »Wir alle wollen Gottes Willen tun, und Gott wird uns helfen, ihn zu finden. Ich möchte jedoch zum Schluß nur erzählen, was mir passiert ist. Mich hat ein junger Mann der Gegenpartei zum Zweikampf herausgefordert.«

»Hört, hört!« ließ sich Herr von Séguier vernehmen.

»Natürlich habe ich ihm das Ansinnen einfach abgelehnt.« Und als Herr von Séguier den Kopf schüttelte, fuhr der Admiral lächelnd fort: »Der junge Mann war schlecht erzogen; denn er spie mir ins Gesicht.«

»Pfu!«

»Ja, er hat sich damit nicht mit Ruhm bedeckt. Aber ich glaube, daß ich ihn doch geschlagen habe mit einem Wort, das mir der Herr in eben diesem Augenblick gab.«

Gespannt blickten alle auf den verehrten Mann.

»Was hast du geantwortet, Gaspard?« fragte seine Gemahlin hastig. »Was meine Pflicht war, liebe Héloïse! Ich sagte zu ihm: ›Junger Mann, wenn ich Ihr Blut so leicht von meiner Seele wischen könnte wie diese Schmach von meinem Angesicht, so hätte ich das Duell nicht verweigert!‹ Ich erzähle dies hier nicht, um zu prahlen, sondern um meine Stellung zum Schluß noch einmal kundzutun. Das Blutvergießen ist etwas, das man auch als Feldherr nicht leichtnehmen darf, und Frankreich soll mir lieber den Abschied geben als einen neuen Ruhmeskranz.«

Alle fühlten die Größe des Admirals, die in diesen seinen Worten lag, und achteten sie. Als aber der Admiral René die Hand hinstreckte, sprach er: »Warten Sie bis morgen früh, Herr von Ambroise! Sie finden in unserem Hause eine Lagerstätte und, wie ich hoffe, auch Ruhe. Der Herr segne Ihren Eingang und Ausgang von nun an bis in Ewigkeit!«

Als die Gäste gegangen waren, wurden zwischen dem Admiral und seiner Gemahlin nicht mehr viele Worte gewechselt. Im Bett aber lag er noch lange wach und kämpfte einen schwe-

ren inneren Kampf durch. Da erhoben sich vor seinem inneren Auge die blutenden Brüder und Schwestern von Vassy, und ihm war, als streckten sie bittend die Hände nach ihm aus. Dann wieder tauchten die finsternen Gestalten jener mächtigen Herzöge von Guise empor, die drohend über ganz Frankreich das Schwert ausstreckten. Schon hatten sie, wie es schien, den jungen König umgarnt, und bei Katharina war ihr Wort gewichtig. Sollten sie die ganze Politik Frankreichs in spanisches Fahrwasser leiten? Sollten jene blutigen Inquisitionskammern von Sevilla wirklich blühende Städte und Dörfer von Languedoc, Dauphiné und anderen Provinzen mit Entsetzen erfüllen?

Der Admiral konnte nicht schlafen. Und als er hinhorchte nach den Atemzügen seiner Gemahlin, merkte er, daß auch sie noch wachte.

»Du wachst, meine Liebe?« fragte er leise. Ein Schluchzen antwortete ihm. Seine Frau weinte und verbarg das Gesicht im Kissen. Und als er in sie drang zu antworten, gab sie nach langer Pause die Antwort: »Ich weine um Vassy und um alle, die das gleiche Schicksal zu erleiden haben werden. Ich weine, weil ich weiß, daß niemand die Herde Christi schützt, wenn du es nicht tun willst. Prinz Condé von Bourbon wartet auf dich zu Meux, und du willst ihn vergeblich warten lassen? Frankreich wartet auf das Evangelium, und diese blutigen Herzöge sollen Frankreich enttäuschen, weil niemand ihnen entgegentritt? Und unsere Hugenotten warten auf den Helden, den Gott Frankreich gab; aber dieser Held weiß nicht, daß er Frankreichs Gideon werden soll, und daß es hohe Zeit ist! O Gaspard! Sollte ich da nicht weinen? Du wirst es nicht verantworten können!«

Coligny antwortete darauf nichts. Als aber eine ferne Glocke mit dunklen Tönen die Mitternacht schlug, war sein Entschluß gefaßt. Und am anderen Morgen bestieg Admiral Coligny mit René von Ambroise und anderen Edelleuten die Pferde, um zu Condé nach Meux zu reiten und Frankreich zu retten vor der finsternen Blutherrschaft der Guisen. Der Feldherr, der Edelmann und der Gatte in ihm hatte jener leisen, sanften Stimme zu schweigen geboten, die auch jetzt noch sprach: »Wer das Schwert nimmt, der soll durch das Schwert umkommen!« Admiral Coligny glaubte, der frische Morgen winkte ihm und

den Hugenotten freudig zu, und der Frühlingsstrahl über den dunkelragenden Türmen zu Paris sei der Morgenglanz der nahenden Freiheit. Freudig griff sein Hengst aus, während der Admiral den Wahlspruch der Hugenotten noch einmal als Abschiedsgruß seinem Weibe zurief:

»Das Licht scheint in der Finsternis.«

René aber jauchzte im Innern vor Freude. Vor ihm lag eitel Ruhm und Ehre, und er dehnte sich hoch im Sattel seines schwarzen Renners. Sein Schwert war blank, und sein Arm war bereit, es zu führen. So war er also doch auf rechtem Pfade bei seinem Besuch im Hause des Admirals gewesen. Vorsichtig hatte er seine Bibel neben anderen Habseligkeiten auf das Roß geschnallt. Durch seinen Sinn zog Madeleines Bild und ihr Lied, das sie am letzten Gottesdienstmorgen in der Scheune zu Vassy gesungen hatte.

V

Auf der Landstraße, die aus der Richtung von Vassy nach Paris führte, zog an demselben Tag eine kleine Gruppe von Reisenden dahin, die nicht so stolz ihres Weges kamen wie jene Männer, die zum Heer des Königs Johann von Navarra und des Prinzen Condé von Bourbon eilten, um die Banner der Hugenotten zum Sieg zu führen. Auf einem Maulesel saß eine alte Dame. Ein junges Mädchen ging zu Fuß an ihrer Rechten und versuchte, sie zuweilen etwas im Rücken zu stützen. Auf einem zweiten Maultier hatten die beiden Frauen ihre Habseligkeiten aufgeladen, und dieses Tier wurde von einem ergrauten Diener geführt.

Frau von Ambroise warf Madeleine einen dankbaren Blick zu, als sie eben wieder ihre Hand stützend in ihren Rücken legte.

»Du bist so gut gegen mich wie meine eigene Tochter«, sagte sie zu dem Mädchen und streichelte ihr liebkosend die blühenden Wangen. Madeleine lächelte, erhaschte die Hand der alten Dame und drückte rasch einen Kuß darauf.

»Sollten wir als Christen anders sein als bemüht, uns in Liebe zu dienen?« entgegnete sie. »Der Herr hat unser Geschick verflochten, und wir wollen es auch gemeinsam tragen als Glieder einer Familie.«

Ein schmerzlicher Zug glitt über das ehrwürdige Angesicht der alten Dame, als sie das Wort »Familie« vernahm. Sie dachte zurück an ihr schönes, altes Schloßchen zu Vassy, das sie nun als eine Flüchtende im Alter verlassen hatte, an den in der Ferne weilenden Sohn und an ihren Mann, der nun in Einsamkeit, aber auch in Verbitterung zu Hause weilte und ihr das Tor gewiesen hatte. Wie schwer war es doch gewesen, die Heimat zu verlassen! In diesem weinumrankten, alten Schloß war sie geboren und auferzogen worden. Die Sage umwob die altersgrauen Mauern mit einem wunderbaren Schimmer, und die uralten Kastanien des Gartens hatten ihr schon als Kind die herrlichsten Geschichten von tapferen und edlen Vorfahren zugeräuscht. Wie viele trauliche Gebüsche und Lauben hatte dieser Garten für das kleine Mädchen gehabt, das sich so gern vor der älteren Schwester versteckte im Holundergeäst und in dem Gezweige der Zypressen! Und mit welcher Güte und Liebe hatte dereinst ihre edle Mutter in diesem Hause als Frau gewaltet! Noch konnte sie immer wieder im Geiste die Edelfrau sehen, wie sie, in dunkelroten Samt gekleidet und mit weißseidenen Spitzen verziert, durch die hohen Gemächer fast lautlos wandelte, der Ordnung schönes Amt versah und die feierlichen, beinahe lebensgroßen Ölgemälde vom Staub befreite oder von den Spinnweben reinigte. Mit welcher Andacht war dann diese liebe Mutter immer vor der in bunten Farben bemalten Muttergottesstatue niedergesunken, um dort in stiller Andacht ihr Gebet zu verrichten oder frische Blumen in das Glas zu stecken, das über dem ewigen Licht dunkelblau prangte! Oder sie nahm ihr Töchterlein bei der Hand, gab ihm in die Rechte eine neue, kostbare Kerze und hieß es, diese brennend zu der Mutter des Jesuskindes zu tragen und dort aufzustellen, damit ihr goldener Glanz die Krone des kleinen Gotteskindleins um so heller aufstrahlen lasse.

Es waltete ein stiller, frommer Geist in ihrem Vaterhause, der schon von den Eltern herrührte. Und ebenso hatte sie es auch

ihren René gelehrt, als er später genauso wie sie einst der Mutter nachlief und ihr auf allen Tritten folgte. Der kleine, braungelockte Kerl hing mit unbeschreiblicher Liebe an der Mutter und war von niemand sonst zu bändigen als von ihr und jener Mutter Gottes im alten Schlosse. Und dann war jener wunderbare Tag gekommen, an dem Gottes herrliches und heiliges Licht in dieses alte, von Wein und Efeu umschlungene Schlößchen gefallen war, dessen Rundtürme schon lange wie forschend hinaufgesehen hatten in des Himmels Licht. Es war ein sonniger Herbsttag gewesen, der die stille, wonnevolle Verklärung des Jahres in sich trug, und dessen Licht am Abend die Turmfenster purpurgolden aufleuchten ließ. Da war zur Dämmerung jener alte Hausierer über das Granitpflaster geschritten, auf dem Rücken den schweren Kasten und in der Hand den derben Knotenstock. In der Halle des Erdgeschosses hatte er seine Herrlichkeiten ausgebreitet: venezianische Spitzen, kostbaren Samt von Brabant, seidene Bänder aus Lyon und reizenden Perlmuttschmuck aus Jerusalem. Freundlich hatte er alles gezeigt, beinahe liebevoll dieses und jenes verkauft. Aber am Ende des Handels, als sie ihn erquickt hatten mit köstlichen Burgundertrauben und weißem Brot, frisch gebacken und zierlich aufgeschnitten, da hatte er noch einen Schatz hervorgezogen. Es war ein kleines, unscheinbares Büchlein gewesen, aus dem er mit einer Innigkeit und Herzenswärme vorlas, wie sie noch nie etwas in ihrem Leben gehört hatte. Ihr zur Seite war René gestanden, an sie geschmiegt und mit großen, dunklen Augen aufschauend zu dem fremden alten Mann, dessen Antlitz jetzt ähnlich leuchtete, wie ihre Turmfenster leuchteten, wenn die warme Abendglut über sie hinzitterte und auf die Efeublätter Goldstaub legte. Ja, sie erinnerte sich noch gut, was er gelesen hatte. Vom rechten Weinstock hatte es gehandelt und von den fruchtbaren Reben, vom geistlichen und göttlichen Lebenssaft, der aus diesem himmlischen Weinstock in alle Reben hineinströme und ihnen das Leben schenke, das sie brauchten. Und dann hatte er erzählt von Jesus und seinem herrlichen Leben, als wäre er dabeigewesen, wie der Meister die Kranken geheilt, die Verlangenden mit Lebenswasser und Himmelsbrot erquickt, den Sturm gestillt und alles erlitten hatte, um alles zu erstreiten.

Aber auch von der Kirche hatte der Fremde geredet, ernste, nicht unehrerbietige, aber doch schneidende Worte. Daß sie nicht mehr das kostbare Evangelium so teile und spende wie der ersten Apostel geistgetaufte Schar. Daß sie unter Bildern und Farben vergrabe des Wesens Kraft. Daß sie Maria, die Mutter des Herrn, an seine Stelle gerückt und ihr der Verehrung zu viel geschehen lasse, wo doch alles Heil vom gestorbenen und auferstandenen Gotteslamme komme.

Sie waren wie gebannt gewesen, als endlich der Fremde seine Spitzen, seinen Samt und die Lyoner Bänder zusammengepackt hatte. Das Büchlein aber hatte er dagelassen, darinnen das Evangelium stand. Ihr Mann war zum Glück damals nicht zu Hause gewesen. Als sie ihm aber davon erzählt hatte, war er bitterböse geworden.

»Weißt du nicht, daß du einen Ketzer aufgenommen hast in unser Schloß?« hatte er gerufen. »Kennst du die Gesetze der heiligen Kirche so schlecht, daß du solche labst und anhörst, die zu den ärgsten Häretikern gehören? Weib, soll uns der Zorn des Königs und der Fluch des Papstes treffen?«

Es war ein böses Wort gewesen, das er zuletzt gesprochen: »Nimmst du diesen Teufelssohn noch einmal auf, so mache dich auf schlimme Dinge gefaßt!«

Von dem Tage an war sie innerlich nicht mehr zusammengeschlossen gewesen mit dem Mann, an dem sie mit grenzenloser Liebe gehangen. Wie ein Sauerteig das Brot durchzieht, so hatte das Evangelium ihre Seele durchwirkt. Es gärte in ihr, es rangen Licht und Wahrheit mit wunderbarer Gewalt um ihre Seele, um Einlaß in Herz und Denken. Und doch stand vor diesem Paradies der neuen Erkenntnis einem Cherub gleich der zürnende Gatte, das drohende Verhängnis.

Allein, sie hatte nicht mehr zurückgekonnt. Und als Martin, der Hausierer, wieder gekommen am Abend vor dem heiligen Christfest, da hatte sie ihn wieder aufgenommen, heimlich zwar und mit bebendem Herzen, aber doch auch freudig und voll Verlangen.

Frau von Ambroise sah in tiefen Gedanken nach den fernen Wälderkrone, die den Hügel im Westen säumten, als sie jenes Abends gedachte. Im kleinen, kalten Burgstüblein waren sie

gewesen. Ihr zu Füßen auf dem Eichenschemel René, ihr Herzensjunge, ihr zur Seite Victoire, die Freundin ihrer Tochter, damals noch nicht hugenottisch gesinnt, und ihr gegenüber Martin, der Hugenotte, abermals das Buch in der Hand und sie lehrend mit leuchtenden Augen. Draußen fiel der Winter-schnee, und der Nordwind heulte um des Turmes Gemäuer mit klagendem Ton. Aber sie merkten nichts davon; denn ihre Seele war entrückt.

Wenn nur der Gatte nichts merkte, nicht nach ihr fragte; er, der heute auf die Jagd geritten war und erst am andern Tag von einem Freundschaftsbesuch auf benachbartem Schloß zurückkehren wollte.

Aber er kam nicht. Es kam zu ihr der Herr und Heiland und zog in ihr Herz mit seiner ganzen Liebe und seinem köstlichen Weihnachtssegen, so daß sie am andern Tage wie eine Neugeborene umherging und der weiche, reine Schnee ihr ein Bild der eigenen Seele zu sein schien. »Gewaschen im Blute des Lammes! Gewaschen!«, so klang und sang es immer wieder in ihrem Herzen, das voll seligen Glückes war. Nun hatte sie mehr als brabantische Stoffe und köstliche Spitzen, nun war ja das Brautkleid Jesu Christi ihr eigen. Aber vor dem Mann konnte sie es nicht verschweigen, wer dagewesen war. O, da war sein Zorn furchtbar aufgelodert! Da hatte er ihr geschworen, nicht zu ruhen, bis jener Hausierer in der Bastille und sie wieder zurückgekehrt sein werde zum Glauben der Väter, der solcher verrückten Schwärmereien nicht bedürfe.

Von jenem Weihnachtstage an war eine Kluft aufgetan zwischen ihr und ihrem Manne, die nichts mehr schloß. Er, verschlossen gegen alles, was nach hugenottischer Ketzerei auch nur von ferne roch, kämpfte gegen die neue Religion, wo immer er vermochte. Und doch konnte er nicht hindern, daß sein Weib sich zur protestantischen Gemeinde hielt, und daß auch René dieser stillen Mutter mit den merkwürdig leuchtenden Augen mehr gehorchte als ihm. Jahre waren gekommen und gegangen, und der Jüngling erwuchs aus dem Knaben, ward stark und schön und trug des Vaters Ebenbild auf dem Antlitz, aber der Mutter Geist im Herzen. Der Vater kämpfte einen förmlichen Kampf um den Sohn, suchte ihn durch Jagd und

Reisen abzuziehen von dem, was ihm ein entsetzlicher Fluch zu sein schien. Aber René wuchs allem zum Trotz mehr und mehr nach der Richtung, die jener haßte, ob er schon ein gehorsamer Sohn war und dem Vater zuliebe tat, was er vermochte.

Aus der inneren Abneigung aber war bei dem Grafen Haß geworden. Ja, jener tiefe glühende Haß, der, genährt mit religiösem Fanatismus, fort und fort brannte, hatte es endlich so weit gebracht, dem Sohn und seiner Mutter das Schloß zu verbieten, und nun, da der Herzog von Guise ihm zu Hilfe gekommen, schlug die Stunde, in der er die beiden hart und unerbittlich in die Fremde wies.

Heimatlos zu werden in dem Hause, das sie dem Manne zugebracht, das ihrer Jugend traulicher Hort gewesen, es hatte ihr beinahe das Herz gebrochen.

René war vor ihr entflohen auf flüchtigem Roß, um den jugendstarken Arm für die hugenottischen Fahnen zu rühren. Ihr aber folgte die edle Tochter des Mannes, dem sie alle so viel verdankten, und der ihre Seelen nimmermüde geweidet hatte auf der grünen Aue des Wortes Gottes.

»Ich werde die Fremde und all Ihr Leid teilen mit Ihnen, Frau von Ambroise«, hatte das heldenhafte Mädchen gesprochen, und als einziges Vermächtnis der Heimat hatte sie die geliebte Harfe sich als Begleiterin erbeten. Maurice, der Diener, hatte sich dazugesellt, bereit, Leib und Leben für die Frau zu opfern, mit der er als Sohn des Pförtners aufgewachsen war. Frau von Ambroise hatte weinend das edle Kind geküßt. Ihr kamen des Meisters Worte in den Sinn: »Weib, siehe, dein Sohn!«, nur daß sie das letzte Wort umsetzte und Madeleine bat, sie Mutter zu nennen.

Und nun, wo wollten sie hin? Gen Paris, in die Höhle des Löwen? Ja, dort wohnte eine Schwester der Frau von Ambroise, die immer besonders gut gegen sie gewesen, trotz des Glaubensgegensatzes. Ob jene sie aufnehmen würde, aufnehmen konnte, war ungewiß. Ebenso, ob René sie dort aufsuchen und finden würde, wie sie ihm es zugeflüstert hatte. Aber so war es nun herbe Wahrheit geworden: »Des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein.« Und was der Meister einst im Blick auf sein heimatloses Leben gesprochen, es

zuckte jetzt wie ein Schwert durchs eigene Herz: »Des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege, obschon die Vögel unter dem Himmel Nester und die Füchse Gruben haben.«

Allein sie wollte tapfer sein, wie alle wahren Hugenotten tapfer waren, und wollte festhalten an ihrem herrlichen Wahlspruch: Das Licht leuchtet in der Finsternis.

»Mutter, wollen Sie nicht ein wenig rasten?« störte nun Madeleine sie aus ihren schmerzlichen Rückblicken. »Dort liegt ein Bauernhof, und wir können es versuchen, etwas Milch zu erhalten.«

»Wie du denkst, meine Tochter; laß uns sehen, wer hier wohnt und gebietet!« Sie lenkten die Tiere durch einen Seitenpfad dem behäbigen Hofe zu, dessen Dach von den Ästen eines gewaltigen Walnußbaumes beinahe ganz verdeckt war. Ein Bild des Friedens lag vor ihnen, als sie näher kamen. Auf der Wiese spielten rosige Kinder im Reigen und ließen die Haare im Winde flattern. Ein kristallheller Bach rann durch den Wiesengrund und sprang lustig über ein gewaltiges Mühlenrad, das sich jetzt ihren Blicken darbot.

Auf dem nahen Hange lagen wiederkäuende Kühe und schwarzweiße Ziegen, die es sich wohl sein ließen im wärmenden Sonnenschein. Ein feiner, blauer Rauch stieg aus dem dicken Kamin des Hofes, und auf dem Dach gurrten die Tauben und machten anmutige Verbeugungen, während der Sonnenglanz ihren Hals in wunderbarem Farbenschmuck aufleuchten ließ.

Und um das Bild des Friedens voll zu machen, trat jetzt eben die stattliche Bäuerin, schwarzhaarig und rotwangig, unter die Haustür und ließ ihren kleinsten Jungen die Händchen nach den köstlich duftenden Fliederblüten des nahen Hausgartens recken.

»O wie entzückend ist hier alles!« sagte Madeleine leise. Dann eilte sie raschen Schrittes voraus und redete die Müllerin an: »Gute Frau, können wir ein Glas Milch bekommen gegen gutes Geld?«

»Milch genug! Treten Sie ein in meine geringe Stube! Es ist nur ein Bauernhaus, aber die Milch ist vortrefflich und rahmig,

und frisches Brot haben wir auch gebacken.« Sie eilte sogleich voraus, um aufzutragen. Madeleine blickte Frau von Ambroise triumphierend an. »Sehen Sie, Mutter, wie gut der Herr ist? Das wird uns recht erquicken.« Maurice band die Tiere fest und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Neugierig eilten dabei die Kinder herzu, um die Fremdlinge anzustaunen. »Sie kommen weit her?« fragte nun die Frau teilnehmend.

»Wir sind seit gestern unterwegs.«

»Und Sie reisen noch weit?«

»Wir haben Paris zum Ziel!«

»Ah, Paris! Aber haben Sie gehört, daß es dort nicht sehr friedlich ist? Man hört von Kriegsvorbereitungen und davon, daß der Herzog von Guise endlich daran denke, in des Königs Namen sauberen Tisch zu machen mit den Ketzern.«

Frau von Ambroise verfärbte sich leicht. Doch verbarg sie dies, indem sie mit dem Spitzentuch über das Gesicht fuhr und dann leichthin sagte: »Wir lieben den Frieden und suchen Verwandte auf, liebe Frau. Ist Ihr Mann wohl bei der Arbeit?« »Mein Jacques? Ja, er ist drüben mit Monsieur Galapon, dem Priester, der sein weißes Mehl zu holen kommt. Die Männer werden übrigens bald kommen. Aber täusche ich mich nicht, so haben Sie eine Harfe auf einem der Maultiere! Wenn Sie mir eine große Freude machen wollen und es nicht unbescheiden ist, so bitte ich um ein Liedchen. Wir hören so selten etwas Musik hier in unserem stillen Tal. Die einzige Musik, die es gibt ist das Rauschen des Baches, und die Mühle schlägt den Takt dazu. Und doch war mein Vater ein Meister der Töne.«

Abermals wurde Frau von Ambroises Angesicht von einer raschen Purpurwelle überflutet. Madeleine aber erwiderte beherzt: »Warum sollte ich Ihnen diese Freude nicht machen, gute Frau? Wir trinken und essen rasch, und dann spiele ich schnell ein Kinderlied, damit wir bald aufbrechen mögen. Wir möchten noch nach La Ferté gelangen.«

Es war ihr nicht nach Fröhlichkeit zumute; denn schon das Nennen des Namens eines Priesters ließ neue bange Befürchtungen in ihr aufsteigen, aber sie beherrschte tapfer ihre Gefühle und machte einen Scherz mit einem der kleinen Mädchen, die von der Ofenecke aus neugierig die fremden Gäste musterten.

Indessen flehte Frau von Ambroise in ihrem Herzen um den göttlichen Beistand und bat den Herrn unausgesetzt, er möge doch die Männer fernhalten.

Bald genug hatten sie den Imbiß eingenommen, und Madeleine flüsterte Maurice zu, er möge die Harfe hereinbringen.

Der Diener schüttelte den ergrauten Kopf und flüsterte ihr zu: »Sollen wir uns in Lebensgefahr begeben? Der Priester wird uns hören, und dann sind wir bald entlarvt.«

Aber Madeleine erwiderte heiter: »Wir sind in Gottes Hand, Maurice. Laß uns möglichst unbefangen sein, so kommen wir am besten durch.« Und als jener die Harfe hereingestellt und sich alle Kinder nebst der Müllerin um sie herumgestellt hatten, besann sie sich nicht lange, sondern streifte rasch über die Saitenfülle hin, daß ein rauschender Klang das Zimmer durchquoll, und sang dann zu den etwas gedämpft gespielten Tönen:

*Frühling kommt mit Lust gegangen,
steckt sich Rosen in das Haar;
Wälder grünen, Wiesen prangen,
und der Himmel ist so klar.
Kühle Quellen rauschen wieder
unsrer Heimat holden Gruß,
springen von den Bergen nieder
freudig mit behendem Fuß.
Kommt und laßt uns fröhlich singen,
bis der Wald das Echo tauscht
und es mit der Freude Schwingen
durch die schönen Wälder rauscht!
Kommt und laßt uns fröhlich wandern
auf dem Teppich grün und weich,
eine Blume nach der andern
pflücken in dem bunten Reich!
O wie weit ist Gottes Garten,
und wie schön ist das Gefild!
Nach des Winters bangem Warten
leuchtet alles rein und mild.
Kommt und laßt uns den lobpreisen,
der die Erde schön gemacht;*

*mit der Vöglein muntern Weisen singt,
soweit der Frühling lacht!*

Es war ein entzückender, lieblicher Gesang, der sich selbst anhörte wie das melodische Geplätscher einer talwärts hüpfenden Bergquelle; und als Madeleine geendet hatte, klatschte die Müllerin in die Hände und rief: »Bravo! Dafür noch ein Glas Milch, meine Damen! O bitte, warten Sie, bis ich meinen Mann und Pater Galapon gerufen habe!« Dies war indes nicht mehr nötig. Angelockt durch die seltenen Töne, traten die beiden Männer soeben in das Zimmer, und der Pater verneigte sich höflich, als er die beiden Damen gewahrte. Maurice murmelte etwas vor sich hin, das niemand verstehen konnte, und verließ die Stube, um die Maultiere bereit zu machen. Über Frau von Ambroise kam ein innerliches Zittern. Madeleine aber ließ sich nicht verblüffen. Sie plauderte zu den Kindern hinüber und fragte sie, ob ihnen das Lied gefallen habe.

»Spielen Sie noch eines, Mademoiselle«, bat der Pater, und der Müller unterstützte ihn.

»Was soll ich spielen?« fragte das kühne Mädchen ohne Besinnen. »Warten Sie, meine Herren, ich spiele das Lied von der See.«

»Wir bitten darum«, bemerkte der Priester artig, und Madeleine schlug aufs neue die Saiten und sang nach kurzem, klangreichem Präludieren:

*Die See ist groß, die See ist weit,
und mächtig klingt ihr Rauschen;
dem Wogenlied voll Ewigkeit
muß ich mit Sehnsucht lauschen.
Die See ist tief – lieb Vater mein,
fahr nicht zu weit vom Hafen;
im Wellenbett und Sonnenschein
die Stürme heimlich schlafen.
Der Vater nickt und fährt hinaus
am hellen Frühlingstage,
denkt nicht an Not und Wogenbraus
und singt beim Ruderschlage.
Doch als erglüht des Abends Licht,
rauscht's dunkel ob den Hügeln;*

*der Sturm aus fernen Wettern bricht
mit urgewalt'gen Flügeln.
Ich steh' am Strande Stund' um Stund',
wo wilde Wasser tollen.
Es brüllt die See mit tiefem Mund
im Brandungsdonnerrollen.
Die Wogen rauschen dort und hier
in zorniglauten Chören;
doch keine bringt den Vater mir,
und keine will mich hören.
Die See ist groß, die See ist weit,
und mächtig klingt ihr Rauschen;
dem Wogenlied voll Ewigkeit
muß ich mit Sehnsucht lauschen.*

Der Müller und der Pater starrten unverwandt auf die Hand der Jungfrau, die den Saiten so behende die schwermütige Weise der Normandie entlockte. Die Müllerin aber neigte sich über ihr Kind und drückte es fester an ihre Brust. Frau von Ambroise hatte eine Träne in ihrem Auge. Sie wollte sich erheben, aber sie vermochte es nicht; denn ihre Füße waren schwer und von Furcht gelähmt. Nun nahm der Pater wieder das Wort: »Ein dunkles und schwermütiges Lied, das Lied von der See. Solche Lieder passen eigentlich nicht in den schönen Frühling, Mademoiselle. Aber lassen Sie noch eines hören von der Heimat! Heimatlieder höre ich so gerne. Sie scheinen alle zu beherrschen, und uns ist es hoher und seltener Genuß.«

»Von der Heimat? -« Sinnend sahen Madeleines Augen in die Ferne. Ja, sie hatte eines, das die frühvollendete Mutter sie gelehrt hatte, ein Lied voll Innigkeit. Aber ob sie das jetzt singen durfte, wo Frau von Ambroise der Heimat den Rücken kehren mußte und alle auf der Flucht waren, von jenen lieblichen Gefilden weggetrieben, an denen das Auge in der Kindheit gehangen? Doch hier gab es kein Besinnen. Sie durften keinen Verdacht wachrufen.

Darum ließ sie abermals die Saiten ertönen, neigte sich über das Instrument und sang:

*Ich weiß ein Haus in weiter Welt,
so traut ist keines sonst erstellt.*

*So schön sieht keins der schönsten aus,
o Heimathaus, mein liebstes Haus!
Der Efeu überspinnt die Wand,
webt bis zum Dach sein grünes Band;
der Nußbaum wiegt die Krone dicht
vor diesem Haus im Abendlicht.
Die Amsel singt dem Haus ihr Lied,
wenn vor dem Lenz der Winter flieht,
und Blumen fassen bunt es ein:
Vergißmeinnicht und Lilien fein.
Es sieht zuerst den Morgenstrahl,
dann grüßt es licht hinab ins Tal,
es schaut zuletzt die Sonne hold,
dann glüht der Fenster Glas wie Gold.
Doch in dem Hause wohnt allein
mein Vater und mein Mütterlein,
das ist des Hauses schönste Pracht,
das ist's, was es so herrlich macht.
Nun zieh' ich in die Welt hinaus,
ade, mein teures Vaterhaus;
doch wohn' ich nicht mehr länger hier
mein Vaterhaus, du wohnst in mir.*

»Wunderschön!« zollte der Pater jetzt lauten Beifall. Er stand auf und reichte Madeleine die Hand. Die Müllerin aber drückte ihrem Kleinen einen Kuß auf und sagte: »So eines haben wir, gelt, mein Kind? Vielen und herzlichen Dank, mein Fräulein! Wollen Sie nicht bei uns übernachten und es sich einen halben Tag gemütlich machen?«

Aber Frau von Ambroise wehrte rasch ab. »Nein, wir danken herzlich. Wir müssen jetzt rasch weiter.«

»Sie müssen weiter, gnädige Frau? Wie schade! Aber wohin ziehen Sie, und woher kommt die Reise?«

»Wir kommen von Nordwesten und wollen gen Paris!«

»Ah, nach Paris! Sie haben dort Ihr Heim, wie ich vermute?« Die Augenblicke der Enthüllung nahten. Jetzt kam Maurice herein und nahm die Harfe, um sie aufzuladen. »O bitte, nur noch ein Lied!« sagte da die Müllerin fast flehentlich. »Es war so wunderschön, und nie in unserem ganzen Leben, das weiß

ich schon, werden wir noch einmal so etwas hören. Aber ich bitte um ein frommes Lied. Spielen Sie keine Lieder der Kirche?»

Auch Madeleines Hand zitterte jetzt etwas. Ein scheuer Blick von ihr streifte prüfend den Priester. Sollte sie der Frage ausweichen? Sollten sie einfach gehen? Pater Galapon erwartete gespannt ihre Antwort, indem er bald Madeleine, bald die alte Dame ansah. Da seufzte Madeleine zu Gott empor und erwiderte leise: »Ich weiß nicht, ob das Lied, das ich spielen würde, Ihnen gefiele, liebe Frau.«

»Spielen Sie, was es sei! Die Magd soll Ihnen indessen Reiseproviant einpacken, soviel Sie bedürfen, Brot, Butter, Eier! Sie haben uns erfreut und erquickt.«

»Ja, spielen Sie«, nickte nun auch der Pater.

Frau von Ambroise war aufgestanden. Sie hielt sich mit der Hand an der Tischkante, und ihr Blick, den sie Madeleine zuwarf, schien zu sagen: »Gehen wir!« Da neigte Madeleine ihr Haupt zu ihr hin und sagte leise: »Mut! Es kann uns nicht mehr widerfahren, als dem Meister widerfuhr!« Und zu Maurice gewandt, sprach sie laut: »Noch ein Lied, Maurice! Dann mögen Sie die Harfe aufladen.«

Jetzt blickte sie den beiden Männern fest ins Angesicht: »Meine Herren«, sagte sie entschlossen, verzeihen Sie, wenn das Lied, das ich jetzt spiele, Ihnen nicht bekannt ist! Aber es ist ein gutes und ein heiliges Lied, und es wird zur Ehre Gottes gesungen werden.« Damit begann sie zu spielen, schlug einige helltönende, kraftvolle Akkorde und sang hell und lieblich:

*Ob auch die Hölle tobet
in Haß und Unverstand,
mein Herz den Heiland lobet,
bis er die Hölle bannt.
Er, der für uns gelitten
am Kreuz den bitteren Tod,
hat auch für uns erstritten
des Sieges Morgenrot.
Sein Wort ist klar und helle,
ist voll von Geisteskraft,
ich trink' aus dieser Quelle
mir Mut zur Wanderschaft.*

*Er wird mir Freude geben
auch in dem tiefsten Leid
und für ein Kampfesleben
die sel'ge Ewigkeit.*

*Ihr Brüder, seht das Zeichen,
es führt im heil'gen Krieg
als Wappen ohnegleichen
auch euch und uns zum Sieg.
Laßt uns den Wahlspruch nennen,
er macht den Gang gewiß:*

*›Das Licht, gleich hellen Sternen,
glänzt in der Finsternis!*

»Halt, bei der heiligen Mutter Gottes, halt!« rief da laut Pater Galapon. »Ist das nicht das Lied der Hugenotten? Und seid ihr nicht selbst solche, die als Sänger verkappt unser Land durchziehen und die gut katholischen Bürger des Königs verführen? Ha, jetzt wird mir auf einmal alles klar!«

Sein Gesicht war wie mit einem Zauberschlag verändert. Es zeigte die Röte des Zornes, und das blitzende Auge ließ nichts Gutes ahnen.

»Nicht also, Herr Pater«, entgegnete ihm Madeleine rasch. »Vergessen Sie nicht, daß wir dieses letzte Lied nur auf ausdrückliche Bitte hin gaben! Wir sind keine verkappten Hugenotten, sondern wir bekennen uns öffentlich zu dem teuren Glauben der Heiligen Schrift, den auch unser Heiland gelehrt und alle seine Apostel verkündigt haben. Auch kamen wir nur in dieses Haus, um ein wenig Lebensmittel gegen gutes französisches Geld zu erstehen. Uns kann also der Vorwurf nicht treffen, daß wir katholische Bürger des Königs von ihrem Glauben abwendig machen wollen.«

Madeleine sprach das alles so ruhig und sicher, als wäre sie auf diese Erwiderung schon lange vorbereitet gewesen. Als Pater Galapon in ihr edles, freimütiges Angesicht blickte und die dunklen Augen so klar und lebhaft auf sich gerichtet sah, schämte er sich etwas seines erregten Wesens und beschloß, sich mehr in Zucht zu nehmen.

»Gut, es sei also geglaubt! Aber mein Freund, Herr Müller Chefrier, wird ganz mit mir einiggehen, wenn ich erkläre, daß

dieses Haus kein geeigneter Aufenthalt ist für solche, die die gute alte heilige Kirche, die unser aller Mutter ist, in schnödem Abfall verlassen haben. Hier sind alle Wände, alle Räume der wahren katholischen Religion geweiht. Ketzer können dieses Haus nur entweihen, auch wenn sie noch so schön zur Harfe singen.« Indem er sich an die Müllersleute wandte, fuhr er fort: »Bekreuzigen wir uns, meine Freunde, damit nicht dieser fremde Zauber seine Kraft verführend entfalte und uns zum Unheil gereiche! Ach, bei allen Heiligen, was sind das für Zeiten! Man ist nicht mehr sicher im stillsten Tale vor dem Einbruch des Abfalles, und was man nie zu träumen gewagt hätte, es geschieht.«

»Lassen Sie uns gehen, liebe Mutter«, wandte sich Madeleine an die weinende Frau von Ambroise. »Wir folgen unserem Meister nach, der uns den Weg weisen wird.«

Frau Chefrier kämpfte offenbar einen inneren Kampf; denn sie wandte sich jetzt ab, um ihr schreiendes Kind zu beruhigen, das den Zwiespalt zu empfinden schien. Sie schlug das Zeichen des Kreuzes über seinem Köpfchen, hauchte einen Kuß auf seine Stirn und sprach ihm liebkosend zu.

Dies bemerkend, erstarkte auch Frau von Ambroise und richtete sich auf. Durch ihre Seele zog das Wort: »Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet.« Gerade jetzt, als sich aufs neue der Schmerz der Verstoßenheit und Heimatlosigkeit wie ein Schwert durch ihr Herz bohrte, empfand sie die herrliche, unsichtbare Gegenwart des Herrn kräftiger als je zuvor, und ihr war, es stünde der Herr vor ihr und reiche ihr die Hand, um sie selbst zu führen.

»Der Herr segne dieses Haus und alle, die darin sind«, sprach nun auch sie milde und gütig und nickte der Hausfrau dankbar zu.

Mt verschränkten Armen sah Pater Galapon zu, wie Maurice die Harfe hinaustrug und Madeleine die alte Dame beim Arm ergriff, um sie zu stützen. Ehe Madeleine die Stube verließ, sagte sie, zu den Müllersleuten gewandt, voll Freundlichkeit: »Vielen herzlichen Dank für die gütige Aufnahme, gute Frau! Unser Heiland spricht: ›Was ihr getan habt einem dieser meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir getan!‹ So spreche

auch ich seinen Segen aus über Sie und Ihre Kinder. Und wenn wir uns auch heute nicht mehr verstehen ... es kommt der Tag, an dem alle, die von Herzen Christen waren, Brüder und Schwestern sein werden, ganz gleich, ob sie katholisch oder protestantisch waren. Leben Sie wohl in Ihrem schönen, friedlichen Heim und auch Sie ... Herr Pater! Ihnen möchte ich als hugenottische Jungfrau nur das eine sagen: Sie sind ein Hirte in der Herde Christi! Vergessen Sie nicht, daß ein treuer Hirte die Schafe auf die beste Weide führt, und daß er, wenn es sein muß, auch sein Leben läßt für seine Schafe! So hat es mein Vater gehalten, der in Vassy ermordet wurde um Jesu willen. Gott segne Sie mit Erkenntnis der Wahrheit!«

Schweigend, formell und eisig verneigte sich der Pater. In Frau Chefriers Augen schimmerte es feucht, als die beiden heimatlosen Frauen das Zimmer verließen. Ihr weibliches Herz war voll tiefen Mitgefühles für die Wanderer, und jetzt noch hätte sie diese gern eine Nacht unter ihrem Dach behalten. Aber sie fürchtete das Urteil und den Unwillen des mächtigen Paters und den Tadel ihres Gemahls. Wenige Minuten später schallte der Hufschlag der Maultiere wieder auf dem gepflasterten Hof. Der Hund schlug scharf an, und die Tür schloß sich hinter den Fortziehenden. Frau von Ambroise ließ den Schleier über das Gesicht fallen, um ganz allein zu sein mit ihren Empfindungen. Madeleine aber sagte wie ein Kind in der Schule die wunderbaren Worte des 121. Psalmes vor sich hin:

»Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von denen mir Hilfe kommt. Meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Er wird deinen Fuß nicht gleiten lassen, und der dich behütet, schläft nicht. Siehe, der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht! Der Herr behütet dich; der Herr ist dein Schatten über deiner rechten Hand, daß dich des Tages die Sonne nicht steche noch der Mond des Nachts. Der Herr behüte dich vor allem Übel, er behüte deine Seele; der Herr behüte deinen Eingang und Ausgang von nun an bis in Ewigkeit!« Und siehe, als sie an die letzten Worte dieses alten, herrlichen Glaubensgesanges kam, da kam die Lust über sie, diese zu singen. Mit ihrer glockenklaren, jugendlichen Stimme sang

sie leise, aber leuchtenden Auges vor sich hin: »von nun an bis in Ewigkeit, in Ewigkeit!«

Frau von Ambroise drückte dem lieben Kinde in heißem Dank die Hand. Sie ging ja wie ein Geschenk Gottes neben ihr einher, und der frohe Jugend- und Glaubensmut ihrer Seele war ihr ein süßer Trost und himmlischer Balsam auf ihr verwundetes Herz.

Bald lagen die blühenden Wiesen und der geschäftig eilende Bach hinter ihnen. Ein letzter Blick auf die Mühle zeigte ihnen noch einen Schwarm weißer Tauben, der soeben nach Hause kehrte und sich dort auf dem Dache niederließ. Aber ihre Seele war getröstet; denn der Herr geleitete sie, und ihr Glaube war ihre Heimat.

VI

Während die Wanderer ihre Straße dahinzogen und Frau von Ambroise ihre sehnsüchtigen Gedanken nach allen Richtungen aussandte, als müßten sie René herbeiziehen, befand sich dieser schon im Lager der Hugenotten zu Meux.

Dort hatte Coligny den Prinzen Condé von Bourbon getroffen und unter dem Ernst der Stunde begrüßt. Dorthin strömten nun von allen Seiten hugenottische Edelleute zusammen, und in kurzer Zeit hatten sich zweitausend Mann um ihn versammelt, von denen fünfzehnhundert beritten waren. Eine große Begeisterung herrschte in den Herzen dieser Krieger; denn alle hofften zuversichtlich auf den Sieg ihrer guten Sache und träumten davon, bald die hugenottischen Fahnen siegreich in Paris flattern zu lassen. Sie zweifelten nicht im mindesten daran, daß Gott, der den Israeliten einst gegen die heidnischen Feinde half, jene herrlichen alttestamentlichen Psalmen, die von Sieg und Gotteshilfe singen, auch an ihnen erfüllen werde. Überhaupt spielten die Psalmen und das Alte Testament eine große Rolle in den Reihen der hugenottischen Kämpfer. Es war auch ergreifend anzuhören, wie diese Männer, nachdem sie ihre Knie gebeugt hatten, hoch zu Roß an-

stimmten: »In der Angst rief ich den Herrn an, der Herr erhörte mich und tröstete mich. Der Herr ist mit mir, darum fürchte ich mich nicht; was können mir Menschen tun? Der Herr ist mit mir, mir zu helfen, und ich will meine Lust sehen an meinen Feinden. Es ist gut, auf den Herrn vertrauen und nicht sich verlassen auf Menschen. Es ist gut, auf den Herrn vertrauen und nicht sich verlassen auf Fürsten ... Der Herr ist meine Macht und mein Psalm und ist mein Heil. Man singet mit Freuden vom Sieg in den Hütten der Gerechten; die Rechte des Herrn behält den Sieg.«

Es gab viele von Herzen fromme Hugenotten, die nicht anders glaubten, als daß der Herr diese Worte an ihrem Heere buchstäblich erfüllen werde. Darum leuchteten ihre Augen, wenn diese Worte gewaltig wie das Rauschen von Meereswogen über das Feld hinbrausten, die Schwerter dazu klirrten und die Hengste den Boden stampften. Dann glaubten sie, der Tag der Freiheit für das Evangelium werde von Frankreich aus über ganz Europa kommen, und sie seien dazu berufen, die Bannerträger dieser Geschichtswende zu sein. Als sie heute wieder einen solchen Feldgottesdienst abgehalten hatten und Coligny auf einem Hügel, umgeben von den nächsten Freunden, unter denen sich auch René von Ambroise befand, hoch zu Roß hielt, schaute er, wie einst Josua ins Gelobte Land hineinblickte, sehnsüchtigen Auges gen Paris und reckte sein Schwert dorthin aus mit den Worten: »Brüder, die Stunde der Entscheidung naht! Ununterbrochen sendet der Herr uns seine Knechte zu, daß wir die Amalekiter schlagen und uns den Durchzug für die Bundeslade des Evangeliums erzwingen werden. Heute sind wieder dreihundert Reiter bei uns eingetroffen, und heute abend werden wir noch einen Rat halten, ob wir nach Fontainebleau ziehen und den König aus der Gewalt der Guisen befreien oder einen anderen Feldzugsplan ausführen. Doch sehet, Freunde, wer naht dort den Hügel herauf?«

Aller Augen wandten sich dorthin. Auf der von Ebereschen eingesäumten Straße strömte ein neuer Zug hugenottischer Krieger heran. Ihnen voran wurde ein Esel getrieben, auf dessen Rücken eine seltsame Last die Neugierde herausforderte. Als der Zug näher kam, sah man auf des Esels Rücken ein

großes Tuch, angefüllt mit Trümmerstücken aller Art. Da waren mit dem Schwert durchstoßene Marienbilder, zertrümmerte Figuren von Heiligen, verbogene Leuchter, verbeulte Weihwassergefäße und selbst zerschlagene Kruzifixe. Hier kam also ein Schwarm Hugenotten, die katholische Kirchen gestürmt und voll Erbitterung die äußeren Zeichen ihres Gottesdienstes zerstört hatten.

Der Führer der Truppe nahte sich, den Hut mit der weißen Straußenfeder in der Hand, den Feldherrn zu grüßen.

»Herr«, sagte er, »neue unerhörte Greuel sind in Sens vorgekommen. Jakobinermönche haben das Volk aufgewiegelt, und nun stürzte es sich auf das Versammlungshaus unserer Brüder, riß es in den Staub, zerstörte hundert Wohnhäuser und ermordete Männer und Frauen, darunter viele Alte.«

Ein Gemurmel des Unwillens erhob sich. Ein Teil der Reiter verließ seinen Platz, beschrieb einen Kreis um den Unglücksboten und drängte sich näher heran, um dessen Botschaft zu hören.

»Wir haben aber«, fuhr der fremde Kriegermann fort, »heilige Rache genommen und haben gleichfalls eine Kirche der Katholiken in den Staub gelegt. Hier sind die Trümmer der Götzenbilder, die jene Heuchler anbeten, denen das Leben ihrer Nebenmenschen weniger gilt als das Leben eines Sperlings.«

Er hoffte, von Coligny gelobt zu werden. Allein der Admiral sah mit bestürzten und entrüsteten Blicken auf die Eselslast von Trümmerstücken.

»Was soll das heißen?« sagte er ernst und streng, indem er sich hoch im Sattel aufrichtete. »Freunde, damit machet ihr mir, machet ihr Christus keine Ehre noch Freude. Wer heißt uns, also Rache zu nehmen an unseren Feinden und ihre Kirchen zu zerstören? Können wir noch von ihnen Gerechtigkeit verlangen, wenn wir selbst uns der Ungerechtigkeit schuldig machen? Nein, mit solchen Heldentaten soll der Schild der hugenottischen Ehre nicht befleckt werden. Wir wollen allein das Schwert ziehen, um jene Armen zu befreien, die unter den Streichen der Mörder fallen. Wer in Condés Heer dienen will, der halte sich rein von blinder Zerstörungswut!« Sprach's und

wandte sein edles Roß, um ohne Gruß, gefolgt von wenigen Edelleuten, ins Lager zu reiten. Die Angekommenen sahen sich mit großen Blicken an. Ein Murren ging durch ihre Reihen, bis endlich der Führer ehrlich sagte: »Der Admiral hat recht. Wir wollen gegen Männer kämpfen und diese Fehler in Zukunft vermeiden. Und ich selbst will es dem Feldherrn melden, daß er uns an der Spitze des Heeres finden soll, wenn die Schlacht entbrennt.«

Am Abend dieses Tages saß Coligny in düsterer Stimmung auf seinem Zimmer. In Nachdenken versunken, blickte er durch die runden, in Blei gefaßten Scheiben der sinkenden Sonne nach. Die neue Gewalttat von Sens lag gleichermaßen auf ihm wie auch der unbesonnene Streich der Hugenotten, die zu Bilderstürmern geworden waren. Ihn bewegte der Gedanke, ob der Herr unter solchen Umständen mit dem hugenottischen Heer sein konnte. Gewalttat jeder Art, mochte sie nun im Heer der Gegner oder im eigenen sich zeigen, war seinem edlen Geist verhaßt. Und abermals trat die gewichtige Frage in ihrer ganzen Schwere vor ihn hin: »Ist es recht, daß wir zum Schwert greifen? Ist es nach Christi Sinn, sein Evangelium in der Feldschlacht zu verteidigen?« Die Sonne sank im Westen blutigrot, und diese Stimmung ließ ihn nur um so mehr die ganze Schwere des einsetzenden Bürgerkrieges empfinden. Und da er nun einige Augenblicke allein war, verhüllte er sein Angesicht im stillen Gebet und flehte um Hilfe und Erleuchtung von oben. »Herr«, sprach er, »du weißt, daß ich nur deinen Willen tun will. O hilf du zu einem gnädigen Ende und erbarme dich über Frankreich! Wir wollen doch nichts als den Sieg des Evangeliums, und ginge er auch durch eine Niederlage unserer Waffen.«

Nach diesem Gebet trat Prinz Condé bei ihm ein und brachte die Einzelheiten des Überfalles zu Sens. Sie waren so furchtbar, daß ein Erschauern durch die Seele des Admirals ging, der doch kein weichlicher Mann war, sondern des Krieges Schrecken kannte. »Ein Jakobinermönch ist der Veranstalter des Massenmordes«, sprach der Prinz ernst. »Als er seine aufreizende Predigt geendet hatte, stürmten sie nicht nur das Versammlungshaus der Unseren, sondern auch noch achtzig bis

hundert Häuser der Hugenotten und ermordeten Männer, Frauen und Kinder kaltblütig, als wäre Mord eine gute Tat und Schändlichkeit jeder Art ein Gottesdienst.«

Coligny sprang auf und durchmaß das Zimmer mit gewaltigen Schritten. Es bewegte ihn mächtig, zum zweitenmal zu hören, daß Menschen, deren ganzes Verbrechen darin bestand, an Stelle zahlreicher Dogmen nur die Heilige Schrift und ihre Lehre zu lieben, und die darnach strebten, die Wahrheit zu erkennen, die doch Christus selbst gebracht hatte, dies mit dem Tode büßen sollten. Durften nun diese Greuel täglich sich wiederholen, ohne daß eine strafende Hand dazwischenfuhr? Und sollte der König wirklich ebensowenig imstande sein, diese schändliche Politik zu hindern, wie die Königin, die scheinbar den Hugenotten gewogen war und doch ruhig zusah, wie die Flamme des Bürgerkrieges immer gewaltiger emporloderte?

»Ist nun der Hof tatsächlich ganz in der Hand der Triumvirn?« fragte Condé seinen Verbündeten aus dem Hause der Châtillon, als wüßte er es nicht ebenso sicher wie Gaspard Coligny.

»Nun«, erwiderte dieser, »die neuesten Nachrichten lassen gar keinen Zweifel übrig. Das Blutbad zu Vassy hat die Dämonen des Hasses allüberall entfesselt, und was das Schlimmste ist, Paris hat sich, soweit es katholisch ist, für die Triumvirn erklärt und bewaffnet sich. Der König selbst aber ist in Gefangenschaft jener, die sich vor noch nicht langer Zeit bitter haßten. Der Connétable Montmorency, der Marschall St. André und Franz von Guise haben den Hof jetzt in ihrer Gewalt. Und dieser Hof wird, fürchte ich, schwach genug sein, diese Gefangenschaft als Ehre zu empfinden, im fortgesetzten Treubruch eine Großtat zu erblicken und Frankreich tatsächlich ins Unglück zu stürzen.«

Der Prinz sprang empor und ballte die Faust. »Eine erbärmliche Sippe!« rief er zornentflammt aus. »Aber ich gelobe, nicht zu ruhen, bis all diese spanischen Einflüsse aus Frankreich verschwunden sind. Schon habe ich von der Königin Elisabeth von England Unterstützung zugesagt erhalten durch meinen Vertrag von Hamptoncourt, und wir werden bedeutende Geldsummen erhalten, mein lieber Admiral. Zwar Lyon, Bor-

deaux, Marseille und andere Städte sind in die Fußstapfen von Paris getreten. Aber wir haben treue Städte in der Normandie, und beinahe der ganze Adel Frankreichs ist nun hugenottisch geworden. Sie beurteilen unsere Aussichten doch auch günstig?« Er legte dem Admiral die Hand auf die Schulter und sah ihn fragend mit ernstern und doch auch freudigen Blicken an.

Coligny ergriff des Prinzen Hand. »Mein lieber Prinz«, entgegnete er tiefernt, »ich glaube, wir müssen in diesem Kriege eines lernen. Nicht die Königin von England und nicht die Lutheraner in Deutschland können unsere Hoffnung sein. Beugen wir uns vor dem Allmächtigen in ernstern Gebeten und flehen wir ihn um Sieg und Hilfe an! Ganz Frankreich ist jetzt einem Kessel vergleichbar, der auf feuriger Glut steht, und dessen Inhalt zu strudeln beginnt. Und es ist nicht allein die Feindschaft der Triumvirn, die uns droht, nicht der wankelmütige Hof, der uns zu schaffen macht; es ist die Macht der Hölle selbst, die sich aufgemacht hat, um uns zu vernichten. Da ist Menschenhilfe nichts nütze! An unsere Fahnen muß sich der Sieg des Herrn heften, sonst verströmen die Edlen umsonst ihr Blut. Gott sei uns gnädig!« Er wartete nicht die Zustimmung des Prinzen ab, sondern kniete ohne weiteres nieder, indes seine Hand das Barett auf den Tisch legte. Mit Bewunderung sah dies der Prinz von Condé. Dieser eiserne Held zu seinen Füßen nötigte ihm mit jeder Minute mehr Hochachtung ab. Das Geheimnis seiner großen, freien Persönlichkeit lag also voll und ganz in seinem Glauben, und er verstand ebensowohl zu beten als das Schwert zu führen. Wie konnte es ihnen da fehlen? Ohne ein Wort zu verlieren, folgte Condé dem Beispiel des Admirals. Draußen ließen sich wieder Psalmen heranziehender Reiter und Streiter vernehmen. Coligny aber erhob sein Herz in heißem Flehen zu Gott. Er hielt ihm die unglücklichen Opfer zu Sens vor, flehte um das Geleit der himmlischen Heerscharen und den Beistand der göttlichen Kräfte und weihte Frankreichs Erde dem Könige, der auch für dieses Land Sein Blut vergossen hatte. Die letzten Sonnenstrahlen warfen ihren gedämpften Purpur an die mit Seidentapeten gezierte Wand, als sich beide erhoben und die Hand reichten. »So machen wir einen Bund auf Leben und Tod«, sagte der Prinz sehr herzlich

und weich. Der Admiral sprach nichts. Aber am Druck der Hand spürte Condé, daß er sich auf diesen Edelmann, der goldlauteren Charakters war, verlassen konnte – vielleicht mehr als auf das ganze hugenottische Heer.

Bei der großen Beratung der protestantischen Edelleute waren zuerst Ansichten laut geworden, daß man nach Fontainebleau ziehen und den Hof aus der Gewalt der Guisen befreien solle. Allein diese wurden wieder verworfen. Man hatte Kunde erhalten, daß die Armee der Gegner, durch katholische Schweizer, durch Spanier und Deutsche mächtig verstärkt, einen solchen Plan zunichte machen würde. Schlag auf Schlag gingen die Guisen vor, griffen mit Übermacht und Ungestüm die Hugenotten an, wo sie dieselben trafen, und nahmen Rouen ein. Das war ein harter Schlag, der den sofortigen Gegenschlag forderte, wenn nicht der Rest der Normandie verlorengehen sollte. Von allen Seiten strömten jetzt die hugenottischen Scharen in der Nähe von Dreux zusammen, um unter Condés Oberbefehl die Scharte auszuweiten und der guten Sache zum Siege zu helfen.

Es war am Morgen des 19. Dezember 1562, daß René in dieser Schlacht die Feuertaufe erhalten sollte. Er hatte die ganze Nacht nicht geschlafen; denn er träumte von Sieg und Ruhm und wälzte sich ruhelos auf seinem Lager im Zelt hin und her. Endlich gegen Mitternacht kam ihm der Gedanke, wieder einmal in der Bibel zu lesen, die er wohl treulich mit sich führte, die zu lesen er aber in dem unruhigen Lagerleben oft versäumt hatte. Die Kerze, die er dazu entzündete, beleuchtete ihm das erste Kapitel des Propheten Daniel, und er las, wie der Herr diesem königlichen Jüngling Weisheit, Verstand und Schönheit gegeben, weil er sich enthalten hatte von des Königs Speisen. Daß Gott auch durch dieses Wort ihm etwas sagen wollte, kam ihm nicht in den Sinn; denn René glaubte sich vollkommen auf dem rechten Wege damit, daß er ins Heer der Hugenotten eingetreten war. Je weiter er aber las und in der Stille der Nacht seines eigenen Lebens Pulsschlag belauschte, um so klarer trat ihm jetzt das Bild der Mutter und mit ihr Madeleines Bild vor die Seele. Wo mochten sie sein? Dachten sie in dieser Nacht auch seiner, daß ihr Bild so lebendig vor ihn hintrat?

Lebten sie überhaupt noch? Nach Madeleine empfand er dann und wann eine tiefe Sehnsucht. Ihr reines und schönes Bild verklärte sich durch die Entfernung nur noch mehr, und der Klang ihrer Harfe, der so schlecht zu dem Waffengeklirr der zusammenströmenden Krieger paßte, schien manchesmal wie ein leiser Windhauch verstohlen sein Ohr zu streifen. Ja, einmal war es ihm gar gewesen, als wäre sie im Traum vor ihn hingetreten und habe ihm, in ein schneeweißes Gewand gehüllt, eine Nelke gereicht, deren dunkles Rot an Blutstropfen gemahnte. Ihre Augen aber hatten ihn dabei traurig angesehen, und um ihren feinen Mund hatte ein wehmütiges Lächeln gespielt. Mit ihrem Namen auf den Lippen war er aufgewacht. In jener Nacht spürte er die Geborgenheit der Nähe Gottes und ahnte, daß Madeleine und seine Mutter für ihn beteten. Da hatte er nach der Bibel gegriffen und wieder etliche Zeit darin gelesen ...

Früh, als noch der Morgenstern über nächtlichen Wäldern stand, weckte der Klang der Trompeten alle Krieger vom kurzen Schläfe. Da löschte René die Kerze. Vor dem Zelt scharrte sein edles Roß, von der Faust eines Knechtes gezügelt. Einen Augenblick konnte René sich, an den Hals seines Rappens gelehnt, zu einem kurzen Gebet sammeln. Aber die Zeit war kurz. Die Signale riefen von allen Seiten, und die Truppen begannen den Vormarsch. Als René sich auf sein Roß schwang, ritten auch schon der Prinz und Coligny, in schwere Schlachtrüstung gekleidet, heran. Freundlich grüßte der Admiral den Jüngling. Er winkte ihn zu sich heran und sprach: »Bleiben Sie in meiner Nähe, Herr von Ambroise; denn es ist Ihr erster Schlachttag, und er wird heiß werden. Der Herr helfe uns!« René legte die Hand auf die Bibel, die er seinem Roß mitaufgepackt hatte. Er zweifelte nicht an dieser Hilfe; denn ihm war, als könnte es gar nicht anders sein, als daß diese stattlichen Helden rings um ihn her siegen müßten. Wie stolz und aufrecht ritten sie alle dahin, und wie rauschten im kühlen Morgenwind die seidenen Banner der schönen Normandie! Die Strahlen des Morgensternes ließen die goldgestickten Inschriften dieser Fahnen aufglänzen. Sie blähten sich in der erfrischenden Luft, die sie umspielte. Hochauf schlug da das Herz

des Jünglings. »Heute rächen wir Vassy«, murmelten seine Lippen. Und sein gutes Schwert grüßte die vorbeiwogenden Banner. Auch der Prinz Condé und Coligny senkten den Degen vor jenen Fahnen, die zum erstenmal in die Schlacht zogen. Jetzt begannen die Hugenotten, ihren Morgenspsalm zu singen. Er pflanzte sich weit und immer weiter hin. Ganz von ferne tönte es wie die Brandung der See, die an den Strand herandräuscht und ihr dumpfes Lied in feierlichen Nächten erklingen läßt. Jauchzende Siegesfreude sprach aus all diesen ernsten melodischen Liedern. Da sprach René vor sich hin: »Singe jetzt auch du für mich, Madeleine, meine Harfnerin! Schlage deine Saiten, geliebtes Wesen, daß sie dieser Männer Siegesgesang begleiten! Ziehe mit mir, wie jene Prophetengestalten Israel geleiteten in schweren Stunden! Und du, Mutter, sei begrüßt! Vielleicht ist es mein letzter Tag. Dann habe ich mitgeholfen, Frankreich zu befreien.«

So zogen sie dahin im Morgengrauen, sieghoffend und nicht des Unheils ahnend, das lauerte. Die Dezembersonne ließ den Rauhreif gleich geschliffenen Diamanten aufleuchten, als die Heere sich trafen, und die ganze Natur war eitel Schönheit und tiefen Friedens voll. Auf dem Schlachtfeld der Stadt Dreux aber war aller Zauber, alle Winterstille vor harter und grausamer Wirklichkeit zerronnen. Dort in der winterlichen Natur wollten jene stillen Bilder des Friedens der Sonne Silberlicht grüßen. Hier aber schien das Licht der Sonne nur dazu da zu sein, dem Stahl der Schwerter den blitzenden Mordweg zu zeigen.

Ha, wie stampften die gepanzerten Rosse den gefrorenen Grund, wie klangen die Schlachtrufe der Männer von den Mauern wider, und wie sprühten die Hiebe der Klingen auf dem gehärteten Stahl der ehernen Rüstungen! Mit jauchzendem Mut warfen sich die Hugenotten in die Schlacht, um wie die Löwen zu kämpfen; allen voran Coligny, der, gewaltige Hiebe austeilend, sich einen Weg durch die Feinde bahnte. Wo er erschien, wichen die Gegner zurück; wo er den Stahl auf die Helme wuchten ließ, barsten sie unter grimmigen Streichen. Aber die Hugenotten sahen sich einem furchtbaren Gegner gegenüber. Condé war mit seinem Heer demjenigen des Guisen nicht gewachsen. Und je höher die Sonne stieg, um so zahl-

reicher wurden die feindlichen Scharen. Es war, als stampfte der Feldherr dort drüben sie nur so aus der Erde. Jetzt eilten Scharen über Scharen der tapferen, todesmutigen Schweizer herbei, sprengten spanische Reiter vor in schwarzem Harnisch. Ein wildes Ringen um die Fahnen und damit um den Sieg entstand. Da half persönliche Tapferkeit nichts mehr. Hatten auch die Hugenotten zuerst den Connétable gefangen genommen und sogar den feindlichen Marschall St. André niedergehauen, so drängten jetzt die Schweizer mit unwiderstehlicher Gewalt vorwärts. Todesmutige Ritter warfen sich mit heiligen Psalmworten auf den Lippen vor den Prinzen Condé, unter ihnen auch René. Sie wollten ihren Führer schirmen, solange es irgend ging, wollten nicht glauben an eine Niederlage des Heeres, das betend in die Schlacht gezogen war. Aber der Schlachtsturm brauste weiter vorwärts, die Fahnen mit dem Marienbilde und dem heiligen Kinde flatterten näher und immer näher. René sah den Prinzen von einem Haufen Schweizer umringt, wollte zu Hilfe eilen und sah sich in diesem Augenblick selbst aufs schwerste bedroht. Vor ihm hielt ein hochgewachsener feindlicher Ritter, der das Schwert mit beiden Fäusten über seinem Haupte schwang. Den Streich abzuwehren, fand er keine Zeit mehr. Aber er beugte sich auf die Seite, so schnell er vermochte. Dann krachte das Schwert auf seine Achsel nieder, und die Gewalt des Schlages warf ihn vom Pferde. Sein Visier flog auf, und schon glaubte er, den tödlichen Stoß ins Auge zu erhalten. Da senkte der Gegner sein Schwert vor dem Hilflosen. Feindliches Fußvolk umringte ihn und nahm ihn gefangen. Und als er versuchte, auch das noch abzuwehren, senkte sich plötzlich ein Schatten über sein Gesicht. Ein Schwindel schien ihn im Kreise herumzudrehen, wild flimmerten Rosse, Reiter und Schwerter auf tobender Kreisbahn vor seinem Blicke, dann sank er in die Arme jener, die ihn jetzt leicht hätten töten können. Für René von Ambroise war die Schlacht von Dreux zu Ende. Aber für die Hugenotten überhaupt nahm der Tag einen schlimmen Ausgang. Sie waren geschlagen, und Prinz Condé war in die Gefangenschaft der Schweizer geraten ... Beim Purpurlicht des scheidenden Wintertages flüchtete das zersprengte Heer nach allen

Seiten auseinander, verfolgt von racheschnaubenden Feinden. Coligny aber fiel nicht in ihre Hand.

In später Nachtstunde sammelten sich da und dort die Zersprengten, scharten sich hugenottische Edle in tiefer Niedergeschlagenheit um ihren Admiral.

Es war die verlassene Hütte eines Landmannes, die sie aufgenommen hatte, umgeben von schweigendem Wald und Wiesengrund. Ein kleiner Bach rann mit eintönigem Schlickern durch das Tal. Hinter dem entlaubten Buchenwald stand der Mond, und sein Licht, das bei Dreux auf fünftausend Gefallene blickte, sah hier so friedlich aus wie vorahnungsvolles Weihnachtslicht.

»Wir sind geschlagen, Brüder«, nahm Coligny das Wort, nachdem alle eine Weile geschwiegen hatten, um nicht das erste Wort zu haben. »Geschlagen ja, aber nicht zerschlagen. Das Kriegsglück wechselt wie der Mond dort oben. Und die rechte Tapferkeit besteht nicht allein darin, zu siegen, sondern im Besiegtsein nicht zu verzagen. Lassen wir uns also nicht ergreifen von dem Geist, der vom Schlachtfeld der Niederlage aufsteigt und Verzagtheit verbreitet! Die Wahrheit, der zuliebe wir allein das Schwert gezogen haben, kann überhaupt nicht besiegt werden.«

»Aber wir werden nie wieder so stark sein, wie wir heute waren«, erwiderte ein alter Graubart und stützte die Stirn in die Hand. Ihn schmerzte es gewaltig, daß die Schlacht kostbare Banner der Hugenotten geraubt hatte, und daß sie nun im Lager der Guisen den Sieg Mariens Hilfe zuschreiben würden.

»Wir werden noch stärker sein, Herr de la Ferrière; denn Frankreich ist groß, und der Wahrheitsfreunde sind viele. Vielleicht werden sie gerade jetzt daran denken, daß es Zeit ist, uns zu unterstützen, und werden für die verlorenen Fahnen andere holen, die man noch nie im Lager sah. Meine Freunde! Wir haben jetzt nur eine Pflicht. Lassen Sie andere zweifeln, andere zagen! Lassen Sie jene furchtsam in ihre Schlösser zurückkehren, die nichts verstehen vom Krieg und in einer verlorenen Schlacht eine Stimme der Weltgeschichte hören! Ich vermag das nicht! Meine Pflicht ist es, aufrecht zu bleiben als Mann und als guter Streiter Jesu Christi, und wenn ich Ihnen eine Versiche-

rung gebe, so ist es diese, daß Gaspard Coligny nicht ruhen wird, bis ein neues Heer jenen entgegentritt, die es sogar wagen, sich am König zu vergreifen. Es leben die hugenottischen Fahnen! Es leben unsere teuren Gefallenen, deren Andenken wir jetzt ehren wollen!« Der Admiral erhob sich zur vollen Größe seiner geraden und stolzen Persönlichkeit. Alle Edelleute taten dasselbe. Sie senkten einen Augenblick still das Haupt im Gedenken der gefallenen Helden und beteten. Dann aber umringten sie ihren Führer in lebhafter Freude. Sie drückten ihm die Hand und gelobten neue Treue, und auch Herr de la Ferrière hatte die Niedergeschlagenheit überwunden, die sich seiner hatte bemächtigen wollen. Dann, als alle die Treue gelobt hatten, stimmten sie zusammen einen Gesang an, der hinausklang über das leise Nachtwasser und hinauf zur Höhe des Berges:

*Herr, du Herr der Himmelsscharen,
du bist unsre Zuversicht;
laß dein armes Volk nicht fahren,
der du wohnst im hellen Licht!
Reich im Kampfe böser Geister
uns dein Schwert und deinen Schild,
der du bist der Welten Meister;
hilf uns, großer Herr, es gilt!
Hilf uns deine Stärke finden
durch dein unbezwinglich Wort,
hilf uns streiten, überwinden,
starker Held und Himmelshort!*

Als aber der Gesang verklungen war, trat ein junger Edelmann in den Kreis der Brüder und winkte mit der Hand. »Freunde, höret mich einen Augenblick an«, bat er mit freundlicher Stimme. »Der Herr will euch etwas durch mich sagen.«

Ein Gemurmel erhob sich von allen Seiten. Der vor ihnen Stehende war bekannt durch sein unkriegerisches Gebaren; denn er hatte schon mehrfach seine Stimme erhoben und auch vor der Schlacht gesprochen. Der Admiral aber gebot Stille. »Immerhin, reden Sie, Herr von Amyon«, sagte er freundlich, »und wir wollen vernehmen, was Sie uns zu sagen haben. Gute Botschaft ist stets wert, angehört zu werden. Bedenken Sie aber, daß wir Männer sind, die Ihre Worte prüfen werden!«

Herr von Amyon dankte mit anmutiger Verneigung. Dann hob er ohne viele Umschweife an: »Wir haben die Schlacht verloren, und das ist Gottes Stimme. Er hat bei diesem ersten blutigen Ringen deutlich gesprochen. Sein Evangelium ist zu herrlich, als daß es durch menschliches Schwert verteidigt werden sollte. Der Geist des Friedens, der unsere geliebte Bibel durchhaucht, duldet keine Schlachten, bei denen Menschenblut nutzlos vergossen wird. Meine Brüder, Tausende bedecken heute abend die Felder von Dreux und sterben eben jetzt unter elendiglichen Seufzern dahin. Und warum? Hat Christus sich jemals mit der Waffe verteidigt, oder hat er geboten, sein Leben in der Schlacht zu opfern für das Evangelium? Mitnichten! Der Herr hat mir aufgetragen, alle hier anwesenden Edelleute inständig zu bitten: Legen Sie die Waffen nieder! Die Hugenotten haben andere Waffen. Und glauben Sie mir, heute noch gilt Christi Wort: ›Wer das Schwert nimmt, der soll durch das Schwert umkommen!‹ Wenn die Guisen es nehmen, so stehen sie damit eben nicht auf der Heiligen Schrift, und wenn Karl es nimmt gegen seine Untertanen, so ist er kein christlicher König mehr. Das ist meine Botschaft!«

Totenstille antwortete zunächst auf diese Worte. Die Edelleute sahen sich betroffen an. Herr von Amyon hatte mit tiefer Überzeugung und eindringlichem Ernst gesprochen. Sein bleiches Angesicht wurde im Mondenlicht noch bleicher, und der schwarze Vollbart, der dieses bleiche Angesicht umrahmte, gab ihm etwas Würdevolles, fast Prophetenhaftes. Sollte am Ende doch der Herr reden durch diesen Mann, der wegen seiner Sanftmut verschrien und wegen seiner Nachgiebigkeit verachtet war?

»Herr von Amyon«, nahm nun Herr de la Ferrière das Wort, »Sie haben aber heute doch das Schwert geführt.« – »Nein, Herr de la Ferrière, ich habe nur Verwundete verbunden«, entgegnete von Amyon.

»Mitten in der Schlacht?«

»Jawohl, Seigneur! Mitten in der Schlacht! Denn gerade da hatte ich Gelegenheit zu zeigen, daß es nicht Feigheit ist, die mich so reden läßt, daß sich viele über mich empören. Und mitten in der Schlacht hat der Engel des Herrn mich beschirmt.

Zweimal hatte ein Schweizer die Muskete auf mich angeschlagen, und zweimal versagte der Schuß.«

»Was sollen wir denn aber tun, Herr von Amyon?« nahm Coligny nun das Wort. »Sollen wir uns alles gefallen lassen?« »Jawohl, Herr Admiral. Was Unrecht und Gewalt ist, kann nie durch Gewalt besiegt werden. Die Heilige Schrift kennt nur einen Gebrauch des Schwertes als erlaubt.«

»Und der wäre?« Coligny sah Amyon unbeweglich an.

»Den der Obrigkeit, Herr Admiral! Sie allein trägt das Schwert nicht umsonst.«

»Wer aber ist unsere Obrigkeit?«

Der Gefragte antwortete nicht sogleich. Er fühlte, was in dieser Frage lag, und sann nach. Endlich erwiderte er ruhigen Tones: »Der König, meine Herren!«

»Aber der König ist ein Kind! Der König ist ein Spielball der Guisen und jener Florentinerin, die aus dem Hause Medici ist. Wir wollen eine Obrigkeit schaffen, die dem König wirkliche Gewalt, weil Gerechtigkeit, gibt durch Befreiung von aller Bevormundung.« Colignys Worte waren kraftvoll, fast schneidend gesprochen. Es lag in ihnen etwas von dem bebenden Schmerz des edlen Herzens, das mit diesen Problemen gerungen hatte, und das zuletzt keinen anderen Weg der Ehre gesehen hatte als den des Schwertes.

Doch Herr von Amyon ließ sich nicht darausbringen. Voll Sanftmut fuhr er fort: »Politik ist Politik, und diejenige von Frankreich ist verworren, weil Spanien sie verwirrt. Aber Christi Politik steht in der Bergpredigt klar und deutlich und heißt: Widerstehet nicht dem Übel!«

Abermals schwieg der große Führer, schwiegen die Edlen, die alle aufmerksam gelauscht hatten. Diese Stille benützte von Amyon und fuhr eindringlich fort: »Meine Herren! Vergessen Sie nicht, daß nur die Sanftmütigen das Erdreich besitzen werden! Halten Sie es fest, daß, wer das Schwert nimmt, durch das Schwert umkommt! Auch Sie, Herr Admiral« – hier hob sich die Stimme des Sprechers etwas – »werden keine andere Erfahrung machen können. Sie sind ein edler Mann, nicht weil Sie vom Hause Châtillon sind, sondern weil der Geist edel ist, – ich weiß es – aber der Herr ruft Ihnen heute

zu: »Stecke dein Schwert in die Scheide, Gaspard Coligny, auf daß dieses Schwert sich nicht gegen dich kehre!« Frédéric von Amyon hat gesprochen.«

Abermals verneigte sich der Edelmann mit Anstand, und ehe noch Coligny etwas erwidern konnte, ehe einer der Anwesenden ihn zu grüßen vermochte, war er verschwunden und schritt ohne Schwert, aber auch furchtlos in die feierliche Nacht hinein, die den Sternenmantel über alles Weh von Dreux zu decken begonnen hatte.

VII

Als René von Ambroise wieder zu sich kam, hörte er zunächst das Knarren von langsam sich drehenden Rädern. Über ihm funkelte ein großer Stern aus den blauen Weiten des Alls, und um ihn her erscholl der Hufe Klang auf der Landstraße. Ein heftiger Schmerz in der linken Schulter brachte ihn rasch zur Besinnung. Aber was geschah nun mit ihm? Hatte man ihn für tot gehalten, und war er nun auf dem Wege zum Totenacker? Oder führten ihn hugenottische Freunde davon? Er versuchte sich zu erheben, aber bleischwer sank er zurück. Wie schwach war er doch geworden, daß er nicht einmal dieses vermochte!

Nach und nach stand die ganze furchtbare Schlacht wieder vor seiner Seele. Er sah noch einmal die schwer Getroffenen niedersinken, sah das rote Blut zur Erde sickern, sah jenen Gewaltigen vor sich, der ihn niedergeschlagen und der ihn doch geschont hatte. Wer war jener Ritter? Was hatte ihn bewogen, den hugenottischen Ketzer nicht zu töten? Gab es bei den Katholiken auch noch edle Menschen, die nicht ganz von Haß durchtränkt waren? Gewiß war dies also. René hing noch nicht lange seinen Gedanken nach, als ein Roß sich an die Seite des Wagens drängte, in dem er lag, und der Reiter dieses Rosses sich zu ihm niederbeugte, um nach ihm zu sehen. Als er sah, daß der Verwundete die Augen aufgeschlagen hatte, redete er René also an: »Sie sind Gefangener des Herzogs Guise, wie Sie sehen. Aber

Sie werden zunächst nicht dorthin geführt, wo er die Gefangenen zu halten beliebt, sondern auf mein Schloß. Verhalten Sie sich ruhig! Ich habe ihnen das Leben geschenkt, weil ich sah, daß Sie noch jung sind, und weil ich keine Freude am Morden habe. Man soll dem Grafen von Arimac nicht nachsagen, daß er hilflose Jünglinge ermordet habe. Mein Schloß liegt an der normannischen Küste, und eben dorthin fahren wir jetzt.«

»Ich danke Ihnen, Herr Graf«, erwiderte René mit schwacher Stimme. »Aber wie steht die Schlacht?«

»Die Hugenotten haben verloren. Der Prinz Condé ist in unserer Hand. Die Truppen der Ihrigen sind teils geschlagen, teils versprengt. Die Fahnen sind genommen, und Frankreich ist nun eine große Sorge los. Ich hoffe, daß bald alle Hugenotten einsehen werden, daß ihr Widerstand vergeblich war, und daß die Kirche nun einmal von Gott berufen ist, die Religion allein zu verbreiten.«

Bei diesen Worten reichte Herr von Arimac René seine Feldflasche, um ihn einige Schlucke des feurigen Bordeauxweines nehmen zu lassen.

René trank; denn das Wundfieber war im Anzug. Die Lippen waren trocken und die Stirn heiß. Das Blut hämmerte mit Macht in den Adern.

»Wie heißen Sie?«

»René von Ambroise!«

»René von Ambroise? Ah, Sie sind mir nicht unbekannt. Hat nicht Ihr Vater unter Coligny gegen Spanien gefochten?«

Renés Augen leuchteten. »Das hat er, und mit Auszeichnung!«

»Natürlich, wie alle Ambroise und wie Sie bei Dreux. Aber bei allen Heiligen, sagen Sie mir, ist Ihr Vater nicht gut katholisch, gut königlich? Wie kommt sein Sohn zu den Hugenotten? Ich glaube, Sie haben sich am Ende gar nur aus jugendlicher Lust am Abenteuer verirrt zu Colignys Truppen und gehören von Stamm und Rechts wegen zu uns. Nun freut es mich noch mehr, daß ich Ihnen nicht mit einem zweiten Streich bei Dreux das Lebenslicht ausblies.«

René antwortete nichts. Das Fahren räderte ihn, und die Schmerzen wuchsen. Aber mehr als die Schmerzen quälte ihn

die Botschaft des Grafen, daß die Hugenotten die Schlacht verloren hatten. Er biß die Zähne aufeinander, und sein Angesicht wurde düster. Ein dumpfes Weh wühlte in seiner Seele. Und zugleich stieg auch ein Zweifel wie eine kalte Nebelwolke empor und ließ bange Fragen durch seinen fiebernden Kopf schießen. Warum war es so gegangen? Hatten sie nicht alle gebetet, und das nicht nur mit den Lippen? Und war nicht ihre Sache die gerechte? Und nun würfelte die Geschichte etwas ganz anderes aus ihrem Becher, als er sich gedacht hatte, und alle Hoffnungen waren niedergeschlagen. Condé gefangen! Die Fahnen genommen! Coligny auf der Flucht! Das Feld voller Leichen! Die hingemordeten Opfer von Vassy und Sens ungerächt! Und was das Furchtbarste war für ihn, die Guisen voll Triumph! Ha, wie würde diese Botschaft durch Frankreich eilen und überall verkündigen: Es ist nichts mit der Sache der Hugenotten! Ihr Glaube ist Wahn, ihr Eifer Strohfeuer gewesen, Gottes Stimme hat gedonnert über Dreux, und im Schlachtenwetter hat er seinen Willen kundgetan!

Voll brennender Scham grub er das Haupt ins Stroh, um den Grafen nicht mehr sehen zu müssen. Und die Hand faßte krampfhaft einen Büschel dieses Strohes mit verzweiflungsvollem Druck.

»Ist Ihnen nicht wohl?« fragte der Graf von Arimac und ließ den Bauern, der den Wagen führte, halten.

Aber René schüttelte den Kopf. Er schwieg in seinem inneren Kampf, und erst, als der Graf noch einmal fragte, entgegnete er hastig und abgerissen: »Warum haben Sie mich nicht vollends erschlagen, Herr Graf? Warum muß ich die Schande unseres Heeres überleben? Ich bin nicht aus Zufall zu den Hugenotten gekommen, sondern aus Überzeugung. Und lieber läge ich unter einer ihrer herrlichen Fahnen begraben, als jetzt die Botschaft hören zu müssen, die ich nicht begreifen, nicht fassen kann! O Gott, müssen denn die Unschuldigen immer so leiden auf Erden? Muß es denn gerade so gehen, daß die gerechte Sache unterliegt? Hast du uns nicht gehört, als wir beteten und sangen in der heiligen Morgenfrühe?«

»Ein echter Ambroise!« murmelte der Graf vor sich hin und betrachtete das Angesicht Renés mit innerem Wohlgefallen.

Seine Rede gefiel ihm; denn in ihr lag der edle, echte Mannescharakter, der an seine Sache glaubt, und der sie nicht fahrenlassen kann, wenn es schlimm geht.

»Lieber Herr von Ambroise, trösten Sie sich!« sagte er wohlwollend. »Ihre Empfindungen sind ehrenhaft, aber Ihre Erkenntnis ist nicht gereift genug, um das Große und Göttliche dieser Schlacht von Dreux zu erkennen. Sie müssen doch auch daraus merken, daß der Schlachten Stimme Gottes Stimme ist, und daß der Ewige selbst den Becher in der Hand trägt, aus dem die Würfel rollen. Sehen Sie nicht auch, daß die gute alte Religion gesiegt hat und nicht allein die Schweizer? Merken Sie nicht, daß die Fahne der Wahrheit sich entfaltete, und daß die heiligen Cherubim vor ihr einherflogen, um sie zum Siege zu tragen durch alles Kampfesgewühl? Ich sage Ihnen: und wenn alle Höllenhunde wider die verbündeten Heere von Guise und St. André angestürmt wären, die eine Fahne, die wir trugen, hätte doch den Sieg gebracht. Aber ich bin froh, daß es schon bei der ersten Schlacht so gekommen ist, und daß wir von dem greulichen Bürgerkrieg erlöst sind. Ein von Arimac ist nicht beseelt vom Geiste unversöhnlichen Hasses und wilder Rachsucht. Nein, was ich wünsche, ist eine große und gute Versöhnung der beiden streitenden Parteien, damit Frankreich aufatme und der Engel des Friedens den Reichtum seines Füllhorns wieder ausgießen kann über die Normandie und alle unsere gesegneten Provinzen bis nach Languedoc und bis in die Dauphiné hinauf.« Darauf antwortete René nichts mehr. Er hing seinen Gedanken nach und erwog die qualvollen Rätsel des vergangenen Tages, ohne eine befriedigende Antwort darauf zu erhalten.

Langsam arbeitete sich der Zug vorwärts; denn der Graf hatte befohlen, in ruhigem Tempo zu fahren. Als sie gegen Mittag in einem kleinen Dorf hielten, drängten sich die Bauern von allen Seiten herzu. Sie vernahmen die Kunde teils mit jubelndem Frohlocken, teils mit gemischten Gefühlen, je nachdem sie zur hugenottischen Sache standen. Den verwundeten Hugenotten aber, der so bleich auf dem Stroh des Wagens lag, betrachteten sie mit Mitleid. Ja, ein katholisches Weib eilte herzu und schenkte ihm sogar einige Eier, damit er sich daran laben.

Durch die gewaltige Niederlage schien aller Haß aufgehoben zu sein.

Nun kamen wieder versöhnlichere Gefühle und Gesinnungen auf. Oder war das Volk überhaupt nicht von der haßerfüllten Art wie jene Priester, die immer und immer wieder die Flammen schürten, damit sie ja nicht erlöschen möchten?

Der Priester des Ortes, durch den sie jetzt zogen, ließ die Glocken festlich läuten und eine Dankesmesse ausrufen. Herr von Arimac aber hielt sich nicht lange auf. Die Sorge um seinen verwundeten Gefangenen trieb ihn vorwärts, und der Gedanke, daß es der Sohn eines alten Waffengenossen war, beflügelte seine Schritte. Ihm war der Gedanke zündend in die Seele gefallen, daß der Himmel ihm hier eine Aufgabe zugewiesen habe, die zu lösen es freilich großer Weisheit bedurfte, deren Preis aber köstlich war. Konnte er dem Freunde einen größeren Dienst tun, als sein Kind wieder dem alten, guten Glauben zuzuführen? Noch war René ein Jüngling, und die hugenottische Lehre hatte wohl kaum schon tiefe Wurzeln in ihm geschlagen. Und diese schöne, junge Menschenseele dem Glauben der Kirche wieder zuzuführen, der nicht auf blindem Haß, sondern auf der geheiligten Tradition der Wahrheit beruhte, erschien ihm als eine Aufgabe, edler und würdiger als jene, in Schlachten zu ziehen, die französisches Bruderblut fließen ließen. Große Gedanken zogen durch seine Seele, indes sie den Niederungen des Meeres entgegengogen.

Schweigend betrachtete er die Flüge der Raben, die in tiefblauem Samtgefieder sich so wirkungsvoll vom blendenden Schnee der Felder abhoben. Ungeduldig maß er die Entfernungen zwischen diesen Feldern, die von Wald zu Wald sich hinzogen. Seine Gedanken eilten im Fluge über jene dunklen Bänder von Tannen und überflogen ebenso die geistigen Hindernisse, die sich auf türmen wollten vor seiner Seele. Es mußte gelingen!

Daß Claire, seine Tochter, diesen Verwundeten gern pflegen würde, war sicher. Nichts war ihr ja lieber, als Krankenpflege unter den Fischern zu üben. Und daß Claire auch das kranke Herz dieses hugenottischen Jünglings mit sanfter Hinweisung auf die Wahrheit umzustimmen vermochte, war keine Unmöglichkeit. Bei diesen Gedanken faltete der Graf unver-

merkt die Hände auf dem hirschledernen Sattel und sandte ein Gebet zu Gott empor.

Endlich nahte man sich Château d'Arillac, das schon aus der Ferne von steiler Felswand heruntergrüßte. Als der Zug aus dem Halbdunkel eines Tannenwäldchens bog, bot sich das Schloß wie mit einem Zauberschlage dem erstaunten Auge des Jünglings dar. Hohe, mit dunklem Schiefer belegte Türme krönten das stolz aufragende Gebäude, um das gewaltige Bäume wie schirmend die Kronen reckten. Dahinter aber bot sich dem Auge des Jünglings das stille, unendliche, hellglänzende Meer, das Auge der Ewigkeit, das heute so ruhig aufgeschlagen war zu einem ebenso stillen, träumenden Winterhimmel.

»Morgen ist Weihnachten«, sagte in diesem Augenblick der Graf, »und heute kommen wir nach Hause. Das trifft sich fein. Und nun, Herr von Ambroise, willkommen in Château d'Arillac! Willkommen am Meer! Willkommen auf den Felsen der Normandie und noch einmal willkommen! Sie sind Gefangener, aber Sie sollen finden, daß das Haus Arillac kein schlechtes Winterquartier ist. Heda, Hektor, Achill, zurück!«

Wie unsinnig vor Freude sprangen die Jagdhunde des Grafen am Roß empor, winselnd vor Freude und stürmisch nach Liebkosungen verlangend. Pfeilschnell jagten sie hin und her zwischen ihrem Gebieter und der Schloßpforte, die hochgewölbt, von sattgrünem Efeu überspannen, das Wappen des Hauses trug.

Unter dieser Pforte sah auch René jetzt vom Wagen aus eine weibliche Gestalt auftauchen, die mit einem weißen Tuche winkte. Ihre schlanken Linien stachen deutlich ab von dem massigen Gemäuer. Aber dieses Bild blieb nur einen Augenblick lang dasselbe. Nun eilte Claire, die Tochter des Grafen, flüchtigen Fußes dem Vater entgegen, voll Freude und Glück ihm immerfort zuwinkend. Wenige Minuten noch, und sie hatte ihn erreicht.

Der Graf drückte einen Kuß auf die Stirn seines Kindes und atmete tief auf.

»Glücklich zurück, Väterchen? Und gesund und heil? Wie froh ich bin! Welch ein Glück für uns alle! Doch wie steht es im Felde?«

»Gut steht es, Claire, vortrefflich. Das eine Wort Sieg sagt dir alles. Die Hugenotten sind bei Dreux aufs Haupt geschlagen worden. Ihre Fahnen wandern gen Paris und werden bald den Louvre zieren. Condé ist verwundet gefangengenommen worden. Coligny versprengt. Leider ist auch St. André gefallen. Aber hier, meine Tochter, habe ich einen Gefangenen mitgebracht. Erschrick nicht! Es ist ein Ketzer und doch kein Fremder. Sein Vater ist ein Freund von mir; René von Ambroise aber wurde im Treffen durch mich verwundet. Nun mag die Hand meiner Tochter heilen helfen, was das Schwert des Vaters geschlagen hat.«

Claire warf einen raschen Blick auf den Wagen. Es war kein Blick der Neugier, sondern des ruhigen Forschens. René sah in ein geistvolles und schönes Gesicht, das auf den ersten Blick eine edle und ernste Seele verriet. Die Rechte auf das Haupt eines Jagdhundes gelegt, blickte Claire von Arimac nun wieder vertrauensvoll und glücklich zum Vater empor, während ihre Linke die Hand des Grafen streichelte.

»Wie steht es bei euch, Claire?«

»Es geht alles gut. Aber ich bin froh, daß du wieder da bist, und daß du zu Weihnachten gekommen; o welch ein Glück, Väterchen! Nun aber, Hektor und Achill, voraus! Pietro mag die Flügel des Tores öffnen, und die Mägde sollen eilen und das Essen bereiten. Du wirst hungrig sein von dem weiten Ritt und müde dazu.«

»Müde, ja! Der Panzer drückt. Aber will's Gott, legen wir ihn nun für immer ab. Laß uns zuerst eine Andacht halten, Claire!«

Beide schritten durch das Portal, und René blickte ihnen nach, wie sie im Halbdunkel verschwanden. Er wußte, was jetzt kommen würde, sah im Geist zurück in die eigne Jugend und gedachte daran, wie die Mutter manchemal mit ihm niederkniet war vor der Statue der Maria mit dem Kinde. So würden es jetzt auch diese beiden Schloßbewohner machen. Und er? Hatte er nicht auch zu danken, daß er hier war? Still faltete er auch seine Hände auf dem Stroh und sprach ein Dankgebet. Zwar kam es in mehr mechanischer Weise über seine Lippen; denn die Seele hatte den inneren Anschluß an Gott noch nicht gefunden. Versäumen wollte er es jedoch trotzdem nicht ...

VIII

Eine Stunde später lag René von Ambroise in einem wohl-durchwärmten, schneeweißen Bett in einem hohen Zimmer des Schlosses. Tiefe und süße Stille umgab ihn nach der Fahrt auf dem rollenden und stoßenden Wagen. Der Graf hatte alles selbst angeordnet und nichts versäumt. Auf dem Tisch neben dem Bett stand gutes Essen, und René brauchte es nur mit der gesunden Hand zu ergreifen und zum Mund zu führen. Seine Wunde hatte der Graf selbst mit kundiger Hand verbunden. Jetzt war er allein und ließ die Blicke umhergleiten. In der Tat, diese Gefangenschaft konnte er sich gefallen lassen. Das Gemach, das ihn umschloß, war luftig gebaut. Die Decke trug Amoretten und Ornamente von weißem Stuck. Eine dunkelblaue Seidentapete verhüllte die Wand. Im hohen Kamin aber knisterte ein trauliches Feuer. An den Wänden hingen gewaltig große Bilder französischer Edelleute. Da waren zwei Gräfinnen mit steifer Halskrause und vornehm geschnittenen Gesichtern. Ihnen gegenüber hing ein in Erz gekleideter Ritter. Über seinem Bett aber thronte eine wunderbar gemalte Madonna, himmlischen Frieden auf dem reinen, edlen Gesicht. Das Jesuskind schien ihn anzulächeln voll Huld und Freundlichkeit. Das alles war schön und edel. Aber das Schönste war der Ausblick aus dem Zimmer. Das Bett war so gestellt, daß man hinaussehen konnte auf das Meer und seine tanzenden Wellen, auf denen sich die Reflexe der Sonnenstrahlen brachen und silberne Pfeile durch die lichtblaue Dezemberluft schossen. Möwen wiegten sich da draußen vor den Fenstern und führten ihr Spiel auf. Sie kreisten über dem Schloß, umflogen seine Rundtürme und stürzten sich dann pfeilschnell in schwungvollen Bogen hinab zur Brandung der Uferfelsen. Von dort unten klang das ruhelose Lied des Meeres herauf. Es war ein leises Dünen und Fluten heute am sonnigen Tag. Der Atem der See ging ruhig, und ihre Brust atmete Frieden. Wie aber würde es sein, wenn dieses Herz ruhelos schlug? Wenn die Felsen, auf denen Schloß d'Arimac wie eine Königin thronte, gepeitscht wurden von den donnernden Wasserlawinen empörter Wogen?

Weit in der Ferne floß das Wasser mit dem Himmel in einen feinen Silberstrich zusammen. Dort schien ein Segel zu schweben und langsam dahinzugleiten. Voll Sehnsucht sah René dort hinüber. Dort war ja England, das Land, in dem das Evangelium mehr Freiheit gefunden, und dort herrschte nicht eine Florentinerin wie bei ihnen in Frankreich, sondern die Königin Elisabeth, die Coligny wohl gewogen war. Aber zwischen Frankreich und England war das Meer, und zwischen seiner Sehnsucht und dem Ort, da er jetzt ruhte, schien auch ein Meer, ein unendliches Meer, seine Wogen und Wellen auszubreiten.

Als René lange über die glänzende Wasserfläche hingeblickt hatte, suchten seine Augen den Mantelsack, den man ihm heraufgetragen hatte und in einer Ecke des Zimmers niedergelegt hatte. Ob er auch alle seine Habseligkeiten barg? Ob die Bibel nicht fehlte, die sein Roß in der Schlacht zu Dreux doch getragen? Er konnte nicht anders, als sich mühsam erheben und in die Ecke des Zimmers wanken. Dort suchte er im Gepäck, und zu seiner großen Freude zog er bald darauf die Bibel aus dem Umschlag des Mantels hervor. Die Bibel! So hatte man sie ihm nicht geraubt! René atmete tief auf. Ihm war auf einmal, als sähe er eine Brücke über das unendliche Meer seines Schicksals sich spannen, und diese Brücke reichte von diesem einsamen Schlosse der Normandie nach Paris, nach Vassy, nach dem Ort, wo Coligny jetzt weilte. Er nahm das Buch mit sich ins Bett. Als er es aber auf die Decke gelegt und selbst wieder darunter gekrochen war, überfiel ihn eine Schwäche. Müde schloß er die Augen, und eine Bewußtlosigkeit umfing seine überanstrengten Sinne. Es war doch der Anstrengung zu viel gewesen, und er hatte offensichtlich mehr Blut verloren, als er selbst geglaubt.

Er lag noch nicht lange so in seiner Ohnmacht, als der Graf mit Claire das Zimmer betrat. Mit einem Blick übersah er die Lage. Da lag René mit todbleichem Gesicht. Auf der Decke aber lag die große Bibel, und die Hand des Verwundeten hatte sich darauf gelegt.

»Sieh da, Claire, er hat sein hugenottisches Buch bei sich«, sagte der Graf leise und nahm die Bibel mit raschem Griff, um sie auf den Tisch zu legen. »Auf jeden Fall wollen wir ihm das Buch zunächst aufbewahren; denn wie es scheint, hat es ihn

nur erneut aufgeregt.« Claire holte rasch etwas Wein, um ihm die Schläfe zu waschen und ihm etwas einzuflößen.

Während Claire raschen Schrittes enteilte, um das Nötige zu besorgen, ging der Graf mit gemessenen Schritten im Zimmer auf und ab. Die Sorge beschlich ihn, daß das junge Leben am Ende doch nicht dem Ansturm des Todes gewachsen sein könnte. Er trat ans Bett und schlug wiederholt das Kreuz über der Stirn des Jünglings. Dann ging er ungeduldig Claire entgegen, nahm den Wein aus ihrer Hand und begann Renés Schläfe mit den Tropfen abzureiben, die er in seine hohle Hand goß. Nach einigen Minuten erwachte der Verwundete wieder, sah groß und fremd um sich, und als er die Bemühungen des Herrn von Arimac sah, ergriff er dankbar dessen Hand und führte sie zu seinem Munde.

»Sie haben das Bett verlassen, Herr von Ambroise«, sagte der Graf und drohte mit dem Finger. »Solche turnerischen Übungen empfehle ich Ihnen in Ihrem Zustande keineswegs; denn sie könnten den Tod herbeiführen. Lassen Sie sich auch in diesem Stück belehren, daß Sie meine Anordnungen befolgen! Und dann haben Sie nichts gegessen, wie ich sehe. Deshalb werde ich Sie jetzt füttern, wie man ein Kind füttert, mein junger Herr, und Sie werden es sich gern gefallen lassen. Bedenken Sie, daß Sie noch Eltern haben, und daß es gilt, die Vorsehung darin zu verstehen, daß sie Ihnen das Leben zum zweitenmal bei Dreux schenkte, während Sie das in Vassy geschenkte Leben dort so leicht hätten verlieren können.«

Ohne eine Antwort abzuwarten, setzte sich der Graf ans Bett seines gefangenen Pfleglings und löffelte ihm kräftige Fleischbrühe ein.

Claire aber setzte sich mit einer Handarbeit ans Fenster und beugte das Haupt über die Stiche, die sie mit kunstfertigen Fingern in weißer Seide führte.

Jetzt kam ein Gefühl der Geborgenheit über René. So wollte man ihn nicht hier in der Einsamkeit allein lassen? Wollte ihn wirklich pflegen?

»Warum tun Sie mir Gutes, Herr von Arimac?« sagte er leise.

»Weil ich ein Christ bin«, lautete die einfache Antwort.

»Aber ich bin doch nach ihrer Meinung ein Ketzer.«

»Und wenn! Sollen Christen ihre Feinde nicht auch lieben?«

René schwieg und sah an Claires Locken vorbei aufs Meer. Die Möwen zankten sich draußen um einen Fisch, bis ihn die Besitzerin wieder ins Wasser fallen ließ.

»Sie tun mir viel Gutes, Herr Graf«, hob René abermals an. »Aber werden Sie mir auch versprechen können, daß ich nicht den Preis meines Glaubens dafür bezahlen muß? Darf ich hugenottisch bleiben auf Château d'Arillac?«

»Solange Sie wollen, René von Ambroise. Ich übe keinen Zwang aus; denn ich glaube, daß die Wahrheit keines Zwanges bedarf, um sich durchzusetzen. Sie müssen wissen, daß ich zu jenen Katholiken gehöre, die ihre Gegner durch Belehrung und Güte zurückzugewinnen sich bemühen und nicht durch Fanatismus. Und wenn ich auch ins Feld gezogen bin, so bin ich gezogen, weil es meine Pflicht war, Frankreich vor einem furchtbaren Umsturz, dem furchtbarsten, der unserem lieben Vaterlande gedroht hat, zu retten.«

»Frankreich zu retten? Herr Graf, dasselbe sagt auch Coligny! Auch er will Frankreich retten. Auch er will den König befreien. O wie ist denn nun die Wahrheit zu finden, wenn die Parteien beide dasselbe behaupten und keine ihre Behauptung preisgibt?«

»Die Wahrheit liegt stets auf der entgegengesetzten Seite des Neuen, mein Herr!« Lächelnd sprach es der Graf. In diesem Augenblick klopfte es draußen. Eine Magd stand vor dem Zimmer und hatte den Arm voll Mistelzweige. In der anderen Hand trug sie einen silbernen Ring, der, einer Krone ähnelnd, ringsum besteckt war mit Kerzen. Claire sprang mit einem Freudenruf empor.

»Weihnachtsgrün, sieh nur, Väterchen«, sprach sie lachend vor Freude.

»Ja, schmücke auch dieses Zimmer, mein Kind«, sagte der Graf gütig lächelnd. »Wir sind verschiedenen Glaubens, aber es ist ein Kind, das uns zum Heil auf den Arm seiner göttlichen Mutter kam. Dieses einen Kindes wollen wir uns heute abend und morgen zusammen freuen, nicht wahr, lieber junger Freund?«

René lag still und sah der Jungfrau zu, die rasch und geschickt einen großen Kranz zusammenflocht. Als der Kranz fertig war, legte Claire ihn auf den mit einem weißen Tuch bedeckten Tisch, nachdem der Graf die Bibel weggenommen hatte. René's Augen folgten ihm jetzt; denn er wollte wissen, wohin sein heiliges Buch wanderte, und weil der Graf sich in der Richtung auf den Kamin zu bewegte, stieg eine Furcht in ihm auf. Doch nein, er warf es nicht in die sprühenden Flammen. Einstweilen stellte er es auf ein Büchergestell, das dort, aus geschnitzten Eichenbrettern gefertigt, die Wand schmückte. Als Claire den Mistelkranz auf dem Tisch ausgebreitet hatte, stellte sie die Silberkrone hinein. Das Ganze sah sehr schön und festlich aus. Doch es war so noch nicht fertig. Jetzt entnahm sie einem Schrank eine Reihe von Figuren, die bunt bemalt waren. Dann stellte sie diese hinter dem Lichterkranz in hübscher Gruppierung auf. In der Mitte thronte Maria, in tiefblauem Gewand mit dem goldenen Strahlenkranz ums Haupt. Musizierende Engel wurden an verschiedenen Seiten aufgestellt. Anbetende Hirten knieten vor dem Kind und boten ihm ein Lamm an. Alles war so schön gearbeitet, daß es eine Künstlerhand verriet. Mit sinnendem Wohlgefallen sah der Vater seiner Tochter zu. Wo ihm etwas der Änderung zu bedürfen schien, trat er selbst an den Tisch heran und ordnete die Figuren.

»Bald wird es Abend sein, Claire«, sagte er nun. »Hast du den ehrwürdigen Pater, Monsieur Chevreul, schon bitten lassen?« »Jawohl, lieber Vater. Er wird pünktlich erscheinen. Auch die Fischerfamilie Vivonne ist eingeladen, und alles ist zur Bescherung bereit. Aber sieh, wie heute der Himmel so herrliche Farben trägt! Ich glaube, wir bekommen einen wunderbaren Sonnenuntergang.«

Schon neigte sich das Tagesgestirn dem westlichen Rand der See zu. Der Horizont, der den Tag über wie eine unbewegliche Saphirglocke auf dem Meer gestanden war, veränderte nun diese kühle Farbe. Ein warmes, lebhaftes Gelb hauchte goldene Töne über die himmlischen Weiten. Doch dieses Gelb konnte sich nicht lange behaupten. Jetzt schimmerten schon einzelne Partien in einem zarten Rosa, feuriges Orange lief in leuch-

tendem Bogen von England nach Frankreichs Küste herüber, und auf dem Meer schienen duftige Lilaschleier das Wellenspiel bändigen zu wollen.

»Sehen Sie jetzt genau hin, Herr von Ambroise«, sagte der Graf. »Es gibt nichts Schöneres als einen Sonnenuntergang in der Normandie und das langsame Sinken des wunderbaren Sonnenballes dem Meer entgegen.« Lauter ließen sich die Möwen und Seeschwalben hören. Die Sonne wurde größer, ihre Scheibe versank in einem fernen, purpurgoldenen Dunst, der aus dem Meer aufstieg, und indem sie größer wurde, begann sie sich lebhaft rot zu färben.

»Das ist des lieben Gottes Weihnachtslicht«, sagte Claire voll Bewunderung.

Jetzt schien die Sonnenkugel einen ganz kurzen Augenblick unmittelbar auf dem Meer still zu stehen. Es war ein Anblick von überwältigender Schönheit. Nie in seinem Leben hatte René je etwas so Herrliches gesehen. Aber es dauerte nicht lange, und schon versank der Purpurgoldball in den Dunstschleiern, die die Horizontlinie abgrenzten, jetzt zur Halbkugel, dann zum kleinen Kreisabschnitt geworden, bis der letzte zitternde Strahl über dem Wasser stand und endlich ganz versank.

Eine Viertelstunde später meldete der Diener den Pater Chevreul, der bereit sei, die Weihnachtsmesse zu halten. Gespannt blickte René nach der hohen Flügeltür. Ein unbehagliches Gefühl stieg in ihm auf, als nahe ihm in diesem Manne eine drohende Wolke, eine Verdunkelung des köstlichen Lichtes, das dieser wonnige Weihnachtssonnenuntergang hereingetragen hatte. Aber er sah sich gründlich getäuscht. Monsieur Chevreul war eine durchaus sympathische Erscheinung von einem ehrwürdigen Aussehen. Ein silberweißer, Würde und Weisheit verratender Bart fiel auf das Gewand des Greises, und seine Wangen blühten wie die Wangen eines Jünglings. Kluge und doch zugleich auch milde Augen blickten den Verwundeten einen Augenblick forschend an, dann verneigte sich der Pater gegen René's Bett, wie er gegen Herrn von Arimac getan. Auch Claire wurde in derselben Weise begrüßt. Kein Wort über René's Persönlichkeit wurde gewechselt. Als die

Fischersfrau mit ihren beiden Jüngsten erschienen war und sich bescheiden im Hintergrund aufgestellt hatte, brachte Claire einen großen verdeckten Korb voller Weihnachtsgeschenke herein, und nun rief die Glocke die Dienerschaft zur Weihnachtmette. Die Büblein der Fischerin hatten sich rasch in Ministranten verwandelt, und nachdem ein kleiner Hochaltar aufgerichtet worden war, entzündeten Claires zarte Hände den Kerzenkranz. Sein goldschimmerndes Licht ließ das Silber hell aufblitzen. Eine andächtige Stille herrschte im Raum, während der Alte die lateinische Andacht verrichtete. Aller Augen waren auf das Jesuskindlein gerichtet, dessen Haupt von einer Lichtfülle umgeben war.

René selbst konnte sein Wohlgefallen an dieser Christandacht nicht verbergen. Er hatte den tiefen Eindruck, daß es diesen Leuten auf Château d'Arillac ernst war, und daß sie von Herzen vor dem göttlichen Kinde sich neigten.

Nach der Andacht war Bescherung. Jedes wurde in sinniger Weise freundlich beschenkt, und der Graf ließ es sich nicht nehmen, alle Geschenke selbst auszuteilen. Auch René wurde zu seinem größten Erstaunen mit einer Gabe bedacht. Herr von Arillac legte ein kleines, reizend gemaltes Bildchen eines Spanischen Künstlers auf die Decke seines Bettes und bat ihn, dies zum Andenken an Château d'Arillac anzunehmen. Es zeigte eine liebliche Szene: Jesus spielt mit Johannes dem Täufer, und beide erfreuen sich an einem schneeweißen Lamm.

Dann wurde es still im hohen Zimmer. Schnell, wie alles aufgebaut worden war, verschwand es wieder, der Pater verneigte sich; der Graf entließ die Schar des Gesindes, und nur Claire waltete noch leisen Schrittes im Zimmer, stellte dem Verwundeten ein Glas heißen Südweines auf das Tischchen und legte Mandelkonfekt dazu. Zwischen das Rauschen der Wellenbrandung mischte sich das helle Klingen einer Kirchenglocke und rief die Bewohner des Fischerdorfes zur Krippe, und der Schloßherr und seine Tochter beeilten sich, auch dort nicht zu fehlen.

IX

Der Heilige Abend lag schon eine gute Weile zurück. René hatte von Tag zu Tag mehr Aufmerksamkeit erfahren im meerumspülten Schloß. Nun konnte er schon im Zimmer umherwandern und fühlte seine Kräfte täglich spürbar zurück kehren. Mit der Wiederkehr seiner Spannkraft erwachte auch das Interesse an der Sache, der er diente, aufs neue. Er hatte mit dem Grafen nicht mehr darüber gesprochen, und dieser sowohl als auch Pater Chevreul vermieden merkwürdigerweise jede Andeutung. Dagegen erwies besonders der Pater dem jungen Mann viel echte Freundlichkeit. Er bat um die Erlaubnis, ihn jeden Tag eine Stunde besuchen und mit ihm plaudern zu dürfen. Dabei brachte er bald seine Muschelsammlung mit und zeigte René jede Gattung mit Erklärungen der Fundorte, bald musizierte er an seinem Bett auf der Flöte, die er mit meisterhafter Kunst spielte. In der Literatur der Alten schien Pater Chevreul so zu Hause zu sein, wie René nicht in der von Frankreich. Die Griechen und Römer hatte er gründlich studiert, konnte Griechenlands bedeutende Künstler aufmarschieren lassen und benannte ihre Werke in Skulpturen und Baukunst sehr genau. Auch zeigte er René an kleinen antiken Statuen die harmonische Schönheit der altgriechischen Kunstauffassung und die wundervolle Ausbildung der Bildhauerkunst, die in jeder Beziehung die ideale Schönheit der menschlichen Gestalt darzustellen imstande war. »Die griechischen Werke zeigten eine so tadellose Nachbildung des menschlichen Körpers wie keine andere Kunst der Welt«, sagte Chevreul begeistert, als sie wieder einmal eine Apollostatue betrachtet hatten. »Jeder Muskel ist da durch Übung so gebildet, wie der Schöpfer ihn erschaffen hat. Ich bin ein großer Freund der griechischen Kunstepoche und halte sie für die eigentliche Blüte der Kunst innerhalb der Jahresentwicklung der Weltgeschichte. Aber kennen Sie die Geschichte der Kunst in unserem Nachbarland Italien einigermaßen?«

Als René verneinte, fuhr er fort, in freundlicher Weise zu plaudern. »Ich war in Rom und habe diese Wunderstadt nie

vergessen können. Dort hat der geistvolle Baumeister Bramante gewirkt und sich Denkmäler unvergänglichen Ruhmes erbaut. Er ruhte in seinen Darbietungen auf dem genauen Studium der Alten, deren Goldenen Schnitt er ohne sklavische Nachahmung in das Land der silbernen Blüten des Zitronenbaumes trug. Noch Bramantes Schüler Peruzzi zeigt diesen herrlichen Schönheitssinn in Werken wie der Villa Farnesina und dem Palast Massimi. Allein, alles wird übertroffen durch die gewaltige Peterskirche und die Sixtinische Kapelle, an denen ein Michelangelo, ein Raffael, Santis und Guilo Romani wirkten. Diese erhabene Kuppel der Peterskirche müßten Sie gesehen haben, Herr von Ambroise! Julius II. hat besonders auch die Bildhauerkunst in Rom zur Blüte gebracht, und man muß das genial wuchtige Denkmal Michelangelos, den zürnenden Mose, gesehen haben, um zu wissen, was Kunst auf dem Gipfel ihres Schaffens bedeutet.«

»Wie schade, daß solche Meister nur verhältnismäßig wenig Werke hinterlassen, welche die Begeisterung in allen wecken können«, erwiderte René voll Interesse.

»Ja, sie gehen dahin wie ein schöner Traum, und ihr Geist scheint auf den Flügeln einer zauberhaften Musik zu enteilen«, fuhr Chevreul fort, »aber sie haben sehr oft Schüler gehabt, die ihren Nachglanz noch eine Weile verbreiteten, damit der Abschied nicht allzu herb sich gestalte. So stattete der edle Andreas Sansovino das heilige Haus von Loreto aus mit köstlichen Marmorarbeiten, und wenn er auch nicht von dem himmelanstürmenden Genie Michelangelos getragen ist, so weisen seine Bildwerke dafür um so edlere Anmut und die schönheitsverkündenden Gesetze der Zucht auf. Auch den trefflichen Tribolo möchte ich hier noch nennen. Benvenuto Cellini hat besonders edle Kruzifixe modelliert, deren eines auch in den Louvre gekommen ist, wo ich selbst es betrachtete. Den reichsten Glanz römischer Kunst sah Leo X., der die von zarter Lieblichkeit und majestätischer Ruhe zeugenden Gemälde Raffaels, des Lieblinges der Mutter Gottes, erstehen sah. Übrigens, Herr von Ambroise, über Ihrem Bett hängt eine Nachahmung Santis', und diese Mutter Gottes in ihrer zarttiefen weiblichen Schönheit und Reinheit dieser königlichen Stirn sagt

mehr als viele Predigten. Erwähnen möchte ich aber noch das Jüngste Gericht Michelangelos in der Sixtina: ein Gemälde voll eindrucksvoller Gewalt und schaffender Phantasie, unvergeßlich allen, die es einmal gesehen! Michelangelo ist der gigantische Riese, der, Mose verwandt, ihn auch so trefflich schildern konnte, Raffael aber die mädchenhafte Anmut schon in seinem eigenen Bildnis. Und was das Schönste ist, beide haben treu der Kirche gedient und ihre edlen Gaben nicht der Welt, sondern den heiligen Überlieferungen unseres Glaubens geschenkt. Mir ist das Vorhandensein dieser beiden Künstler ein Beweis, wie lieb Gott unsere katholische Kirche hat, und wie sehr sie auf dem rechten Weg war, wenn sie alle edlen Künste immer wieder in ihren Dienst gezogen hat.«

René schwieg. Die Kunst der katholischen Kirche hatte ihn von jeher angezogen, und in ihr sah er gewissermaßen eine Auferstehung jener Antike, die einst Griechenland mit Glanz und Schönheit erfüllt hatte. Dann sagte er: »Der protestantische Glaube sieht nicht so sehr auf die Kunst. Ihm ist es mehr um das Herz zu tun und um die rechte innere Glaubensüberzeugung.«

Pater Chevreul wiegte das Haupt nachsinnend. Seine klugen, lebhaften Augen sahen den Jüngling forschend an. Er erwog, was er entgegnen sollte, und als gewiegter Seelenkenner entgegnete er endlich: »Ja, Sie haben recht, Herr von Ambroise. Aber vergessen Sie nicht, daß nur jene Religion die echte sein kann, die sich von den Schönheiten des Lebens nicht entfernt und den Geist der wahren Menschlichkeit auch innerhalb der Andacht pflegt! Die Humanität der alten Griechen in das Erbe der ganzen klassischen Welt übernommen und weiter gepflegt zu haben, ist das Verdienst unserer Kirche geworden, während Ihre Fanatiker die Bilder stürmen und die Kunst der gottlosen Welt ausliefern. Allein, ich will nicht schelten. Mir ist die innere Überzeugung die Hauptsache, und den äußeren Zwang hasse ich als etwas Verwerfliches. Übrigens, Sie haben Sinn für die Kunst und dadurch auch Sinn für die Wahrheit, Herr von Ambroise; ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß Sie wieder zurückkehren werden in den Schoß der gewaltigen und ebenso wahren wie geistesmächtigen römischen Mutterkirche ...«

Eben wollte René antworten, da wurde die Tür aufgerissen, und Graf von Arimac stürzte mit bleichem Angesicht herein. Er sah sehr bestürzt aus und mußte sich zuerst setzen und nach Luft ringen, ehe er die Worte hervorstieß: »Verrat, niederträchtiger Verrat! Die Friedensbemühungen werden alle scheitern; denn soeben bringt mir ein reitender Bote die schreckliche Nachricht, daß der Herzog Franz von Guise in Orleans ermordet worden ist!«

Der Pater sprang entsetzt empor. Auch sein Gesicht verfärbte sich. Diese Nachricht schlug wie ein Blitzstrahl bei ihm ein. Franz von Guise war doch die rechte Hand der katholischen Partei in Frankreich, war die Seele der ganzen Gegenreformation. Und dieser Mann sollte ermordet sein?

»Weiß man das gewiß, Herr von Arimac?« stieß er hastig hervor, und der Blick, der René streifte, war nicht mehr so freundlich wie zuvor.

»Ganz bestimmt! Ein hugenottischer Fanatiker mit Namen Poltrot hat das Bubenstück vollbracht. Schon waren der Hof und die Triumvirn entschlossen, einen Vergleich zu suchen, und nun fährt diese Untat dazwischen. Es ist ein harter Schlag, der unser Heer bei der Belagerung von Orleans getroffen hat.«

»Das hat Coligny auf dem Gewissen!« sagte Pater Chevreul sehr nachdrücklich. »Er ist gewiß derjenige, der Poltrot gedungen hat; denn Coligny haßt die Guisen mehr denn je.«

»Verzeihen Sie, ehrwürdiger Vater«, mischte sich René ins Gespräch, »wer auch immer bei diesem verabscheuungswürdigen Verbrechen die Hände mit Blut befleckt hat, so viel ist sicher: Coligny hat nichts damit zu tun. Denn dieser Große aus dem Hause der Châtillon ist so sehr Edelmann, daß er sich nie erniedrigen wird zu einer solchen Untat. Ich verurteile diesen Mord von ganzem Herzen!«

Pater Chevreul wurde versöhnlicher gestimmt. Er sah René prüfend an, ob er auch in ehrlicher Überzeugung also spreche, und hatte den Eindruck, daß es keine Verstellung war. Doch blieb er sehr ernst, schüttelte das Haupt wiederholt und sagte noch einmal: »In diesem unseligen Kriege werden auch Edelleute zu Verbrechern. Wie traurig, daß die heilige Mutterkirche Rom sich mit den Waffen in der Hand verteidigen muß!«

»Verteidigen?« René sah erstaunt auf. »Herr Pater, Sie belieben einen Scherz auszusprechen. Bedenken Sie, daß der Herzog Franz von Guise es war, der Vassy mitten im Frieden überfallen ließ, und der nun gewiß nicht ohne Gottes Zulassung seinen blutigen Lohn für jene blutige Tat gefunden hat!«

»Lassen wir den Streit«, fiel hier der Graf rasch ein. »Wir werden uns nie einigen in diesen Fragen. Ich wollte den Herren nur mitteilen, wie bekümmert ich darüber bin, daß in die schon ersterbenden Flammen des Bürgerkrieges neues Öl gegossen worden ist, und daß man sich so schändlicher Mittel bedient, um einen idealen Zweck zu erreichen. O mein Gott, wie arm ist Frankreich geworden, und was wird das alles wieder nach sich ziehen!« Er schlug in aufrichtigem Schmerz die Hände vors Gesicht und seufzte tief auf. Pater Chevreul erhob sich. »Ich muß sogleich eine Messe lesen für die Seele des meuchlings ermordeten Herzogs«, sagte er ruhig und verneigte sich gegen die beiden Herren. Dann verließ er das Zimmer, und René war mit seinem Hausherrn allein.

Als der Pater gegangen war, erhob Graf von Arimac seinen Blick zu René. »Sie fürchten vielleicht, Herr von Ambroise, daß ich es Sie entgelten lasse, was dieser Unmensch auf sich geladen, aber ich bitte Sie, das nicht zu tun. Ich weiß, was ich meiner Ehre schuldig bin, und werde Sie stets so behandeln, als wären Sie mein kranker Sohn. Das bin ich schon meinem früheren Freunde schuldig. Aber ich will es Ihnen trotz der großen Unterschiede, die zwischen uns herrschen, gestehen, daß ich Sie aufrichtig schätzen, ja sogar lieben gelernt habe. Sie schauen mich groß an. Ich begreife Ihr Erstaunen. Und doch, mein lieber junger Freund, es ist keine Phrase, die Ihnen der letzte Besitzer dieses schönen Schlosses sagt.«

René fühlte sein Herz stärker klopfen. Ein seltsames Gefühl beschlich ihn, er vermochte sich selbst nicht zu sagen, ob es Furcht vor etwas unheimlich Nahendem oder ob es eine tiefe, erwachende Freude sei. Seine Augen blickten unausgesetzt in die Züge seines Wirtes, und er sah darin, heute deutlicher als je zuvor, Linien eines verborgenen Schmerzes, die wohl jetzt um so klarer hervortraten, als ihn der Tod des Guisen erschütterte hatte.

Der Graf schwieg einen Augenblick. Er sah mit düsteren Blicken hinaus auf die wogende See, deren Brust an diesem Tage stärker atmete als sonst. Die Flügel der Möwen waren bizarr und unruhvoll. Bald hoch emporschnellend, bald tief hinabtauchend, die Silberbrust im Wellenspiel badend, verkündigten sie nahenden Sturm. Zuweilen fuhr ein rascher, energischer Windstoß um die Türme des Schlosses und ließ die Wetterfahne knirschend sich drehen. Ein fischender Seeadler strich jetzt mit weit gespannten Schwingen landeinwärts.

»Wir bekommen hohen Seegang bis heute nacht«, sagte der Graf und deutete auf die fernen Schaumkronen der heranrollenden Wellen. »Das weckt immer meine Erinnerung an vergangene Zeiten neu auf. Doch warten Sie, ich werde Ihnen etwas zeigen.«

Herr von Arimac ging in ein Nebenzimmer, in dem Claire am Fenster saß und weiße Seidenlilien auf blauen Grund stickte. Er sprach einige Worte zu ihr und kehrte dann zu René zurück. Eine Minute später erschien die Tochter des Schloßherrn mit einem gemalten Bilde und stellte es vor die beiden Herren auf den großen Eichentisch. Es war ein Bild in Öl, in dunklen Farben gehalten, aber so lebensfrisch gemalt, als wollte das Gesicht reden, das René anschaute. Es war ein in ebenmäßiger Schönheit prangendes Jünglingsbild und sah Claire so ähnlich, daß René nicht anders konnte, als auszurufen: »Das ist ihr Sohn, Herr von Arimac!«

»Es war mein Sohn!« erwiderte der Vater, und seine Blicke hefteten sich liebevoll auf die Züge des Bildes. Er ließ sie von dem vollen, dunklen Lockenschmuck an heruntergleiten bis zu dem feingeschnittenen Mund. Dann nahm er das Bild, küßte es auf die Stirn mit einer Ehrerbietung, als wäre es eines Königs Bild, und fuhr fort: »Herr von Ambroise, es war ein Abend wie der heutige. Sehen Sie die Möwen um jene Felsenspitze tollern, die über dem Wasser hängt und sich die Wand seit Jahrhunderten von den Wellen waschen läßt? So tollten sie damals. Da faßte der Leichtsinn unseren Charles, und er löste das Segelboot, hinauszufahren auf die abendliche See. Er war ein kühner Segler und liebte nichts so sehr als das Manövrieren in den grünen Wellentälern, das Durchschneiden der Flut,

daß der Schaum und die Gischt ihm ins Angesicht spritzten. Wir hatten es nicht gemerkt, daß er auch Claire mitgenommen hatte an jenem Abend. Aber als die Sonne am Untergehen war, erhob sich eine greuliche Windsbraut und zerpflückte die Schaumkronen der See in wildem Rasen, warf Wellenberge an die Uferfelsen und trieb die Kämme der Wellen hoch empor an dem Fels, auf dem Château d'Arillac steht. Und immer noch waren die Kinder nicht da. Die Nacht brach herein, wir wußten nichts, bis endlich der Mann jener Fischersfrau es wagte und selbst mit einigen treuen Männern hinausfuhr auf die brüllende See. Indessen lagen wir in der Schloßkapelle auf den Knien und flehten um das Leben unserer Kinder. Ich kann Ihnen nicht sagen, was das heißt – es muß erlebt sein, wenn man um ein geliebtes Leben mit Gott ringt. Nach Mitternacht endlich kamen die Männer durch ein Gnadenwunder unserer lieben Frau wieder heim. Sie hatten das Segelboot gerade noch untergehen sehen, hatten Claire unter höchster Lebensgefahr geborgen; wie, das wissen sie heute selbst kaum, denn nur eines Engels Hand konnte sie in ihre Nähe tragen, ehe sie von den Wellen geschluckt war, aber Charles war verschwunden und das Boot mit ihm. Das, Herr von Ambroise, ist der große Schmerz meines Lebens, zu dem noch der andere kam, daß meine Frau infolge des Schreckens todkrank wurde und wenige Wochen später auch dahingerafft wurde. So blieb mir nur Claire. Und nun vernehmen Sie, was ich Ihnen noch zu sagen habe! Herr von Ambroise, in der Schlacht zu Dreux habe ich eigentlich weniger den Sturz unserer Feinde als einen Freund gesucht, der die Menschen nur dann flieht, wenn sie ihn herbeiwünschen, den Tod. Ja, Claire, du siehst mich entsetzt an, ich sagte dir nichts davon, was hätte es auch genützt? Aber mir war das Leben wertlos geworden, weil mein Erbe, der Stolz von Château d'Arillac, dahin war, und weil ich die Ähnlichkeit, die zwischen dir, Claire, und zwischen Charles herrscht, kaum mehr ertragen konnte. Sah ich doch, sooft ich dich ansah, sein Bild und stellte es mir vor, wie er totenblaß, umspült von gleichmütig plätschernden Wellen, umspinnen von Seegrass, irgendeinen Strand erreichte. Doch da kam das Wunderbare, das mir Unerklärliche! Ich wurde in den Kampf verwickelt mit

Ihnen, Sie stürzten, und ihr Visier öffnete sich, und ich glaubte, in das Angesicht meines Charles zu sehen. Von diesem Augenblick an, Herr von Ambroise, konnte ich nicht anders, als Sie schonen, Sie selbst mitnehmen auf mein Schloß und Sie pflegen.«

Der Graf winkte mit der Hand, und Claire trug das Bild wieder davon. René sah ihr nach, wie sie leichten Schrittes über die kostbaren Teppiche wandelte, die den Boden bedeckten. Auf ihrem jugendlichen Gesicht schien ein Schatten zu liegen, und als Claire in das Licht des Fensters trat, glaubte René, eine schimmernde Tränenperle auf die rosige Wange rollen zu sehen. Es war ein bewegendes Bild, wie sie, das Gemälde des toten Bruders im Arm, hinter dem Vorhang verschwand. René war es, als habe ihn Claire heute angesehen mit einem Blick wie nie zuvor, und über diesem Blick war er bald rot, bald bleich geworden.

War denn der Zauber dieses seltsamen und einsamen Schlosses am klagend rauschenden Meer noch nicht erschöpft? Sollte er hier noch mehr des Wunderbaren erleben?

Der Graf reichte ihm schweigend die Hand. »Leben Sie wohl, Herr von Ambroise«, sagte er mit müdem Lächeln. »Ich muß noch ein wenig in den Abend hinauswandern und allein sein.«

Da faßte René ihn am Arm. »Allein sein ist nicht gut, Herr Graf, an diesem Abend«, sagte er rasch. »Ich fühle mich so wohl wie schon lange nicht mehr. Lassen Sie mich ein wenig mit Ihnen gehen!«

Herr von Arimac sah überrascht auf. »Der Wind braust, Herr von Ambroise. Es könnte Ihnen schaden.«

»Gewiß nicht! Mich hungert zudem nach frischer Seeluft.«
»So warten Sie, ich hole Ihnen einen guten Mantel von mir!«

Der Graf ging zu Claire, küßte sie auf die Stirn und sah, daß sie geweint hatte. Da nahm er ihr Spitzentuch, wischte ihr die dunklen Wimpern ab und sprach: »Nicht weinen, Claire! Ich will wieder tapfer sein und den Tod nie mehr suchen.«

Einige Minuten später schritten die beiden Männer durch den Park dem Seeufer zu. In den Kronen der hohen, uralten Tannen harfte der beginnende Sturm seltsame Melodien. Er

durchschüttelte das dunkelgrüne Nadelgehänge, bog die harzigen Äste, und wenn er die mächtigen Kronen streifte, schien ein klagender Äolsharfenlaut über dem Park dahinzuschweben. Überrascht sah René empor. Diesen Ton hatte er noch nie gehört auf Château d'Arillac. Er weckte urplötzlich eine Erinnerung in ihm, die fast versunken war in der Tiefe seiner Seele. Wenn Madeleine in der Scheune zu Vassy durch die unteren Saiten ihrer Harfe gestrichen hatte und der Ton verklungen war, zitterte in der Luft etwas nach von der Art Musik, die hier der Nordsturm den schwankenden Wächtertannen entlockte, die seit vielen Jahren hinausblickten auf die ewige See. »Madeleine!« René's Lippen murmelten ihren Namen, und sogleich flüsterten sie hinzu: »Mutter!« Aber der Graf ließ ihm nicht lange Zeit. Er zeigte mit der Hand hinauf auf den Felsvorsprung, den ein kleines Tempelchen krönte, und sagte: »Dorthin wollen wir gehen. Kommen Sie, Herr von Ambroise, und nehmen Sie meinen Arm! Der Sturm ist zwar heftig, aber er ist nicht so kalt, wie ich gefürchtet habe. Man könnte meinen, der nahende Frühling sende uns schon einen Gruß von Spanien und Algier herüber. Sehen Sie, wie das letzte Licht dort hinten in dem ungeheuren Wellengrab versinkt! Jetzt zittert schon der Mondglanz auf den dunklen Wellen.« Es war ein wunderbares, nie gesehenes Schauspiel für René. Der Fußpfad führte gleichsam über den grollenden Wassern dahin, die mächtig wogten und sich an den tiefenden Felswänden brachen. Droben am Himmel umrandete der Silberblick des Vollmondes riesige Wolkenungeheuer, die dahinjagten mit wildem Zuge, als folge ihnen ein geisterhafter Jäger mit kläffender Meute. Sie spreizten wildgefranzte Pranken in die Weite, streckten sich stets verformende Köpfe jagend voraus, veränderten die stahlblauen Leiber fort und fort, jetzt Drachengestalt annehmend, dann zu Löwen mit gewaltiger Mähne sich wandelnd. Und dort im Südosten schoben sich stets neue Wolkenbänke hoch, durch welche die huschende Lichtfülle des bleichen Nachtgestirns rann, während auf den unheimlichen Wogen der Tiefe der zitternde Mondenstrahl tausendfach gebrochen, lauter gespenstische Einzellichter verstreute. Hu, fuhr jetzt der Sturm daher, als wollte er das Schloß nieder-

reißen. Aber es stand trutzig fest auf seiner Warte und blinzelte mit den erleuchteten Fenstern geruhsam hinaus in den Tumult der Elemente.

»Eine gewaltige Nacht«, hob der Graf an. »So recht ein Trauerrequiem für den toten Herzog von Orleans!«

»Und ein herrliches Schauspiel«, setzte René hinzu. Sein Blick hing wie gebannt an den springenden Wellen und an der schneeig schimmernden Brandung, die zuweilen von silbergrünem Glasglanz überlaufen war.

»Mir kommt nichts mehr herrlich vor, lieber junger Freund! Wenn die Krone des Lebens dahin ist, verlieren auch die übrigen Edelsteine ihren Glanz.«

»Aber ist nicht unsere Krone der Glaube?«

»Der Glaube? Freilich er vor allem! Was wären wir ohne ihn! Der Mensch ohne Glauben ist wie jener entwurzelte Baum dort, der die Äste so kläglich in die Luft streckt, aber der Mensch mit Glauben ist wie mein Schloß, Herr von Ambroise.«

»Sie dürfen sich Ihrem Schmerz nicht zu sehr hingeben, Herr Graf. Es ist eine Zeit, in der viele Edle fallen.«

Der Graf drückte ihm die Hand. »Das ist wahr. Und wenn so viele Edle fallen, so fühlen diejenigen, die stehenbleiben, um so mehr die Pflicht, edel zu werden.«

»Ich habe Sie edel gefunden, Herr Graf«, versetzte nun René mit großer Wärme. »Wie freundlich haben Sie mich, den Hugenotten, aufgenommen!«

»Konnte ich etwa anders? Sie sind ja das Ebenbild meines Sohnes.«

René schwieg. Der Sturm setzte hier mit neuer Macht ein. Er rüttelte mit zorniger Gewalt an jedem Gegenstand, den er erfassen konnte, und ließ die Mäntel der Männer hochflattern.

Sie eilten, das Tempelchen zu erreichen, das etwas Schutz bot. Dort konnte man sich ein wenig bergen. Aber Tannen und Zypressen, die es umschirmten, sangen und klangen im Winde, daß man kaum ein Wort verstand.

»Hier habe ich ausgesehen nach meinem Charles, bis mich die Angst in die Kapelle trieb, Herr von Ambroise. Sehen Sie das Meer hier einmal an! Genauso tobte es damals. Die Wogen da unten sind haushoch, und wenn jene braven Männer nicht

ihre alte Herrschaft so sehr geliebt hätten, so hätten sie ihr Leben nicht gewagt um meiner Kinder willen. Ha, wie dort die Wellenrosse angaloppiert kommen! Sehen Sie die schaumigen Mähnen! Hören Sie ihre donnernde Stimme am Gestein! Es ist ein wildes, dämonisches Lied, und man könnte meinen, alle Höllengeister weinten hier über ihr Verlorensein. Und ich, ich könnte oft mit hineinschreien und diesen grimmen, entsetzlichen Wogen zurufen: ›Gebt mir mein Kind, mein Kind wieder!‹«

Durch Renés Seele zog ein herzliches Mitleid mit dem im Innersten getroffenen Vater. »Herr Graf«, sagte er weich, »kann ich Sie mit irgend etwas trösten? Mit einem Wort unserer Religion vielleicht?«

»Nein, René, lassen Sie das! Ich kann und darf solche Worte nicht hören an dem Tage, da mir der Todesbote von Orleans in den Hof eintritt! Und zudem – Worte können mich nicht trösten, wenn dieses eine überhaupt im Bereich des Menschlichen liegt!«

»Und was wäre dieses eine, Herr Graf?«

Hart fuhr der Sturm über des Tempels Kuppel hin und bog die Bäume zurück. Und das Meer antwortete ihm mit aufjauchzendem, wildem Rauschen, als jubelte es in hoher Luft über seinen Wogentanz mit den bleichen Strahlentöchtern des Mondes.

»Das eine? Lassen wir das, Herr von Ambroise! Es wird ja doch nicht werden!«

Beide schwiegen eine Zeitlang. Dann reckte der Graf plötzlich den Arm aus und deutete auf das Schloß. »Daß dort kein Fremder, kein Unbekannter einzieht, René, das ist es, was mich bekümmert. Daß meine Tochter Claire dort bleiben kann, wo meiner Väter Gebeine unter dem grünen Rasen schlummern, wo meine Wiege schaukelte beim Gesang des Meeres und ich das Reiten lernte auf den Rossen, denen der Wind der Normandie in den Mähnen flatterte. Daß sie einen Mann findet, der ihr Halt und Stab würde, und der mich verstünde!«

Der Graf schwieg wieder und verhüllte abermals sein Angesicht. René wußte nicht, wie ihm geschah. Wachte oder träumte er? Dieser ihm fremde Edelmann öffnete hier sein Herz, wie

er es vielleicht noch keinem anderen Manne geöffnet hatte, ja, wie es nicht einmal seine Tochter erkannt hatte. Und warum das?

Er sollte nicht lange im ungewissen bleiben.

Herr von Arimac erhob sich in diesem Augenblick, trat vor René hin, ergriff seine Hand und sprach: »Geloben Sie mir Schweigen, Herr von Ambroise, Sohn meines Freundes!«

»Wenn die Winde uns nicht belauschen und das Meer schweigt, wird niemand sonst Ihre Worte vernehmen außer mir, Herr Graf!«

»Gut! So will ich Ihnen sagen, was mich seit einer Reihe von Tagen nicht mehr schlafen läßt. Herr von Ambroise, Sie Ebenbild meines Sohnes, Sie Edelmann von Herzen, wenn auch hugenottischer Gesinnung, werden Sie mein Sohn! Ich will Ihnen Schloß d'Arillac geben!«

René trat überrascht einen Schritt zurück. Redete der Graf wirklich überlegte Worte, oder hatte der große Schmerz um Franz von Guise ihn verwirrt? Der Graf sah sein Erstaunen. Ohne sich daran zu kehren, fuhr er fort: »Ich will Ihnen meinen ganzen Goldschatz geben, Herr von Ambroise!«

»Unfaßlich«, entschlüpfte es den Lippen René's. Er sah hinüber zum hohen stolzen Schloß, das wellenumbrandet und mondlichtübergläntzt in sagenhafter Schönheit dastand, und fühlte einen Schauer durch seine Seele rieseln. Aber wieder begann der Graf seine unheimliche Erklärung: »Ich will Ihnen noch mehr geben. Sie sollen auch Claire, meine Tochter, haben, René, wenn Sie dieses Kind ohne Mutter lieben können, und ich glaube mich nicht zu täuschen, Claire wird Sie lieben, mehr noch, als sie ihren süßen Bruder liebte, an dem sie mit der ganzen Inbrunst ihrer Seele hing. Und damit biete ich Ihnen mein eigen Herz an.«

»Herr Graf«, sagte nun René tief betroffen, »ich kann nicht!«
»Sie können nicht? Ich weiß, was Sie bindet, Herr von Ambroise. Es ist Ihr Glaube. Diesen Glauben will ich nicht schmäheln. Jeder Mensch soll glauben dürfen, was er will. Aber sehen Sie, das Vaterland ruft, schreit nach Männern, die es verstehen, die tiefe Kluft der sich befehdenden Parteien zu überbrücken. Und alles, was ich Ihnen angeboten habe, es soll Ihnen nicht als

Gegenpreis für Ihren Glauben vorgehalten werden. Nein, René von Ambroise. Aber eines muß ich dagegen allerdings fordern. Es ist der scheinbare Übertritt zur katholischen Kirche, der ja Ihr Vater schon angehört. Wählen Sie diese äußere Form, so mögen Sie im Herzen so hugenottisch denken, wie immer Sie wollen. Einen Skandal muß ich dem Hofe gegenüber schon vermeiden. Ich darf keinen hugenottischen Edelmann in meiner Familie aufnehmen, darf nicht gegen die Anschauungen unserer Königinmutter und Karls des Neunten verstoßen. Und doch können Sie mein blutendes Vaterherz heilen, wie ich mich bemüht habe, ihre Schulterwunde zu heilen. Nun habe ich es ihnen gesagt, was mich bewegt im tiefsten Innern. Lassen Sie uns gehen, René; denn der Sturm ist zu heftig.«

Wie im Traum folgte René dem seltsamen Manne. Es kam ihm vor, als sei der Graf in wenigen Tagen älter geworden. Der Wind spielte in seinem silbergrauen Haar und wehte beinahe das Baret von seinem Haupt. Und wieder schlang der Graf seinen Arm in den René's und schirmte ihn gegen die Seeseite hin vor dem Anprallen des Windes. Er sprach kein Wort mehr. Nur als sie über den Rasen des Parkes gingen und die Harfenklänge der Wettertannen wieder ihre klingende Klage ertönen ließen, deutete er auf ein Marmorkreuz, das aus Zypressengebüsch hervorschimmerte.

»Dort in der Kapellengruft schläft mein Weib und hört den Sturm nicht mehr, der um mich und in mir braust. Gute Nacht, René von Ambroise, gute Nacht! Und Stille, bitte, über dem, was geredet ist! Wenn Gott es nicht will, so haben das Meer und der Wind meine Worte verschlungen.«



In tiefem Sinnen begab sich René in sein Zimmer. Hier hatte ein Diener wieder heißen Wein bereitgestellt. Oder hatte Claire so freundlich gesorgt? Ja, auf dem Tisch fand René ein ganzes Nachtmahl vor. Und siehe da, auf der gewaltigen Eichenplatte des Tisches, zwischen den Schüsseln und Tellern

aus Silber leuchtete ein kleines Sträußchen der allerersten Frühlingsboten, Schneeglöckchen, in unschuldigem Weiß aus den lanzettförmigen Blättern leuchtend. Das hatte kein Diener getan. René setzte sich nieder, um zu essen. Aber er vermochte nicht viel über die Lippen zu bringen. Ihm war, als säße er in einem Zauberschloß, wie sie in Märchenbüchern zu finden sind, und als sollten diese Speisen, diese Blumen ihn verzaubern und in einen magischen Bann schlagen. Die alten Ölgemälde blickten heute abend mit ganz anderen Augen auf ihn nieder. Die ernsten gräflichen Angesichter in den seltsam geformten Halskrausen schienen zu sagen: »René von Ambroise, du gehörs nun bald zu uns. Wir haben gewartet auf diese Stunde. René, iß ruhig und sei ruhig! Jeder gehe den Weg, den er geführt wird von der Vorsehung und von unserer lieben Frau!«

Er löschte das Licht und setzte sich noch etwas an das Fenster. Ein stolzer Herrrensitz hier, fürwahr! Konnte man es besser haben als so ein Meerherr, der über den Tiefen der blau-grünen See thronte, und dem alle diese emporleckenden Wellenungeheuer doch nichts anhaben konnten? Wie wonniglich still verrann hier die Zeit, fern von dem unruhvollen Leben der Welt, weit ab von Paris, der tückischen Stadt, in der die Wogen des Hasses hochgingen! Wie unschuldig war dieser Sturm gegenüber den Stürmen der Geister, die dort brandeten, wo der Louvre in finsterner Kälte ragte! Und wie heimelig knisterte das Holz im hohen, kupferbeschlagenen Kamin! Wie, wenn Claire seine Gemahlin wäre? Wenn sie ihn verstehen könnte in seinem Glauben? Wer wußte, wo Madeleine war? Wo seine Mutter geblieben? Die Armen mochten längst verschlungen sein von den Wellen der Feindschaft. René versank in träumendes Nachdenken. Woge auf Woge kam drunten herangerollt, schlug empor und zerstäubte zu kristallenem Schnee, der im Mondlicht geheimnisvoll glänzte. Viertelstunde um Viertelstunde verrann. Endlich hielt es ihn nicht länger auf dem Stuhl. Er sprang empor und durchmaß mit gewaltigen Schritten das Zimmer. Ein heißer Kampf war in seinem Innern entbrannt. Er hatte geglaubt, daß Château d'Arillac ein Ort des Friedens sei. Allein, nun merkte er, daß auch hier Stürme tobten. Sie glichen jenen auf der See. Sein Innerstes wurde

aufgewühlt, wie von Wellen gepeitscht. Alle Ruhe war ihm genommen.

Während René in seinem Zimmer auf- und abwanderte und sogar einen Augenblick erwog, ob er nicht den Ausgang zu gewinnen versuchen sollte, um von diesem Schloß zu fliehen, saß Claire in ihrem Zimmer. Das Flämmchen ihrer kleinen Silberampel brannte immer noch. Claire konnte so wenig schlafen wie ihr Vater oder René. Vor ihr lag nämlich ein altes, großes Buch aufgeschlagen, und die Augen des Mädchens hingen voll tiefem Interesse an den Buchstaben von René's Bibel, die sie heimlicherweise für einen Abend an sich genommen hatte. Schon längst hatte sie die merkwürdige Religion der Hugenotten interessiert. Sie konnte nicht begreifen, warum diese Ketzer so begeistert starben für ihren Glauben, der doch gar nichts von Glanz und Schönheit an sich hatte. Niemand hatte ihr je gesagt, was Calvin lehrte; niemand war hier, den sie zu fragen gewagt hätte. Pater Chevreul aber hatte ihr bedeutet, sich nur einmal so recht in die Schönheit und Wahrheit ihrer eigenen Religion zu versenken, ehe sie ihre Blicke weiterhin wenden würde. Allein, schmeckten nicht von jeher verbotene Früchte so süß? Und warum war dieses Buch hier verboten? War es nicht ein heiliges und göttliches Buch? Claire hatte begonnen, im Evangelium des Matthäus zu lesen. Was sie da las, war so einfach und klar und doch dabei so tief und innig, daß sie nicht mehr davonkonnte. Mochte denn der Sturm draußen heulen, und mochte ihr Lämpchen flattern, vom Windhauch hin und her geweht, der durch die Fensterritzen hereindrang! Die Gestalt Jesu trat ihr auf einmal so menschlich einfach und doch so göttlich erhaben entgegen, wie sie ihn nie zuvor kennengelernt hatte, ob sich schon der redliche, gute Pater Chevreul auch damit wirklich Mühe gegeben hatte.

Aber was er ihr hatte darbieten können, glich doch nur einem Trunk aus hölzernem Becher, während hier die wunderbare Quelle der Wahrheit rauschte. Das Geheimnis der Ewigkeit hauchte sie so lebensfrisch an, daß sie die tiefe Wahrheit des Evangeliums mit jedem weiteren Kapitel in sich einsog, wie man Wasser von der Felsenquelle trinkt. Und dann, wo lag eigentlich der Unterschied zwischen dieser Religion

und der ihrigen? Alles, was sie hier las, hatte ihr Pater Chevrel auch mitgeteilt. Aber es war doch so ganz anders, war so natürlich, verständlich und herzandrängend, wie eben Menschenwort nicht sein kann. War am Ende dieses geheimnisvolle braune Buch selber göttlichen Ursprungs? Hatte es Gott selbst geschrieben und den Menschen vom Himmel fallen lassen? Oder waren seine Schreiber jene Heiligen der allerersten Christenheit gewesen, von denen der Pater oft mit so tiefer Ehrfurcht redete?

Claire las und las sich nicht satt. Die Mitternacht stieg herauf über Château d'Arillac, und der Sturm draußen tobte weiter. Aber je länger sie las, desto stiller wurde ihr Herz und Gemüt, desto freudiger wurde sie, und als sie endlich nach Mitternacht das Buch zuschlug und ihre kleine Ampel löschte, konnte sie noch lange nicht schlafen. Zum erstenmal in ihrem Leben hatte der Heilige Geist selbst ihr Herz berührt, hatte die Wahrheit ihr einen mächtigen Eindruck gegeben. Sie sann über die Hugenotten nach, und mit ihrem Sinnen verwob sich das Bild des jungen Edelmannes, der in ihr Haus gekommen war. Hatte er auch diesen Glauben in sich an dieses Buch? Hatte er es gelesen? Hatte er die rieselnde Quelle entdeckt, die in seinen Tiefen rauschte und die Seele so erquickte? Dann würde sie ihn verstehen können, würde auch verstehen können, warum die Hugenotten so kämpften um dieses ihr Buch. Sie beschloß, den Vater einzuweihen in ihre Entdeckung, um ihm ganz offen die Frage vorzulegen, ob nicht auch er prüfen wolle, was in diesem Buch an geheimnisvoller Glaubenskraft ruhte, ja, um mit ihm, dem geliebten Freund und Erzieher, das Buch des René von Ambroise zu lesen.

Ein seliges Glücksgefühl zog bei diesem Gedanken durch ihr Herz. Es war das erstemal, daß sie sich seit ihres Bruders Tod wieder einmal so recht von Herzen freuen konnte. Und ihr war, als rausche das Meer drunten ein mächtiges, urgewaltiges Amen zu all diesen Worten voll leuchtender Klarheit, als käme der Heiland auch hier über die Wogen der See gegangen, licht und schlicht und machtgebietend, und klopfte an die Pforte des Schlosses d'Arillac, um zu fragen, ob er hier einkehren dürfe mit seinem Gruß: »Ich bin's!«

Während Claire solche inneren Erlebnisse hatte, wälzte sich der Graf ruhelos auf seinem Lager hin und her. Ihn beschäftigte nur ein Gedanke. Wird René innerlich imstande sein, den gezeigten Weg zu gehen? Wird er den rein äußerlichen Übertritt zur Kirche seines Vaters tun können und hier bleiben im einsamen Schlosse? O er hatte diesen ernsten und offenen Jüngling so liebgewonnen! Gewiß, Claire war sein Sonnenschein; aber ihm fehlte der junge Mann, der mit ihm auf die Jagd zog, der Ruder und Armbrust meisterte, und der einst hier weiter schalten und walten würde, wenn er seine Augen schloß beim letzten Wiegenlied des Meeres. Es erschien ihm als klare, freundliche Gottesfügung, daß René in sein Haus gekommen, daß er ihn hatte mitnehmen und pflegen dürfen. Und der Weg, den er René vorgeschlagen, erschien ihm um so weniger bedenklich, als er ihm nachher die volle Freiheit seiner Überzeugung lassen wollte. Es war ja in seinen Augen nur eine Form, der Wechsel eines Rockes, in dem dennoch nachher der gleiche Mensch steckt als zuvor.

Graf von Arimac war ein ziemlich freier Mann geworden hier auf seinem Schlosse an der wilden See. Er haßte jenen fanatischen Zwang in Glaubenssachen, der den Kern der Religion, die Liebe, verletzt, um nur Anhänger zu gewinnen. Deshalb hatte er sich auch in Pater Chevreul einen fein gebildeten Mann herausgesucht, der ein tiefes Verständnis der Geschichte wie der Kunst besaß, und der das Schöne und Milde der väterlichen Religion hervorzukehren verstand. Ihn wollte er zum Bundesgenossen erwählen, um René zu gewinnen, um ihn für sich und vielleicht auch für die Kirche zu erobern, die ihr Kreuz schon lange in das Wappen derer von Arimac eingegraben hatte. Aber nur nicht mit Gewalt. Niemals auf einem Wege, wie ihn soeben der Mörder des Herzogs von Guise beschritten hatte, um seine Ziele zu verfolgen.

Der nächste Tag war im Schlosse dem Andenken der heimgegangenen Mutter geweiht. An diesem Tage ging der Graf mit seiner Tochter ins nahe Dorf, um dort Kranke zu besuchen und Gaben auszuteilen. Er wollte in diesem Stück ein rechter Christ sein und St. Martinus nachahmen, der seinen Mantel mit einem armen Greise geteilt hatte. Tiefe Befriedigung hatte

ihn immer bei diesem Liebesgang erfüllt. Auch heute stillte dieses edle Werk den Sturm ein wenig, der noch in seinem Innern fort tobte. Was ihm auffiel, war die strahlende Heiterkeit seiner Tochter, die heute mit stillverklärtem Gesicht den Korb neben ihm einhertrug. Claire sah aus, als wäre ihr ein großes, köstliches Glück widerfahren. Darum fragte sie der Vater auf dem Heimweg nach der Ursache ihrer Freude.

»Du sollst sie wissen, lieber Vater«, sagte sie mit heiterem Blick. »Aber bitte, schilt mich nicht! Ich habe gestern nacht lange, lange in dem großen Buche Renés gelesen, das er mitgebracht hat von Dreux. Und dieses Buch hat mich so fröhlich und glücklich gemacht. O Vater, bitte, lies auch darin! Und dann sage mir, was du von diesem Buch denkst!«

Der Graf blieb erstaunt stehen. Augenblicklich zog eine Wolke über seine Stirn. »Du hast in dem Ketzerbuch gelesen, Claire?« »Ja, mein Vater! Ich konnte nicht widerstehen!« »Du sollst aber widerstehen, Claire, hörst du? Weißt du nicht, daß es ein gefährliches Buch ist, in dem große Irrtümer stehen? Frage nur Pater Chevreul!«

»Vater, dieses Buch kann nicht gefährlich sein. Es ist ein gutes und heiliges Buch. Steht doch nichts darin als von Jesus, von seinem Leben, Leiden und Sterben.«

Der Graf griff sich an die Stirn. Er wußte nicht, was er denken sollte über die Worte seiner Tochter, und schüttelte nur den Kopf. Schweigend ging er eine Zeitlang neben seiner Tochter her, nach Worten der Entgegnung suchend.

Endlich begann er. »Claire, wir sind immer vollständig eins gewesen, und ich will es auch bleiben und will nicht, daß irgend etwas zwischen uns trete. Darum werde ich das Buch mir ansehen und dir dann offene Kunde meiner Ansicht geben. Vergiß aber eins nicht! Deine teure Mutter ist als treue Tochter ihrer Kirche selig gestorben. Auch wir dürfen nie, hörst du, Claire, niemals einen anderen Weg einschlagen als diesen, der Kirche treu zu bleiben, der jetzt so viele undankbare Menschen leichtsinnig den Rücken kehren. Und dann noch eins! Höre mich wohl an, mein Kind, und vergiß es nie, was ich dir jetzt sage! René von Ambroise ist ein Edelmann hugenottischer Gesinnung, aber er ist kein Fanatiker. Ich glaube, er ist

abzubringen von seinem Irrtum, und wir werden, wenn wir klug sind, eines Tages die große Freude erleben, daß er sich wieder unserer gnadenreichen Kirche zuwendet. Würde dich das nicht freuen, meine Tochter?»

»Ohne Zweifel«, erwiderte Claire errötend.

»Siehst du! Wenn wir aber nun unvorsichtigerweise das Werk stören wollten, das an ihm geschehen soll, und wenn wir gar selbst hugenottische Irrtümer in uns aufnehmen würden, Claire, wir könnten es nicht verantworten.« Sehr eindringlich waren diese Worte geredet, und der Graf faßte die Hände seiner Tochter und sah sie halb bittend und halb mahnend so ernst an, daß Claire die Augen niederschlug.

»Noch eins«, fuhr Herr von Arimac lebhaft fort, »Claire, ich will dir verraten, daß ich nichts lieber sehen würde, als wenn René bei uns bliebe und mir einen Ersatz brächte für Charles, und wenn er, zurückgekehrt zu dem Glauben unserer Väter, dir, meine Tochter, die Hand reichen würde.«

Bei diesen Worten des Vaters konnte sich Claire nicht anders helfen, als ihr Kopftuch, das sie gegen den immer noch heftig wehenden Wind trug, tief in ihr Gesicht hereinzuziehen. Eine innere Erregung versagte ihr jede Erwidernng, und wortlos schritt sie neben dem Vater einher, bis sie das Schloßportal erreicht hatten. Ehe der Graf sich von seiner Tochter trennte, ergriff er noch einmal ihre Hand. Er sah ihr mit dem treubesorgten väterlichen Auge tief in das ihrige und sagte zum Abschied: »Schweigen ist hier goldener Rat. Sei aber nicht unfreundlich gegen René, sondern aufmerksam! Vielleicht will Gott uns durch Renés Liebe entschädigen für deinen Bruder, meinen guten Charles.« Er streckte ihr die Hand hin; Claire hauchte einen Kuß darauf und eilte empor in ihr Zimmer. Dort stand sie tief aufatmend am Fenster und blickte, in tiefes Sinnen verloren, lange hinaus aufs Meer.

Stille und schöne Tage zogen dahin. Die Kraft der Sonne wuchs, und ihre hellen Strahlen legten sich kosend auf den Spiegel der See. Es war eine wohltuende Sturmpause eingetreten, und auch in den Herzen war es ruhiger geworden. In Renés Herzen wachte eine wachsende Sehnsucht auf nach der Mutter und Madeleine. Und als der Graf am 18. März mit einer

Freudenbotschaft ins Schloß eingeritten kam, war sein Entschluß gefaßt. Die Botschaft lautete: »Der Bürgerkrieg ist beendet. Das Edikt von Amboise verkündet den neuen Frieden, und Katharina wünscht sehnlich, die Ruhe in Frankreich hergestellt zu sehen.«

»So ist auch der König dieser Meinung?« fragte René.

»Der König vor allem. Die Triumvirn haben ihre Herrschaft über den Hof verloren, und der König hat den Ausspruch getan: Wie Condé einer meiner Arme ist, so sind die Guisen der andere Arm, mein Körper bedarf ihrer beider.«

»Und es wird ein wirklicher Friede eintreten, der auch den alten Haß beseitigt?«

»Gott gebe es!« erwiderte der Graf. Übrigens bin ich an den Hof berufen und muß einige Zeit in Paris weilen; denn der Hof plant wichtige Staatsunternehmungen. Katharinas Lieblingssohn, Heinrich von Orleans, soll mit der spanischen Prinzessin Johanna vermählt werden, und dadurch soll eine Neuordnung der französisch-spanischen Beziehungen eintreten. Es gibt viel zu beraten und zu tun.«

»So reite ich mit nach Paris«, erwiderte René.

»Sie sind allerdings frei, lieber René«, entgegnete der Graf ohne Zögern. »Aber mein Gedanke war, daß Sie diesmal die Stelle des Hausherrn vertreten möchten. Leisten Sie, bitte, Herrn Pater Chevreul gute Gesellschaft, der auch im Schlosse wohnen wird, und wenn ich wiederkomme, hoffe ich, werden wir reden können über meinen großen Plan, und ein Endgültiges mag beschlossen werden.«

Als der Graf solche Worte sprach, entschied sich René, ihm die volle Wahrheit anzuvertrauen. Noch nie hatte er Madeleine erwähnt vor seinen Ohren, ob er schon von der Mutter gesprochen hatte. Nun aber war es Zeit. Er wollte und mußte nach Paris. Es war seine Sohnespflicht, nach der Mutter zu sehen; es war auch seine innerste Neigung, Madeleine wieder einmal zu sehen und zu sprechen. Sie, die vaterlos war, bedurfte gewiß auch des Trostes und der Hilfe. Und dann stand ihr Bild zuweilen so lebendig vor seiner Seele, daß er es tief empfand, daß mehr als die bloße Erinnerung es dorthin gezeichnet hatte.

War Claire auch ganz die vornehme und schöne Tochter des Edelmannes, deren gewinnende Erscheinung oft sein Auge fesselte, so stand immer wieder hinter ihr die stille Heilige seines Herzens, die mit Leiden getaufte Hugenottin und Sängerin jener wunderbaren Psalmen, die ihn noch schöner zu sein deuchten als das Rauschen des Meeres am herrlichen Frühlingstag.

»Herr von Arimac«, sagte er nun leise, »ich muß Ihnen etwas anvertrauen, zu dem ich mir eine stille Viertelstunde erbitte. Haben Sie so lange Zeit für mich?«

»Mehr als das, mein lieber René«, entgegnete er rasch. Eine Hoffnung flammte empor in seinem Herzen, die er lange in der Stille genährt. War vielleicht die Stunde gekommen, daß René voll und ganz eingehen wollte auf seine Gedanken? Hatten die Plauderstunden und Belehrungen des Hauspaters schon ihre Wirkung getan?

»Gehen wir wieder zum antiken Tempel«, fügte er dann hinzu und nahm René beim Arm. »Heute wird uns der Sturm dort nicht hinwegwehen.«

Ja, heute war es wie eine große Sabbatstille. Ein leises Atmen nur schwellte die Wasser in der Tiefe. Ein Hauch tiefen Friedens lag über der weiten, sonnenbeglänzten Wasserfläche, und ein ferner Segler zog wie ein riesiger Schwan majestätisch durch die kräuselnden Wogen. An den Uferfelsen glucksten und murmelten kindliche Wellen ein raunendes Frühlingslied. Der Liebesschrei der Möwen durchschnitt zuweilen diese sanfte Melodie, aber er war nicht störend, sondern klang wie ein seliges Aufjubeln der Natur.

Als die beiden Männer wieder dort oben saßen, hob René rasch an: »Herr Graf, ich habe Ihre Worte nicht vergessen, die Sie zu mir sprachen in jener Sturmnacht, und sie klingen heute noch in mir nach. Aber nun muß ich Ihnen sagen, daß ich nicht ja dazu sagen kann.«

Der Graf senkte bekümmert sein Haupt bei diesen Worten. Ein Schmerz zuckte durch seine Seele, und er antwortete René nichts.

Dieser aber fuhr rasch fort: »Claire steht hoch in meiner Achtung, und ich könnte sie auch von Herzen lieben. Allein, Herr

von Arimac, mein Herz gehört schon einem anderen Mädchen.« »Natürlich einer Hugenottin!« fuhr der Graf erregt auf.

»Ja, sie ist des gleichen Glaubens wie ich.«

»Und das sagen Sie mir heute erst, René?«

»Wie konnte ich es früher sagen? Es stürmte eine Welt auf mich ein, und nie fand ich den Mut, Ihre Hoffnung, Herr Graf, zu stören. Heute aber hat dieser unendlich stille, köstliche Frühlingstag meine Zunge gelöst. Verzeihen Sie mir!« »Und wie heißt dieses hugenottische Mädchen?« »Sie ist nur eine Bürgerstochter, Herr Graf. Aber sie ist ein Engel. Sie geleitet meine verstoßene Mutter durch die Welt. Madeleine Ernest ist ihr Name.«

Nun war es gesagt, und René atmete tief auf. Ihm war, als zerbräche in diesem Augenblick eine Fessel, die sich leise, ganz leise, aber sehr mächtig um seine Seele hatte legen wollen. Sein Auge leuchtete, als er es nun auf den Grafen von Arimac richtete, um dessen Antwort abzuwarten.

Der schmerzgebeugte Mann sah sinnend auf die Erde. Dann endlich hob er den Blick empor und ließ ihn über das stille, unendlich weite Meer hingleiten, als suche er dort an der fernen Horizontlinie ein lange ersehntes Ufer.

»Mir wird zerschlagen, was ich träume, und genommen, was ich hoffe«, war seine tonlose Antwort. Ich suchte den Tod, und er floh mich. Ich suchte das Glück, und es meidet mich. Was soll ich sonst noch suchen? Herr von Ambroise, wenn Sie wüßten, wie mein Herz an Ihnen hängt, o Sie würden ...« Er vollendete seine Worte nicht, sondern sank zusammen auf seinem Sitz und schlug die Hände in plötzlich gewaltsam durchbrechendem Schmerz vors Angesicht.

Da trat René auf ihn zu und legte die Hand dem Gebeugten auf die Schulter. »Vertrauen Sie auf Gott, Herr von Arimac! Er führt alle Menschen. Und seine Wege werden gewiß gut enden, so verschlungen sie jetzt auch erscheinen mögen.«

Der Graf antwortete nicht sogleich. In dumpfes Weh versunken saß er da. Die Enttäuschung hatte ihn niedergeschmettert, und für die große Wunde seines Lebens schien kein Balsam vorhanden zu sein. Gott durchkreuzte ihm die Gedanken, die Wege, das Glück.

»René, warum widerfährt mir dies alles?« fragte er endlich in gedrückter Stimmung. »Warum schweigt Gott zu meinen Bitten, zu meinen Wünschen? Das Meer hier unten hat sein stilles Bett. Die Möwe wiegt sich fröhlich in der Luft. Aber mein Herz findet keine Ruhe, keinen Frieden, und warum, warum?«

»Vielleicht deshalb, weil Gott Sie besonders liebt«, erwiderte René kühn. Er wunderte sich selbst über seine Worte, und daß er es wagte, hier als Tröster aufzutreten.

Herr von Arimac konnte dieses Trostwort nicht fassen. Damals, als das Meer da unten so getobt hatte, meinte er, der Stille seiner Seele nahe zu sein. Heute, wo der Spiegel der See wie ein gewaltiger Saphir des Himmels Schönheit zurückwarf, war der Sturm in seinem tiefsten Herzen.

Endlich richtete er sich wieder auf. Das männlich-schöne Gesicht des alten Edelmannes zeigte, als er nun Renés Hand ergriff, dieselbe Ruhe wie zuvor.

»Herr von Ambroise, ich verstehe Sie! Ich habe kein Recht, in Ihr Leben einzugreifen und Sie um etwas zu bitten, das mir nicht zusteht. Gehen Sie, suchen Sie Ihre Geliebten! Aber wenn ich eine Bitte ausspreche, so ist es diese: Können Sie nicht als Freund einige Jahre auf Arimac bleiben? Sie können von hier aus ganz Frankreich durchstreifen, können, wann es Ihnen beliebt, mit mir nach Paris reisen oder auch hier bleiben. Ich verspreche Ihnen, nie wieder mein Ansinnen laut werden zu lassen und alles entgegenzunehmen, wie das Schicksal, wie Gott es ordnet. Aber schlagen Sie diese Bitte einem einsamen Edelmann nicht ab, der in Ihren Zügen tröstend an seinen einzigen Sohn gemahnt wird!«

René sann nach. Kein lieberer Ort als Arimac! Aber wenn er seine Lieben gefunden hatte, was dann? Darum entgegnete er: »Und wenn ich dann vereint sein werde mit Madeleine und meiner Mutter, Herr Graf?«

»Bringen Sie Ihre Lieben mit auf Arimac! Hier ist Raum genug. Wir werden niemals einen Zwang in Glaubenssachen ausüben, werden Ihnen volle Freiheit lassen; denn Christus befiehlt uns, auch unsere Feinde zu lieben.«

Da drückte René innig des edlen Grafen Hand. »Herr Graf«, gab er zur Antwort, »ich nehme Ihr freundliches Anerbieten an

und will bleiben, bis sich alles klärt. Und dann, wenn wir zusammengeführt sind, werden wir weiter sehen.« Da schloß ihn der Graf dankbar gerührt in die Arme. Er konnte es sich nicht versagen, René einen Kuß auf die Wange zu drücken und ihm einen kostbaren Ring an den Finger zu stecken, den er sich schweigend abzog. »Ein blauer Stein redet von Treue«, sagte er leise. »Wir wollen uns als Freunde liebhaben und zeigen, wie edle Menschen sich nicht nur dulden, sondern auch hochschätzen können, auch wenn sie zweierlei Glauben haben. Keinen Dank, René! Ich bin so froh, daß Sie immer wieder zu mir kommen werden, und hier ist meine Hand als Edelmann, ich werde Ihnen volle Freiheit lassen.«

XI

Es war im reichgeschmückten Zimmer des Königs im Louvre zu Paris. Der König, auf weichem Polster ruhend, hatte trüben Gedanken nachgehungen, die sich ihm trotz seiner Jugend aufdrängten. Je reifer sein Verständnis wurde, um so mehr stieß ihn der Streit der Parteien ab, der sich auch jetzt noch geltend machte, obschon man sich beim Friedensschluß von Amboise gegenseitige Duldung und Schonung versprochen hatte. Ingeheim aber wurden – das ahnte, wußte und sah er – die Fäden des Hasses und der politischen Winkelzüge weitergesponnen. Der Herzog von Guise verstand es, die Figuren auf dem Schachbrett Frankreichs nach Belieben zu setzen, er ließ seine Offiziere vorrücken, gebrauchte Katharina, die Königin, mit der Gewandtheit des gewiegten und zielbewußten Spielers und ging bei aller Artigkeit gegen den jungen König doch zur Tagesordnung über. Nun, mochte seine Partnerin, Katharina de Medici, sich dann mit dem mächtigen Herzog und Kardinal herumschlagen. Ihn verlangte darnach, Freude zu haben.

Jetzt ließ Karl seine Glocke ertönen, daß sie schrill das hohe Zimmer durchhallte. Mit Windeseile stürzte ein Diener herbei. Er schien diesen Ton der Glocke zu kennen und zu ahnen, daß ein Wetter im Anzuge sei.

»Musik!« gebot Frankreichs König mit kurzem, drohendem Wort. Der Diener verneigte sich, als wäre er die Untertänigkeit selbst. Draußen im Gang aber sagte er vor sich hin: »Musik mehr als genug! Die Königin spielt die erste Geige, der Kardinal bläst die Flöte, und Karl tanzt! Ha, jetzt soll noch mehr Musik dazukommen! Vielleicht bläst ihm die Königin von England noch den Dudelsack dazu!«

Im Vorraum traf er einen Hauptmann der Wache haltenden Schweizer. Dieser erteilte eben seinen Truppen vom Fenster aus eine Instruktion, als der Diener ihm zuflüsterte: »Monsieur, der König will Musik! Wissen Sie jemand, der etwas ganz Neues erfunden hat? Denn wenn ich ihm einen Künstler bringe, der ein schon gehörtes Instrument spielt, so wirft mich der König in die Bastille. Der Kuckuck weiß, was noch alles werden soll an diesem verwünschten Hofe!«

»So soll er sich ein Kuhhorn verschreiben lassen aus dem Wallis«, gab der Schweizer lachend zurück. »Ein Kuhhorn im Louvre, haha, das wäre einmal eine andere Musik als das Feilen in der Werkstätte. Übrigens die beste Musik wäre, wenn Coligny bald aus dem letzten Loch piffte.«

Der Diener lachte, gab dem Schweizer einen Schlag auf den Rücken und sagte: »Spaß beiseite! Wissen Sie mir etwas?« »Jawohl, mein Freund, ich weiß etwas. Aber was mir bekannt ist, das wird der König ins Pfefferland wünschen. Gehen Sie zu Le Pont de Notre Dame und steigen Sie daselbst im ersten Hause neben der Kirche St. Denis de la Charité empor bis unter das Dach! Dort finden Sie eine alte Frau und ein junges Mädchen, das ebensowenig nach Paris paßt wie eine Lilie auf einen Kehrthaufer. Dieses Mädchen ist schön wie eine Blume und gut wie ein Engel. Und was ihr weiter zum Ruhm zu sagen ist: sie spielt die Harfe so wunderbar, wie ich noch nie etwas gehört habe. Wenn sie mit Ihnen zum König geht, ist Ihr Glück gemacht. Aber, mein Freund, sie ist eine Hugenottin und ihre alte Mutter nicht minder, und sie wird sich eher köpfen lassen als ihrem Glauben abschwören. Doch ich habe schon zuviel gesagt. Wie soll ich es verantworten, daß dieses Kind in den Louvre geschleppt wird? Lassen Sie die Geschichte bleiben, Monsieur Dupré! Der König mag genug haben an der

Musik, die jetzt in Frankreich gespielt wird. Dieses sanfte Adagio gefällt mir ebensowenig, wie ihm ein Kuhhorn aus den Walliser Alpen gefallen würde!«

Der Hauptmann stieß seinen Degen unmutig auf den Boden und enteilte.

Dupré aber eilte zum König zurück. Er wußte den zu erwartenden Genuß in geschickten Worten zu schildern; denn wenn der König gut gelaunt war, fiel auch auf sein Haupt ein Strahl der königlichen Gunst.

»Und eine Hugenottin soll das Mädchen sein, Dupré? Nun gut, ich wünsche sie kennenzulernen und befehle, sie unverzüglich ins Schloß zu holen. Ein paar Diener mögen ihr die Harfe tragen, und du, alter Knabe, sorgst dafür, daß sie sich auf ihre schönsten Lieder vorbereitet.« Eine Handbewegung des Königs zeigte Dupré an, daß er entlassen sei. Vergnügt eilte er davon und pries sich glücklich, auf eine so leichte Weise das Rätsel des königlichen Wunsches gelöst zu haben.

Dupré traf Madeleine Ernest dabei, Blumen aus Samt und Seide zu fertigen. Unter ihren geschickten Händen entstanden allerliebste Rosenknospen für die Hüte adeliger Damen. Frau von Ambroise half ihr dabei, die Farben auszusuchen, die sie brauchte. Beide Damen schauten verwundert auf, als der Kammerherr des Königs eintrat. Als aber gar der fremde Besuch den Wunsch des Königs in so bestimmter Form vortrug, als gäbe es überhaupt keinen Widerspruch, entfärbte sich Madeleine.

»Der Louvre ist nicht mein Platz, mein Herr«, sagte sie bestimmt. »Und was habe ich an einem Ort verloren, wo mich Gott nicht hinsendet? Lassen Sie uns in unserer Verborgenheit, die wir allem äußeren Glanze vorziehen, und sagen Sie dem König, daß wir um Verzeihung bitten, wenn ich nicht komme!« Dupré lachte. »So leichten Kaufes wird man einen königlichen Befehl nicht los«, entgegnete er belustigt. Dann jedoch setzte er, ernster werdend, hinzu: »Wenn Karl der Neunte befiehlt, so ist er gewöhnt, daß seine Untertanen gehorchen. Deshalb muß ich schon bitten, meine Bitte ernst zu nehmen, und Sie, verehrtes Fräulein, ersuchen, mir sofort mit Ihrem Instrument zu folgen. Die Diener, die es tragen sollen, warten

unten. Gestatten Sie mir, noch hinzuzufügen, daß der König das Beste zu hören wünscht, was Ihnen zu Gebote steht!«

Duprè verschränkte seine Arme und erwartete gelassen die Antwort. Madeleine sah Frau von Ambroise mit Bangen im Herzen an. Ihre Augen, die soeben bei der Arbeit noch einen heiteren Ausdruck gezeigt hatten, blickten jetzt groß und ernst, und die Hand, welche die Nadel geführt, ließ diese unwillkürlich fallen.

»So geh mit Gott, mein Kind«, flüsterte die alte Dame ihr jetzt zu und ergriff ihre erkaltende Hand, um sie ermutigend zu drücken.

»Aber was soll ich spielen? Tänze kann ich nicht. Und der König wird gerade das nicht hören wollen, was mir das Liebste ist ...«

»Der König weiß, daß Sie Hugenottin sind, Mademoiselle! Er wird alles gerne hören, wenn wir ihn nur nicht so lange warten lassen. Gehen wir denn, und in einer Stunde schon können Sie reich beschenkt wieder hier sein.«

Madeleine sah ein, daß weiterer Widerstand nutzlos sein würde. So ergriff sie denn mit zitternder Hand einen Schleier, umhüllte ihr Haupt und bat nur noch um einige Minuten Zeit. Dann betrat sie ihr kleines Schlafgemach, sank dort auf die Knie nieder und erflehte in leisem, aber herzlichem Gebet den Segen des Herrn und seinen hohen göttlichen Schutz. Indessen harrte Karl mit Ungeduld ihrer Ankunft. Er stand am Fenster seines Gemaches und trommelte mit den Fingern an die Scheiben. Seine Ungeduld hatte ihren Höhepunkt erreicht, als Duprè eintrat und die Harfnerin meldete.

Zwei Minuten verstrichen noch, dann stand Madeleine vor Frankreichs König und schlug nach der Verneigung züchtig die Augen nieder.

Karl betrachtete neugierig die vor ihm stehende Jungfrau. Die edle Haltung und der Schnitt ihres Angesichtes bezauberten den Herrscher. Der zarte Duft der Unschuld, den man sonst im Louvre entbehrte, lag über Madeleines ganzem Wesen, und dieser Duft ließ sie auch dem verwöhnten Könige wie eine holde Blume erscheinen, über der himmlische Mächte walteten.

So also sahen hugenottische Jungfrauen aus!

»Spielen Sie auf der Harfe einige schöne Lieder!« gebot nun der königliche Jüngling, nachdem er den vollen Eindruck der Erscheinung Madeleines in sich aufgenommen hatte.

Die Diener hatten die Harfe vor das Mädchen gestellt.

»Majestät mögen befehlen, was ich spielen soll!«

»Nun, das sei ganz freigegeben! Spielen Sie ein königlich Lied, Mademoiselle, und ich will es königlich lohnen. Darnach spielen Sie ein Lied vom frischen, kühlen Wald und, wenn es Ihnen lieb ist, spielen Sie immerhin auch eines vom hugenottischen Glauben! Es ist Friede geworden in Frankreich, und es herrscht freie Meinung!«

Ein königlich Lied? Madeleine sann. Hatte sie ein solches gelernt in ihrer Jugend, und durfte sie es wagen, das Gelernte hier vorzutragen? Ein rascher Blick streifte den König, der in lässiger Haltung auf rotem Samtpolster Platz genommen hatte. Von der weichen Hand, die auf der Lehne des Stuhles ruhte, blitzte der Glanz heller Diamanten. Das Angesicht des jugendlichen Königs schien von einem Schatten bedeckt zu sein, und seine Augen blickten mit einer gewissen Müdigkeit über das Windspiel hinweg auf den Perserteppich zu seinen Füßen. Hatte der junge König so schwere Sorgen, daß er so trübe blickte? Oder wandelte sich sein Auge so schnell? Eben noch schienen sie doch erwartungsvoll auf die Saiten der Harfe gesehen zu haben.

Doch nun stand das Lied vor des Mädchens Seele. Einst hatte sie es zu Vassy gelernt aus des Vaters Munde, der so manchen köstlichen Sang ertönen ließ. Die Harfnerin rührte ihr Saitenspiel zu hell und schwebend klingendem Vorspiel. Es war, als rinne eine lebendige Quelle aus den Saiten, und Karl hob das Haupt und lauschte. Dann ertönte die Melodie, eine alte normannische Weise, mit leichter Schwermut untermischt, aber freundlich zu Herzen sprechend. Madeleine sang:

*Gott schütze Frankreichs König gut
durch seine Engelscharen;
Gott halte ihn in treuer Hut
in Nöten und Gefahren!
Die Krone ist kein leichter Kranz,
die Heldenstirn zu schmücken;*

*wie muß ihr schwerer goldner Glanz
das Haupt des Königs drücken!
Das Zepter ist kein schwankes Rohr,
bewegt von jedem Winde,
mir kommt dies Zepter eisern vor
Herr, gib es keinem Kinde!
Herr Gott, gib unsrem König Kraft,
den Schwung von Adlersflügeln,
in fürstlich edler Ritterschaft
des Reiches Gang zu zügelnd!
Herr, gib ihm Weisheit und Verstand,
daß Herz und Blick sich weiten,
ein mächtig Volk, ein großes Land
recht königlich zu leiten!
Dann taut vom Thron des Segens Flut
auf alle guten Saaten.
Herr, nimm den König treu in Hut,
hilf du, laß wohlgeraten!*

Die Töne verschwebten in sanftem Vibrieren, und der König lauschte, das jugendliche Haupt wie ein gereifter Mann in die Hand gestützt. Sein Blick hatte etwas Lauerndes angenommen, und er suchte in Madeleines Seele zu lesen, was sie wohl von ihm denken mochte. Aber dieses kindlich heitere, fromme Angesicht war wie ein aufgeschlagenes Buch. Nein, es war keine Politik, die in diesem Lied sich barg, kein stiller Vorwurf auf seine Regierung.

Jetzt nickte der König. »Schön!« sagte er mit ausdrücklicher Betonung. »Betet ihr Hugenotten auch für Frankreichs König?« »Jeden Abend, Sire! Wie sollten wir das Wichtigste vergessen? Wir tun es aus der Überzeugung, daß es unsere größte Pflicht ist.«

»So sagte mir auch Coligny«, versetzte der König nachdenklich. »Ich danke euch dafür; denn es ist wahr: Karls Krone ist schwer und Karls Zepter nicht minder. Aber ihr sollt erfahren, daß ein Mann diese Krone trägt und dieses Zepter führt. Dupré, schenke der Sängerin ein Glas goldenen Weines ein!«

»Sire, ich trinke keinen Wein und danke«, erwiderte Madeleine rasch.

Der König lächelte, sah verwundert drein. »Eine Sängerin trinkt keinen Wein? Das ist sonderbar. Aber ich will nicht zwingen dazu. Nun denn das zweite Lied! Vom Wald, vom kühl rauschenden Walde, Mädchen. Mir wird oft im Louvre so eng, und die verwünschten Mauern von Paris sind ein Gefängnis.« Der König winkte ihr zu, sie solle beginnen, und wieder schlug Madeleines Hand ihr Saitenspiel. Vom Wald und Feld wußte sie gar wohl zu singen; denn das war ihre Lust und Freude.

»Paß auf, Achill!« sagte der König zu seinem Hund. »Wir denken an die Jagd.« Die Harfnerin aber sang:

*Wo grüne Kronen rauschen
im Morgennebelrauch
und Sommerlieder tauschen,
da weht ein frischer Hauch.
Hoch von der Felsenschwelle
bringt dir mit raschem Fuß
der Heimat Silberquelle,
der Berge stillen Gruß.
Und von den Ästen nieder
ertönt der Vögel Chor,
jauchzt helle Morgenlieder
zum Himmelszelt empor.
O Heimat, deine Schöne
ergreift mein ganzes Herz;
der Klang der Waldestöne
verscheucht den letzten Schmerz.
Es weht das süße Klingen
mit Macht durch meinen Sinn;
auch ich muß fröhlich singen,
weil ich im Walde bin.*

»Bravo!« rief der König und winkte Madeleine mit der Hand zu. »Solche Lieder gefallen mir; denn sie scheuchen auch meine Wolken fort und vertreiben die Langeweile. Die Harfe hat einen guten Klang, und ich will sie von heute an öfter hören. Solche Schätze hat man in Paris, und der König, der im Louvre gefangen sitzt, weiß nichts davon. Wer lehrte dich solche Lieder?«

»Mein Vater«, gab Madeleine bescheiden zurück.

»Lebt er noch?« fragte der König weiter.

»Nein, Sire, er ist in Vassy ermordet worden bei dem Überfall des Herzogs von Guise.«

»Wirklich? Das war ein schlechter Streich, fürwahr. Aber ich habe nicht darum gewußt, und der König hat getrauert über Vassy und Sens und über Dreux. Mir sind die Hugenotten so lieb wie meine katholischen Untertanen.« Der König winkte Dupré und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Dann wandte er sich wieder zu Madeleine und bat sie, nun auch das dritte Lied noch zu singen.

Sie zögerte, und als der König es bemerkte, sagte er lebhaft: »Immerhin, es mag auch ein hugenottisches Lied sein. Ich hörte, sie haben schöne Lieder voll Kraft. Diese interessieren mich gerade; denn hier am Hofe hört man nichts Rechtes. Keine Furcht, sage ich! Eines Königs Wort gilt!«

Eines Königs Wort sollte gelten! Nun denn ohne Furcht! Es wird nicht umsonst sein, daß Frankreichs König die Lieder der Hugenotten vernimmt, dachte die Harfnerin. Vielleicht wollte Gott zu seiner Seele reden, wollte ihm die Wahrheit nahebringen. Die Gelegenheit war da, ihm das Evangelium ins Herz zu singen. »Herr, gib du mir das rechte Lied«, flehte Madeleine. Dann wogte die Fülle der Saiten zum drittenmal durch den hohen Raum, indes Madeleine sang:

*Mein Herz war matt, mein Geist so leer
und im Gebein kein Friede mehr;
die Sünde lag auf mir, die Schuld,
ach Gott, wo find' ich Gnad' und Huld?
Ich suchte da und suchte dort,
zu jeder Zeit, an manchem Ort;
viel Schönheit winkte und viel Gut,
doch traurig blieb des Herzens Mut.
Der Menschen Glück verscheuchte nicht
das schwere innere Gericht;
der Erde Herrlichkeit, so groß,
sprach mich vom Fluche doch nicht los.
Da kam ich, matt und todesnah,
zum stillen Hügel Golgatha,*

*sah auf zum Kreuz, zum Herrn der Welt,
der dort am Kreuz sich eingestellt.
Es rann sein Blut aus Wunden rot;
es brach sein Herz in heißer Not,
und als mein Herr im Tod erblich,
sprach er: Das tat ich, Herz, für dich!
Für mich! O Wort voll süßem Klang!
Für mich! Nun ist mir nicht mehr bang;
er lag in Fesseln, ich bin frei;
er starb, damit ich selig sei!*

»Er starb, damit ich selig sei?« murmelten des Königs Lippen.

Das Lied hatte sein Herz getroffen; denn so ruhelos, so sehnsuchtsvoll war er, der stolze, reiche König von Frankreich, der Herr über eine ganze Welt. Aber, daß die ganze Welt ihm diese Sehnsucht nicht stillen könne, nein, das wollte er nimmermehr glauben. Hugenottische Übertreibung mochte sich darin gefallen, in dem Gekreuzigten allein das Heil zu sehen. Frankreichs König wollte sowohl die schöne Erde genießen wie den reichen Himmel einst erben, und seine Jugend sollte nicht in mönchischer Entsagung verkümmern. Also dachte Karl, und seine Blicke hingen mit Wohlgefallen an der Jungfrau. Madeleine empfand das Stechende dieses Blickes. Der Glanz des königlichen Gemaches und die Gunst des Königs konnte sie nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Louvre ein Ort der Gefahr für sie war. Darum bat sie bescheiden, gehen zu dürfen, da ihre alte Pflegemutter sie erwarte.

Der König überlegte. Ihm war darum zu tun, dieses seltene Wild ganz zu fangen und in seine Garne zu bekommen. Aber es galt, dabei listig zu Werk zu gehen und Madeleine sicher zu machen. Als nun Dupré wieder ins Zimmer trat, nahm Karl aus seinen Händen eine kostbare Brosche, die goldene bourbonische Lilien darstellte, und reichte sie der Harfnerin. »Für goldene Lieder ein goldener Dank«, sagte er artig, und als Madeleine errötend die Gabe ausschlagen wollte, heftete er die Brosche mit eigener Hand auf das weiße Schleiertuch, das sie umwand.

»Morgen erwarte ich, wieder ein Lied zu hören«, sagte er dabei in bestimmtem Tone. »Aus der königlichen Küche aber

möget ihr holen, was euch an guter Speise beliebt. Ich lasse die alte Mutter grüßen und lade sie ein, den Louvre selbst zu besuchen. Dupré, geleiten Sie die Dame hinaus und sicher durch die Soldaten hindurch!« Freundlich winkte er noch einmal mit der ringbesetzten Hand. Madeleine war entlassen. Wie träumend trat sie aus dem Zimmer des Königs zurück in den Alltag. Mit angstbeflügelten Schritten eilte sie über die Brücke von Notre Dame und zu ihrer Wohnung empor, wo sie Zuflucht gefunden hatte.

Frau von Ambroise hatte in Furcht und Sorge auf sie gewartet. Als sie das Mädchen glücklich wieder vor sich sah, atmete sie auf. »Gut gegangen, Madeleine?« fragte sie gespannt. »Du trägst ja ein seltenes Schmuckstück an deiner Brust. Es wird doch nicht aus des Königs Händen stammen?«

Madeleine löste die Nadel mit zitternder Hand und warf sie auf den Tisch. Dann sank sie in Erregung auf einen Stuhl nieder und begann plötzlich zu weinen. Erschrocken neigte sich die alte Dame zu ihr. »Du weinst, Madeleine? Hat es etwas gegeben?«

»Wir müssen fort, Frau von Ambroise«, sagte sie endlich. »Eine furchtbare Angst befiel mich, als ich mit Singen fertig war. O dieser Louvre mit all seiner Pracht kam mir so finster und unheimlich vor, und des Königs Angesicht, ob es schon lächelte, war düster und lauernd. Es war mir, als flüsterte mir ein Engel mitten im Schlosse zu: ›Fort, fort aus Paris! Das Verderben lauert hinter goldenem Schmuck, und diese seidene Tapeten des Schlosses bergen giftige Schlangen.‹ Morgen soll ich wieder dort hingehen, wo die Luft drückend ist wie in der Bastille und die Menschen so freundlich scheinen, wie sie in Wahrheit nie sein können. Aber der morgige Tag darf mich nicht mehr in Paris treffen. Wohin fliehen wir?«

Eine schwere Frage, in der Tat! Nun wurde das Wild auf neue gehetzt. Nicht das laute Horn des Jägers war hinter ihm her. Aber um seine Füße spannen sich goldene Fäden und seidene Netze, leise, leise und unhörbar, spürbar nur für die reine Seele des unverdorbenen Mädchens.

Als die stille Nacht auf Paris herabsank und aus dem Louvre wieder eine andere Musik ertönte, zogen die beiden Frauen

mit Maurice und einem Maultier abermals davon, abermals heimatlos, aber auch wiederum geleitet von dem treuen Herrn.

XII

Es war am darauffolgenden Morgen, als durch dasselbe Tor, durch das die Frauen entwichen waren, zwei Reiter einritten. An der Seite des Grafen von Arimac ritt René von Ambroise mit froher Hoffnung in die Ringmauern der Königsstadt ein. Auch ihm war nach manchem vergeblichen Ritt durch einen Boten des Grafen die Kunde zugekommen, daß Madeleine und seine Mutter in Paris gesehen worden seien. Paris war wohl die Höhle des Löwen, und er hatte es nicht recht glauben können, daß sie gerade da Zuflucht gesucht hatten, wo man den Hugenotten am meisten auf die Finger sah und sie am gründlichsten haßte. Viel eher hätte er sie in irgendeinem Winkel der entlegensten Provinz, in Languedoc oder in der Dauphiné gesucht, wo das protestantische Leben sich zusammendrängte. Aber freilich, sie konnten gerade dort, wo andere sich zur Flucht rüsteten, ebensowohl in stiller Verborgenheit leben, und der Herr war an keinen Ort der Bewahrung gebunden. Auch Daniel hatte ihn im Löwengraben angetroffen.

Als René das erstemal in Paris war, um nach ihnen zu forschen, schwieg jene Stadt auf all seine Fragen. Aber oft schwieg man auch bei Erkundigungen, weil niemand dem andern traute, weil man allüberall verkappte Häscher und Ankläger witterte und sich vor Überraschungen mit Recht fürchtete.

Herr von Arimac hatte eine Einladung des Königs zur Jagd erhalten. Da diese zugleich allen seinen Gästen galt, begrüßte er die Gelegenheit, René bei Hofe einzuführen, außerordentlich. Vielleicht spannen sich neue Fäden, die sich am Ende doch mit seiner Hoffnung verknüpfen ließen.

Ein Schauer der ahnenden Freude rieselte durch Renés Herz, als sie durch Porte du Neßles einritten. Frohe Hoffnung erfüllte auch seine Brust bei dem Gedanken, daß die Stunde nahe sein mochte, da er seine geliebte Mutter in die Arme schließen

und Madeleine wiedersehen sollte, sie, deren Bild er wie das Bild einer Heiligen in seinem Herzen trug. Wenn er gewußt hätte, daß in der vergangenen Nacht um zwölf Uhr der Pfortner dieses Tores durch ein Geldstück bewegt worden war, ein Maultier und drei Personen ungehindert passieren zu lassen, hätte er sein Roß gewandt, um jenen Flüchtlingen bei Tag und Nacht aufs neue nachzuziehen und nicht zu ruhen, bis er sie gefunden haben würde. So aber hielt gnädige Unwissenheit ihn umfassen und ließ ihn hoffen.

Die düsteren Mauern von Paris kamen ihm an diesem Morgen fast licht vor. Die Bewohner von Paris schienen freundlicher dreinzusehen als je, und selbst die gewaltigen Türme der Bastille machten einen friedfertigen Eindruck auf seine Seele. Wie ganz anders sieht die Welt doch aus, wenn frohe Zuversicht ein Menschenherz schwellt und die Hoffnung die Welt verklärt, die unter den Schatten der Befürchtungen in düsterer Verslossenheit daliegt! Und dann sollte der Hof sich ihm aufschließen. Auch das ließ sein Herz höher schlagen an diesem Morgen. Der König sollte den Hugenotten besonders gewogen sein, wie von Arimac gesagt hatte. Und mit einem Jüngling war gewiß zu reden, auch wenn er auf königlicher Höhe stand und die Krone Frankreichs ihn zierte.

Mit dumpfen und feierlichen Tönen riefen die Glocken von Notre Dame die Pariser zu einer Frühmesse, und eilfertig entströmten den hohen Steinhäusern geschmückte Menschen. Eine gut katholische Stadt, dachte René bei diesem Anblick. Er verstand es, daß sie zu jenem gewaltigen Gotteshause eilten, das sich über die Umgebung wie eine alte, ehrwürdige Mutter erhob. Auch auf ihn übten die dunkelklaren und machtvollen Töne der Glocken von der Seine-Insel großen Einfluß aus. Es war ihm, als rede die Seele vergangener Jahrhunderte daraus zu ihm, als rief die Sehnsucht vergangener Geschlechter über Paris hin in tiefen Herzlauten nach Licht und Leben. Herr von Arimac bekreuzte sich fromm, als er die Klänge der Königin der französischen Kirchen vernahm. »Wird aber der König an einem solchen Tage auf die Jagd gehen, wo die Glocken von Notre Dame rufen?« fragte ihn René. »Diese Glocken rufen alle Tage, mein Freund«, entgegnete der Graf ernst.« Man ist got-

tesfürchtig in Paris, und der König hat schon in früherer Stunde die heilige Wandlung gesehen und im Louvre gebetet. Ja, Paris weiß, was es der heiligen Mutter, der Kirche, schuldig ist, und Notre Dame faßt oft die Andächtigen kaum, wenn der Bischof von Paris zelebriert. Es ist aber auch ein wundervolles Gotteshaus, und wer einmal darin war, vergißt es nicht mehr, wie geheimnisvoll und feierlich das Licht durch die uralten Malereien flutet und dunkelblaue Dämmerung verstreut.«

Ein Verwandter des Grafen, Herr von Michaud, hatte sich willig erboten, auch Gäste seines Schwagers zu beherbergen, und so lenkten sie ihre Rosse zu seinem Palast, der auf dem Place de Greue, unweit der Brücke von Notre Dame, stand. Freundlich begrüßte der alte Herr die Ankommenden und fast doppelt freundlich René, als wäre er ein langjähriger Freund des Hauses.

»Der König wird übrigens in einer halben Stunde hier vorbeireiten«, sagte er, »und meine Gäste können sich dem Zuge direkt anschließen. Jetzt aber ein Frühstück, meine Herren, und lassen Sie es sich wohl sein in meinem Hause!« Damit führte er sie ins Wohngemach, dessen behagliche Ruhe und vornehme Ausstattung René sofort das Bild eines reichen und einflußreichen Hauses zeichnete. Liebliche Landschaftsgemälde schauten von den Wänden hernieder, und durch die schweren seidenen Vorhänge fiel das Licht nur gedämpft herein. Kostbares Porzellan schimmerte aus den dunkelgebeizten Eichenschränken, auf denen silberne Vasen zum Schmuck standen.

›Ein reiches Haus!‹ zog es durch Renés Sinn. Ja, es war alles vorhanden, was nur das Herz begehrte. Rasch wurde ein köstliches Mahl aufgetragen. Geräuschlos eilten Diener hin und her, und der Wink des Hausherrn schien zu genügen, um alles herbeizuzaubern.

»Es geht dir gut, Henri?« fragte der Graf, indem er sich mit einem Seufzer in das weiche Polster fallen ließ.

»Mir schon, mein Schwager. Aber der Kirche geht es nicht gut, dem Hof geht es herzlich schlecht und dem Vaterlande miserabel.«

Der Graf lachte. Diese Steigerung kennzeichnete sofort seinen alten Henri.

Doch jener fuhr fort: »Wir sind indessen auf dem Wege, Besserung zu schaffen. Du ahnst es nicht, wer außer euch unter diesem Dache wohnt. Rate einmal!«

»Wer wird darin wohnen außer dem alten Marquis de Licques, der des Hofes Dienerschaft überwacht, und deiner Tante, die sich jedes Jahr aufs neue besinnt, daß Paris noch dem Himmel vorzuziehen sei?«

Henri aber lächelte geheimnisvoll. »Du errätst es nicht. Der Kardinal von Lothringen, mein Freund, ist diesmal bei mir abgestiegen. In wenigen Augenblicken wird er hier zum Frühstück erscheinen, und die Herren mögen sich mit ihm über Frankreichs Politik unterhalten.« Der Graf von Arimac fuhr vom Sitz empor. »Was soll das bedeuten?« fragte er hastig.

»Blut und Feuer soll es bedeuten, Schwager, und die Zerstümmerung des elenden Vertrages von Amboise, in dem sich der Hof ein Zeugnis seiner absoluten Unfähigkeit ausgestellt hat. Oder glaubst du, wir schlafen und lassen der Ketzerbrut Ruhe? Beim heiligen Stuhl in Rom, es wird keine Ruhe geben, bis Frankreich vom Alpdruck der Hugenotten befreit ist und wir das Ruder fester in der Hand haben als je zuvor!«

Es war dem Redenden erst jetzt aufgefallen, daß René aufhorchte bei diesen Worten, und schien der ihm zuvor harmlos, so ward in diesem Augenblick sein Verdacht geweckt. »Herr von Ambroise ist doch gut katholisch?« fragte er deshalb rasch. Allein, bevor der Graf antworten konnte, trat der Erzbischof, Kardinal und Herzog von Guise, ins Zimmer. Ein stolzer Edelmann begrüßte die neuen Gäste mit schweigender Verbeugung, und der Gastgeber beeilte sich, vorzustellen.

»Herrn von Ambroise kenne ich genau«, wandte sich der Kardinal an René. »Er ist ein trefflicher Mann, und sein Sohn wird es nicht minder sein. Übrigens, wer hier bei Herrn von Michaud absteigt, ist auch mein Freund.« Er streckte dem jungen Mann rasch die Hand zum Kusse hin, und René wußte nicht, wie ihm geschah. Er besaß nicht den Mut, den Handkuß zu verweigern, und ließ sich schweigend auf seinen Sessel nieder. Der Kardinal sah ihn bei dieser Huldigung mit einem durchdringenden Blick an, als wollte er die innersten Gedanken des Jünglings lesen. Nachdem auch Graf von Arimac sei-

ne Ehrerbietung bezeugt hatte, begann der Allgewaltige zu plaudern. »Ich war beim König gestern abend, sowie bei der Königinmutter. Sie bestehen noch immer darauf, daß wir den Hugenotten den zugesagten Frieden halten sollen. Nun, was den König betrifft, so ist er eine Puppe, die an einem Fädchen von Katharina tanzt. Er treibt allein die Politik der Selbsterhaltung; denn er fürchtet, durch Bürgerkriege in seinen Liebhabereien gestört zu werden. Die Königin aber ist unberechenbar. Jetzt schwört sie auf einmal auf Coligny und will ihn am Hofe haben. Wir haben also verwünschten Gegenwind und müssen mit aller Macht darauf hinarbeiten, daß das Edikt von Amboise ein Papierwisch ohne Wert wird.«

»Das wird nicht so leicht gelingen, Herr Kardinal«, gab Herr von Michaud zurück.

»Warum nicht, meine Herren? Wir streichen dem König die Renten und lassen ihn in seinen Schulden ersticken, wenn er nicht ziehen will. Katharina aber lasse ich durch Herzog Alba behandeln, der in Begleitung von Königin Elisabeth nach Frankreich kommen soll. Indessen müssen wir rüsten, rüsten auf alle Fälle, denn die Hugenotten müssen von Lawinenmacht erdrückt werden an dem Tage, da sie es am wenigsten ahnen.«

In Renés Herzen begann es zu sieden. Die kalten Worte des hohen Würdenträgers drangen ihm wie Spieße in die Seele, und sein gerades Wesen erhob sich in seinem Innern. Aber der Graf von Arimac sah ihn warnend an. Dann, als der Kardinal mit Michaud weitersprach, flüsterte er ihm zu: »Um des Himmels willen keine Szene, René! Bleiben Sie schweigsam wie das Grab! Der Herzog kennt keinen Spaß.«

Der Herzog fuhr fort, seine Pläne zu entwickeln. Er fühlte sich vollkommen sicher; denn der Graf von Arimac war ihm bekannt, und René sah er als einen treuen Sohn der Kirche an. »Die Luft in Frankreich ist schwül – so schwül wie nie zuvor«, sagte er. »Es ist dieselbe Gewitterstimmung, wie sie vor Dreux da war, und ich meine, wir müssen nicht warten, bis unsere Leute abgekühlt sind. Jetzt ist uns Spanien gewogen, und jetzt steht Alba auf der Höhe seiner Macht, und jetzt ist Granvella in den Niederlanden daran, jene Abtrünnigen zum Gehorsam

zu zwingen. Es gilt, den großen, umfassenden Schlag zur Niederwerfung der Ketzerei in ganz Europa auf einmal zu tun und nicht zu warten, bis es zu spät ist.«

Die Stimme des Kardinals nahm einen herben Klang an bei den letzten Worten, und seine Augen blickten drohend.

»Wie steht es denn in den Niederlanden?« fragte Herr von Michaud, indem er dem Kardinal neue Schokolade einschenkte und ihm das Gebäck anbot.

»Die Niederländer sind wahnsinnig gewesen, nun wird es ihnen zum Verhängnis«, erwiderte der Herzog kühl. »Schauerlich haben die Ketzer in Antwerpen gehaust. Was zwanzig Generationen in der Hauptkirche zu Antwerpen gesammelt haben an edlen Schätzen, das haben die Hammerschläge der Bilderstürmer in wenigen Stunden vernichtet. 70 Altäre befanden sich in diesem herrlichen Bauwerk, und die nackten Wände blieben übrig. Und so haben sie zwanzig bis dreißig Kirchen in Antwerpen verwüstet, haben diesen Sturm des Wahnsinns von Stadt zu Stadt getragen.«

Der Kardinal schwieg und sah düster vor sich nieder. Ingrimm hatte seine Seele erfaßt beim Gedanken an die Zerstümmerung all der herrlichen Kunstwerke und Bilder, an denen fromme Andacht mit treuem Fleiß gearbeitet hatte.

Dann fuhr er fort: »Aber König Philipp von Spanien hat geschworen, diese Schmach zu rächen, und für jedes zerstörte Bild soll ihm Alba hundert Niederländer in den Staub legen.«

Daß freilich der Geusenbund der Niederlande und mit ihm Egmont, Hoorn und Wilhelm von Oranien alles getan, um den Bildersturm einzudämmen, verschwieg der kluge Kardinal, und daß jeder Bildersturm einen gewaltsamen Ausbruch des Volkszornes gegen die Inquisitionskammern bedeutete, zog er ebenfalls nicht in den Kreis seiner Betrachtungen.

Mit Feuer und Begeisterung redete er ferner davon, wie vorzüglich Alba seine Aufgabe in Italien löse, wie tadellos er die Truppen führe, und mit welcher Gewalt er die Ketzer bekämpfe. »Es ist gut, daß wir wenigstens diesen Herzog noch haben«, schloß er seine Ausführung.« Und wenn der Hof von Frankreich gar nicht Farbe bekennen will, gut, dann werden wir ihn zu zwingen wissen, und der spanische Herzog wird am Him-

mel von Frankreich als drohendes Schreckgespenst stehen. Freilich muß Coligny, der einzige in Frankreich, der ihm gewachsen wäre, fallen. Aber das, Freunde, sei in ein Grab geredet! Lasset uns schweigen, bis wir so reden, daß die Welt uns versteht!«

Der Kardinal erhob sich, um zu Hofe zu gehen. Der Gastgeber wies René ein Zimmer an, das ihn hinabblicken ließ auf die schaukelnden Schiffe der Seine, und Graf von Arimac bedeutete ihm, daß er nach Belieben in diesem Hause aus- und eingehen möge, als wäre es das seine.

Das war der erste Gruß von Paris! Ein schlüpfriges Pflaster fürwahr. Verrat lauerte in aller Stille in den Quartieren der Stadt, in der unschuldige Menschen gefangen werden sollten. René schauderte, wenn er daran dachte, wie dieser Kardinal arbeitete. Und doch hatten seine Worte auch auf ihn einen gewissen Eindruck gemacht. Wenn es richtig war, daß die Protestanten in den Niederlanden und in Flandern solche Arbeit verrichteten, so mußten sie selbst schuldig sein, wenn die Spanier sich beeilten, diesen Aufruhr blutig zu unterdrücken. War am Ende die ganze hugenottische Bewegung schon in falsches, gefährliches Fahrwasser geraten? Und war es nicht am Ende klug und besser, sich davon fernzuhalten, als mit in den Tumult verwickelt zu werden, der alle Lande Europas durchraste?

Noch sah René sinnend auf die rasch flutenden Gewässer der Seine, als seine Aufmerksamkeit durch einen glänzenden Reiterzug gefesselt wurde, der sich der Seine entlang nahte. Voran ritten Jäger mit großen Hörnern, umheult von einer Hundemeute, die sie kaum zu zügeln wußten. Dann kamen Armbrust- und Büchenschützen, und in der Mitte, umgeben von einer glänzenden Schar von Edelleuten, ritt ein hochgewachsener Jüngling bleichen Angesichtes. Ein schwarzes Samtbarett mit blutroter Straußenfeder deckte sein Haupt. Die schimmernde Kette, welche den Kragen aus schwarzem Samt zierte, aus dem weiße Seidenausschnitte leuchteten, ließ René in jenem Reiter den König vermuten. Gebanntes Auges musterte er den ganzen Zug, und in ihm erwachte die Lust, wie jene auf seinem Roß zu sitzen und mit ihnen wieder hinauszureiten in die freien Wälder und Felder, fern diesem tückischen,

brütenden Paris. Noch war er in solche Sehnsuchtsgedanken versunken, als ein Diener an seine Tür klopfte und ihm eine Einladung des Königs überbrachte, an der Eberjagd teilzunehmen, die der König in seinem Wildpark in der Nachbarschaft von Fontainebleau zu unternehmen gedachte. Er hatte das ganze Haus de Michaud samt Gästen dazu gebeten, also traf das Glück auch René. Mit einem tiefen Aufatmen betrat der Jüngling wieder die Straße. Freundlich lächelte ihm von Arimac entgegen.

»Wir haben Glück«, sagte er leise, »daß wir den Ränken ent-rinnen und Gottes freie Natur wieder grüßen dürfen. Seien Sie unbefangen und antworten Sie dem König geradeso, wie Sie mir antworten würden! Er ist nicht mehr als ein Mensch und liebt die Unbefangenheit. Wir sind zur guten Stunde in Paris eingekehrt. Ihren Zweck können Sie nach der Rückkehr erreichen. Man muß des Königs Gunst genießen, wenn man sie hat.«

In Eile ward das Roß erneut bestiegen. Die Jäger bliesen gerade einen Horngruß, als die drei neuen Gäste in den Reiterzug des Königs einbogen. Der König winkte Herrn von Michaud gütig zu, verneigte sich auf dem Roß vor Graf von Arimac und sah René prüfend an. Dann, als der Graf ihm gemeldet hatte, legte der König die Hand grüßend an das Barett. Damit war René sich selbst überlassen. Karls Untertanen beugten sich tief vor ihrem jungen Monarchen, als er so durch die Straßen von Paris ritt. Sie sahen in ihm Frankreichs Hoffnung und den Stolz der Nation, und die frommen Frauen flüsterten Segenswünsche hinter ihm her und machten das Zeichen des Kreuzes über ihm. Unter diesen unterwürfigen Bürgern aber gab es auch andere, die mißbilligend dem Zuge nachsahen. Ein paar Grauköpfe traten zusammen, als die Reiterschar vorüber war, und tuschelten miteinander. »Der König geht wieder auf die Jagd. Er jagt zur Zeit und zur Unzeit. Was hat er jetzt wieder in den Wäldern zu tun! Es ist keine Zeit, auf Sauen zu jagen.«

»Pst!« sagte der andere. »Nicht so laut! Oder willst du etwa auch gejagt werden? Was soll der König anderes tun als jagen? Die Königin besorgt derweilen die Geschäfte und besorgt sie besser, als sie Karl besorgen könnte. Paris fährt besser dabei, wenn der König auf die Jagd fährt.«

Während die Ausziehenden über das holperige Pflaster von Paris dahinritten, überdachte René die Schicksale der letzten Monate und Tage seines Lebens. Sie waren verschlungen genug, und der Mann, der an seiner Seite ritt, hatte Dinge in sein Leben hineingetragen, die er zuvor nicht kannte. Aber obschon von Arimac Katholik war, er mußte ihn je länger, je mehr lieb gewinnen. Er hatte etwas echt Väterliches an sich, das René um so wohler tat, je mehr er die Vaterliebe entbehrte. Und nun kam er durch den Grafen gleichsam wie im Traum in die Nähe des Königs! Welcher junge Mann hätte diese nicht gleich ihm freudig und mit einem gewissen Stolz empfunden? Wie manche mühten sich zeitlebens vergeblich, mit dem Hofe und den Großen der Welt in Berührung zu kommen, und ihn trug die Freundschaft dieses Mannes gleichsam wie eine spielende Woge empor auf die Höhe, die er nicht zu erträumen gewagt. Freilich vor Monden noch wäre er nicht mit dem König geritten. Aber nun hörte man überall davon, daß Karl die Freundschaft der Hugenotten aufrichtig suche, und daß er besonders Coligny verehere und hochschätze.

Auf jeden Fall war der Hof ganz anderer Gesinnung als der Kardinal von Lothringen, und der König billigte die Wühlerien des Herzogs von Guise nicht.

Wie herrlich die Morgenluft um die Stirn fächelte, und wie leicht es ihm wurde, als die Ringmauern der Weltstadt hinter ihm blieben!

Ein neuer Frühling war eingezogen ins weite Land. Die Obstbäume an der Landstraße trugen reiche, grüngoldene Blütenknospen, und die Finken schmetterten ihr frisches Lied freimütig ins Weite. Von den Äckern stieg der Erdgeruch kräftig empor, und da und dort schritten säende Bauern die braunen Schollen bedächtigen Schrittes ab. In weitem Bogen warfen sie die edle Saat in den dampfenden Boden, und die Egge, vom Stier gezogen, brachte das Korn in die keimfähige Tiefe.

Dann nahm der kühle Frühlingwind die Reiter auf. Kreischende Häher vermeldeten allem Getier die Ankunft der Menschen. Die Sterne der Anemonen leuchteten aus dem braungrünen Wintermoos wie Kinderaugen, und hoch im Wipfel der schwankenden Buche jubelte eine Drossel ihren

quellfrischen Gesang. Alle Mitglieder der Jagdgesellschaft wurden frohen Mutes. Der Frühling grüßte König und Edelmann mit demselben Gruße. Auch das Gemüt des Bauern stimmte er wohlgenut. Und hinter diesem Frühling stand Gottes neue Güte und Liebe allen freundlich und milde zugekehrt.

Jetzt wurde Karl gesprächig. Er lobte sein schwarzes Roß und streichelte ihm den glatten Hals. Er lobte die Sicherheit seines Jagdgewehrs, das ein Kunstwerk der Waffenschmiede, reich mit Silber eingelegt war. Er lobte sogar die Meute der Hunde, die ohne Aufhören läutete und an den Leinen riß.

Allein, zur Wildschweinjagd mußte von den Pferden abgestiegen werden. Auf herrlicher Waldwiese durften sie grasen und den Frühlingstag genießen, während die Jagd sich abspielte.

Der König nahm den Jagdspieß zur Hand. Ihm zur Seite trat der Oberjäger des Hofes, ein Hüne von Gestalt. Dann streiften des Königs Blicke über die Edelleute. Einen wollte er sich noch aussuchen zur persönlichen Begleitung, und dann sollte es hineingehen in Busch und Bruch, durch Ried und Moor den Suhlen der Schweine zu, die im tiefen Eichgrunde, von stillen Wassern durchronnen, dahinzogen. Schon blieb sein Auge auf Herrn von Arimac hängen. Da gewahrte er René, der bescheiden zurückgetreten war.

»Auf, junger Herr, begleiten Sie den König!« rief er ihm freudig zu und reichte ihm einen zweiten Speer, den ein Jäger bereithielt. »Der größte Eber muß unser sein, und beim dritten Halali geht's nach Fontainebleau zur Tafel. Hussa, ihr Rüden, auf die Jagd! Viel Glück, meine Herren! Genießen Sie den Tag!«

Vor Freude errötend, hatte René den Speer ergriffen. Dankend verneigte er sich. Aber Karl rief: »Keine Hofsitte hier im Wald, mein Freund. Jetzt sind wir alle Jäger und versuchen unser Heil.«

Fort waren die Hunde mit wildem Geheul, und ihnen nach stürmten die Jäger. Von den Zweigen rannen die Morgentropfen in ihr Gesicht; aber sie achteten es nicht. Durch das Knieholz brachen sie, daß die nistenden Vögel mit gellem Ruf aufflogen, die Häher schäckerten und die Elstern zankten. Die flüchtende Eichkatze brachte sich mit Windeseile in Sicherheit,

schraubte sich an der Lärche empor und warf sich von Tannenwipfel zu Tannenwipfel, bis sie den Nestbaum erreichte und sich hoch ins Wipfelgeäst der uralten Eiche versprang. Da und dort tauchte ein Schmalreh mit Angstlaut empor, das irrende Kitz lockend und dann in wilder Flucht durch die prasselnden Dünnzweige setzend. Oder ein prächtiger Hirsch maß mit gewaltigem Sprung die Weite, mit zurückgelegtem Geweih klug den Fang des Dickichts meidend. Aber sie alle ängstigten sich umsonst. Nur ein einziges Mal mußte der Jäger dem König die Flinte reichen, als ein schimmernder Fasan krächzend und scheltend aufstob. Der Schuß ging fehl. Als sein Donner in der schweigenden Waldferne verhallt war, meldeten die Hunde mit wildem Geheul den gestellten Keiler. Schmetternde Hörner riefen den König. Da blitzten seine Augen vor Freude. »Jetzt wird es ernst«, rief er und schwang den Speer wie ein toller Knabe. »Herr von Ambroise, mir nach in jenes Erlengebüsch! Wir haben ihn!« Als sie durch Schlucht und Höh am Orte anlangten, bot sich ihnen ein seltenes Schauspiel. Da stand ein gewaltiger Eber unter dem knorrigen Stamm einer Rieseneiche, zu kampfesfroher Verteidigung bereit. Schon wälzten sich ein paar Hunde heulend am Boden, vom blitzenden Hauer des Ungetüms geschlagen, und noch hatte keiner sich am Halse verbissen. Allen voran stürmte der junge König. Er wollte die Ehre allein haben, wollte den Keiler erlegen, mit einem einzigen gut geführten Stich. »Hallo, Bursche!« Der Eber, grollend vor Wut, wandte den Kopf. Rechts und links flog ein Hund zurück, vom Schaum des Zürnenden bedeckt. Noch ein paar Sätze, und der König mußte an ihm sein. Allein im Eifer des Gefechtes, der tückischen Baumwurzel nicht gewahrend, wurde des Königs Fuß gerade in dem Augenblick verfangen, als er den Speiß zum entscheidenden Stoße ansetzen wollte.

Ein dumpfer Fall über Moos und Gestein folgte. Im Bogen entglitt Karls Speer seiner Hand. Wehrlos lag er jetzt der rasenden Bestie gegenüber. Doch schon war René herangeeilt. Seine nervige Faust umspannte den Schaft des Speeres, und sicheren Blickes faßte er den Feind ins Auge. Jetzt stürmte das Tier mit dumpfem Wutlaut auf den gestürzten Jäger, um ihn zu durch-

bohren, da, ein Blitz, und mit wuchtigem Stoß fuhr ihm das Eisen in das Blatt. Einen Augenblick später konnte der König seinen Fuß auf den erlegten Gegner setzen. Bescheiden reichte ihm René die Waffe, die den Eber erlegt hatte, und trat zurück. Die Hunde bellten um den toten Feind mit grimmiger Rachsucht. Karl aber sah René mit einem Blick voll Dankbarkeit an. Er streckte ihm die Hand entgegen und sagte: »Der König dankt Ihnen, mein Herr! Und weil der König Ihnen dankt, wird auch Frankreich ihnen danken. Verschweigen Sie meine Niederlage und lassen Sie mir den Eber! Ich werde Ihnen eine Grafschaft dafür geben.« Diese Worte waren gerade gewechselt, als der Jäger des Königs nachgekeucht kam und sich entschuldigte, daß er im Dornengestrüpp einen Augenblick hängengeblieben.

Dann verkündigte sein Horn weithin den Sieg. Drüben am Birkenhang antwortete ein stolzes Echo. Aus der Ferne grüßte Fontainebleau mit weißen Fassaden durch frühlingsahnende Bäume. Der König, der sich den Fuß verstaucht hatte, stützte sich auf René, bis er den nachgebrachten Renner bestieg.

XIII

Von dem Tage an war René sein Liebling. Er mußte seine Werkstatt bewundern, seine Erzeugnisse prüfen, seine Flinte probieren. Er hatte ihn von Paris nach Fontainebleau zu begleiten und umgekehrt. Und wenn der König trüber Gedanken war, was oft genug vorkam, so hatte René ihn zu trösten. Der Louvre hatte ihn also festgenommen, um ihn nicht mehr fahrenzulassen. Nicht, daß er nicht die Freiheit gehabt hätte, zu gehen. Aber mit feinen Banden der königlichen Gunst ward die Seele des Jünglings immer fester umspinnen. Der Zauber des Hofes bannte ihn in den Kreis, in dem die Lebensfäden von Frankreich zusammenliefen. Und es war ein Zauber! Die Hofdamen, in ihren seidenen Gewändern einherrauschend, mit blitzenden Brillanten geschmückt, die ab- und zugehenden Edelleute mit ihrem Glanz, die von lustiger Musik umschmeichelten Feste und dazu die Gunst des Königs, alles

das wob und wob an dem Band, das den Jüngling an Paris fesselte. Daß die Mutter mit Madeleine der Stadt den Rücken gekehrt hatte, war ihm zugekommen. Mit Stolz erfüllte es seine Seele, daß Madeleine auch im Louvre gespielt, und daß der König sie ausgezeichnet. Warum war sie eigentlich so schnell entflohen? Hatte sie es nicht verstanden, daß das Glück ihr damals mit heiterem Lächeln nahte? Wie verkehrt, so rasch in die Fremde hinauszuflehen, eben diesem Glück den Rücken zu wenden! Hätte sie auch nur einen Tag gezögert, sie hätten sich unter den Toren des Königspalastes getroffen. Wo aber mochte sie jetzt schweifen?

Einige Male wollte sich René wirklich losreißen, um endlich die Geliebten suchen zu gehen. Des Gewissens Stimme mahnte ihn dazu mit allem Ernst. Aber der König verstand es, ihn zu bannen, und sandte an seiner Stelle reitende Boten aus, die nach den Entflohenen forschen sollten. So wurde das Netz gerade dann wieder zugezogen, wenn er nahe daran war, ihm zu entgehen. Daß es ein Netz sei, kam doch manchmal ahnend über ihn. Die glänzendsten Feste vermochten dann nicht eine geheime Furcht des Herzens zu bannen, die sich heranschlich durch alle Freude und Ehre. Dann hätte er aufschreien mögen in lautem Schmerz, dem Kummer des Herzens Luft zu machen. Aber diese Aufwallungen hatten nicht die rechte Kraft, um zu einer Änderung des Lebens zu führen. René hatte einen Ankergrund seines Gemütes verloren, der ihm allein Festigkeit und Kraft gegeben hätte, alle die feinen Bande zu zerreißen, die ihn an den Hof und an Paris fesselten. Er hatte seine Bibel im Schloß Arimac gelassen, und am Hofe fand er keinen Ersatz. So begannen auch ganz sachte die köstlichen Worte, die er einst gehört und gelesen, in der Tiefe der Vergessenheit zu versinken. Die leichten Worte, die ihn hier umschwirrten, bedeckten die Erinnerung an das Wort der Wahrheit. Der Geist des Louvre und der Geist von Fontainebleau stritten wider den Heiligen Geist. Und dieser irdische König, er hatte, ohne es zu beabsichtigen, den himmlischen König zurückgedrängt.

Einen Trost aber besaß er noch, wenn die Sehnsucht an jene alte liebe Zeit von Vassy ihn überfiel. Er durfte sich sagen, daß er nicht in die eigentlichen Sünden des Hoflebens gefallen war.

Spürte dies etwa auch der König, daß er den jungen Mann nicht fahrenlassen wollte? Wollte seine immer mehr versinkende Seele an ihm einen Halt suchen, um nicht ganz unterzugehen? Ja, unter den Hofleuten waren gar viele, die sich niederwarfen vor Karl und ihm Ergebenheit heuchelten. Aber nur einer war unter ihnen, der den König liebte, wirklich und aufrichtig in sein Herz geschlossen hatte, und dieser eine war René. Und wenn jene dem König ihre Schmeicheleien in die Ohren raunten und wie geschmeidige Schlangen es verstanden, sich durch die Gewebe des politischen Klatsches und der privaten Schlechtigkeit zu winden, René verachtete das. Er liebte ein offenes Wort, und der König begehrte es von ihm. So wurde aus des Königs Begleiter des Königs Freund.

Allein es war nicht leicht, dieses Jünglings Freund zu sein. Auch in Karl IX. Brust stritten zwei Seelen sich um die Herrschaft. Launisch und herrisch verwarf er heute jeden Rat und gab sich den niederen Trieben seiner ungezügelter Natur hin. Traurig und niedergeschlagen schlich er den nächsten Tag durch die reichen Gemäcker des Schlosses. Auch sein Geist weinte und seufzte unter der Sklaverei des Fleisches und suchte zuweilen, die Ketten zu sprengen, die ihn umwanden. Aber dazu fehlten dem königlichen Kinde die göttlichen Lebenskeime der Buße, die aus dem ewigen Gotteswort allein erwachsen. Und wie Karl einst mit Herrn von Arimac ein Gespräch geführt hatte, so zog er zuweilen auch René in die Schatten der schweigenden Büsche von Fontainebleau. Da offenbarte er ihm sein tiefstes Herz, sein Sehnen und Verlangen nach etwas Besserem. Einmal, als der Hof längst von fröhlicher Bootsfahrt zurückgekehrt war, saß der König noch mit René im Nachen und beredete sich mit ihm.

Die sanften Wellen schaukelten das Schiff zwischen blühenden Seerosen dahin, und vom Ufer her ließen sich Nachtigallen in wunderbaren Tönen hören. Karl saß in Träumen verloren auf der Ruderbank. Das Lied der Nachtigallen stimmte ihn weich, und die raunende Stille der Nacht erschloß seine Seele.

»René«, hob er endlich an, »wie glücklich scheint dieser Augenblick zu sein! Aber es gibt hienieden kein Glück.«

»Sire, das wäre sehr traurig. Ich denke, wir sollten doch im Glauben das Glück finden, das uns die Erde versagt.«

»Im Glauben? Ich gehe so fleißig zur Messe und gebe der Kirche, was ich kann. Ja, Frankreichs König liebt die Kirche. Aber mein Herz ist oft tiefer Unruhe voll. Und wo soll der wahre Glaube sein?«

René fand nicht sogleich eine Antwort auf diese Frage. So gern er selbst über den Glauben mit dem König sprach, empfand er doch auch das Schwache und Gebrochene seines Glaubenslebens.

»Die Hugenotten haben die Wahrheit, Sire« erwiderte er endlich ausdrucksvoll.

»Glauben Sie, Herr von Ambroise? Stürmen sie deshalb die Kirchen und versagen sie deshalb den Gehorsam?«

»Das sind Auswüchse, Sire. Aber die edlen Hugenotten verabscheuen diese wilden Ausbrüche der Leidenschaften.«

»Die edlen Hugenotten? Gibt es solche? – Doch ja, ich glaube es. Sie sind doch auch Hugenotte, René von Ambroise, oder sind Sie es nicht mehr?«

Abermals schwieg René. Nein, du bist es nicht mehr, sagte eine Stimme in seinem Innern. Doch du willst es sein, entgegnete ihr eine andere. Er senkte den Kopf.

»Sire, es ist nicht leicht, in Paris und in Fontainebleau ein Hugenotte zu sein. Vielleicht kann man von mir sagen, daß ich weder Hugenotte noch Katholik bin, obwohl mein Herz der hugenottischen Wahrheit gehört. Ich sehne mich von hier in die Versammlungen meiner Brüder.«

»Sie sehnen sich von hier? Und Sie wollen den König allein lassen? Allein in dieser Horde von Schmeichlern, die mich umgibt? René von Ambroise, heißen Sie das Freundschaft?« Der König richtete sein schmerzbewegtes Angesicht auf ihn.

»Sire, Sie sind in einem Kampf, wie ich ihn noch nie beobachtet habe.«

»Das bin ich, ja leider, das bin ich. Ich nähere mich Coligny, so flucht mir der Herzog von Guise. Ich zeige mich dem Guisen freundlich, so flucht mir die Königin. Ich wende mich von beiden, so flucht mir das Volk. Was soll ich unglücklichster aller Könige Frankreichs tun? René, ich hasse das Leben!«

René war ergriffen. Er sah, daß des Königs Leben schwankte wie dieses Schiff, und daß ihm der rechte Steuermann fehlte.

»Sire«, sagte er weich, »man darf das Leben nicht hassen, ehe es zu Ende ist. Warum das hassen, was uns Gott gegeben hat?«

Der unglückliche König aber brach plötzlich in ein lautes Schluchzen aus.

»Wo ist Gott in den wilden Festen von Fontainebleau?« stieß er krampfhaft hervor. »Man fesselt mich mit Gelagen, mit Frauen, mit Ehren und – man verachtet mich, verspottet mich, höhnt mich. Die Menschen sind so unbarmherzig wie die Türme des Louvre, die kalt und grau in die Luft ragen. Aber ich will mich nicht mehr lange so binden lassen. Sie werden sehen, wie Karl den Strick zerreißt und endlich doch sein Schicksal meistert. Doch eine Bitte habe ich an Sie, René. Und wenn Sie mir diese eine Bitte erfüllen, dann verspreche ich, daß ich mit Ihnen einer Hugenottenversammlung beiwohne« – der König dämpfte seine Stimme – »wer weiß, am Ende werde ich noch hugenottisch.« Es lag plötzlich wieder eine bittere Ironie in diesen Worten des Königs, daß ihn René staunend ansah.

»René von Ambroise, auf Château d'Arillac wartet ein alter Edelmann darauf, daß Sie zu ihm gehen und seine Tochter ihre Frau heißen. Warum wollen Sie das nicht tun?«

»Sire, niemand kann zwei Herren dienen! Ich liebe Madeleine, die Harfnerin, und nicht Claire von Arillac.«

»Madeleine? Jene hugenottische Harfnerin? Der Geschmack ist nicht übel. Aber ich glaube zu wissen, daß sie nicht mehr am Leben ist, René. Mir wurde gemeldet, daß in den letzten Unruhen ein solches Mädchen den Tod fand. Erschrecken Sie nicht darüber und ertragen Sie das Geschick mit jener Stärke, die Sie mir eben anpriesen! Wenn das Schicksal redet, haben Menschen zu schweigen.«

Der König nahm das Ruder und trieb das Boot langsam dem Ufer zu. René sprach kein Wort mehr. Aber als sie den Uferkies betraten, sagte der König: »Wenn ich hugenottisch würde, René, und ich wäre in meinem Herzen katholisch, so wäre das wertlos. Wenn Sie aber der Form nach katholisch werden und in Ihrem Herzen hugenottisch sind, so haben Sie ja das Wesen im Herzen, und nur der Schein spricht gegen Sie. Aber das ver-

spreche ich Ihnen: wenn ich hugenottisch werden sollte, so tue ich es weder Ihnen noch Coligny zuliebe. Sie aber, erwägen Sie, was Sie einem alten Vater zuliebe tun können, der noch eine letzte Freude erleben möchte, ehe er begraben wird! Herr von Arimac hat mir alles gesagt. Karl von Frankreich wartet darauf, was seine Untertanen tun, und er wird sie zu belohnen wissen. Doch sagen Sie es mir, sobald Sie bereit sind, mit mir eine Versammlung zu besuchen, daß ich die Hugenotten, die ich schon im stillen liebe, auch öffentlich kennenlernen kann.«

XIV

In tiefer Waldschlucht der Dauphiné wo steile Felsen die Wache hielten und die verborgenen Zugänge nur den Eingeweihten bekannt waren, huschten die Nebel durch das feuchte Dickicht des Weißdorns und der wilden Rose. Ein Waldkauz rief den gellen Schrei der Nacht aus dem Geklüfte, und die Winde rauschten mit leisem Seufzen durch die Kronen der Bäume, von denen sich rote und gelbe Blätter lösten.

Es war heimeliger am brennenden Kamin als hier in der öden Waldwildnis, aber das hielt die Hugenotten nicht zurück. Als im fernen Dorf eine Glocke die zehnte Stunde kündete, eilten sie von allen Seiten heran. Dunkle Gestalten wandten sich durch das Gezweig. Hohe, bärtige Männer stützten ihre bleichen Frauen und halfen ihnen, die steilen Felsenpfade herniederzusteigen. Droben auf der Höhe wurden Wachen ausgestellt, die des Feindes Ankunft melden sollten. Sie trugen Waffen, die zuweilen im bleichen Mondlicht hell auffunkelten. Drunten unter den Ästen und Kronen der flüsternden Eichen stand ein alter Knecht des Herrn. Ein Glanz milder Freude leuchtete aus seinen Augen, als seine Schäflein so von allen Seiten heranströmten, um das heilige Mahl des Herrn hier in der Wildnis zu feiern. Auf einfachem Holztischchen, das ein paar Männer aus dem Dickicht zogen, stand bereits ein silberner Kelch. Ein gewöhnliches Bauernbrot lag daneben. Der dritte Schmuck dieses einfachen Altares war die geliebte Bibel, auf

deren aufgeschlagenen Blättern das Licht des Mondes leuchtete. Endlich waren alle versammelt. Ihre Angesichter sahen voll heiliger Freude und tiefer Sehnsucht zu dem Hirten auf, der sie segnete und willkommen hieß. Dann stimmten sie mit gedämpfter Stimme ein Lied an. Von den steilen Felswänden klang es wider mit seltsamem Echo, als die sturmverschlagene Gemeinde den 23. Psalm anstimmte. Schwebende Stimmen der Jungfrauen leiteten den Psalm, mit tiefem Baß fielen die Männer ein, und der Nachtwind rauschte dazu die Orgelbegleitung in den ersterbenden Blättern. Das Gebet des Pfarrers war auf den Ton gestimmt: »Aus tiefer Not schrei ich zu dir!« Waren doch neue Verfolgungen allüberall ausgebrochen, und die Häscher waren hinter den Hugenotten her wie die Jagdhunde hinter der fliehenden Hirschkuh. So las auch der greise Hirte ein Wort, das von solcher Verfolgung zeugte. Wie eindrucksvoll klang es in aller Ohren und Herzen:

*Ich schreie zum Herrn mit meiner Stimme;
ich schütte meine Rede vor ihm aus und zeige an vor
ihm meine Not. Wenn mein Geist in Ängsten ist,
so nimmst du dich meiner an. Sie legen mir
Stricke auf die Wege, da ich gehe.
Schaue zur Rechten und siehe! Da will mich niemand kennen.
Ich kann nicht entfliehen,
niemand nimmt sich meiner Seele an.
Herr, ich schreie zu dir und sage:
Du bist meine Zuversicht, mein Teil im Lande der Lebendigen.
Merke auf meine Klage; denn ich werde sehr geplagt.
Errette mich von meinen Verfolgern; denn sie sind mir zu
mächtig.
Führe meine Seele aus dem Kerker, daß ich danke deinem
Namen! Die Gerechten werden sich zu mir sammeln,
wenn du mir wohltest.*

Nach Verlesung dieses Psalmes hob der Hirte an: »Meine Brüder und meine Schwestern! In tiefer Nacht sind wir zusammengekommen, um unsere dürstende Seele zu stillen an der Quelle des Lebens. Rings im geliebten Vaterland ballen sich die Wetter aufs neue zusammen, und der Sturm der Verfolgung hebt an. Man jagt uns wie ein Rebhuhn auf den Bergen

und wie eine Hindin in der Einsamkeit. Man verflucht uns, weil wir nichts begehren als des Herrn freie Gnade und das helle, gesegnete Licht der Wahrheit. Die Feinde rotten sich zusammen und trachten danach, unser Blut zu vergießen. Nun denn, lasset uns bereit sein! Lasset uns dieses irdische Leben nicht höher achten als das ewige und mit unverbrüchlicher Treue dem geliebten Heiland das Kreuz nachtragen! Wir sind die Kirche der Wildnis geworden und das Volk der Wüste. Aber vor uns zieht der geliebte Herr in der Wolken- und Feuersäule, und aus dieser Wolke segnet er uns. So lasset auch uns segnen, die uns fluchen, und lieben, die uns hassen! Betet für Frankreich und für Frankreichs König zuallermeist! Daß das Licht des Lebens ihm leuchte, sei unser heiliger Wunsch und unsere heiße Bitte. Und nun nahet herzu! Gebeugt sei Herz und Sinn in der verzehrenden Gegenwart des heiligen Gottes! Aber aus dieser Beugung heraus strecket aus die Hand des Glaubens nach den unvergänglichen, köstlichen Gütern des Lebens und nehmet hin den Kelch und das Brot! Ich breche es, wie Christi Leib gebrochen wurde am Kreuz. Ich gebe es euch, daß ihr seiner gedenket und es zur Erinnerung feiert an Christi bitteren Tod! Trinket aber auch aus dem Kelch, der uns gegeben ist! Unser Heiland hat gesprochen: Trinket alle daraus! So sei er keinem vorenthalten.«

Ein feierlicher Ernst lag in diesen schlichten Worten. Und wie nun die Frauen und Männer niederknieten auf feuchtem Moos und den Altar umringten, da brach des Mondes klares Licht durch die Wolken. Schimmernd leuchtete der Kelch auf, und alle ahnten in diesem Glanz etwas von der heiligen Nähe des Herrn.

Im Hintergrund, vom Halbdunkel überschattet, standen zwei Männer, die auch an dem Gottesdienst teilgenommen hatten. Nur zum Tisch des Herrn gingen sie nicht. Fühlten sich jene beiden etwa nicht würdig, den heiligen Trank, das gesegnete Brot zu genießen? Oder waren sie nur Gäste hier in der Gemeinde der Gläubigen? Niemand wußte es, da sie mit dem Losungswort vertraut hereingetreten waren. Schon neigte sich die schlichte und köstliche Feier ihrem Ende zu. Da trat aus dem Hintergrund eine Jungfrau vor den kleinen Altar. Dort

stellte jetzt eine starke Manneshand eine Harfe auf. Kniend lagen noch die Feiernden im Gebet versunken, als die Jungfrau in die Saiten griff und ein süßer, hier nie vernommener Ton das stille Waldtal durchhallte. Er schwang sich von Ohr zu Ohr, er hallte glockenrein wider von der nebelfeuchten Felswand, und der Nachtwind trug ihn hinauf zu dem Aeolslaut des Windes, der in den herbstlichen Zweigen raunte und rauschte. Herrlicher Liederklang erscholl dazu, erst leise und zart, dann lauter anschwellend und endlich sich erhebend in frommer Innigkeit. Die Harfnerin sang ein Lied voll Glaubenskraft und rühmte:

*Herr, deine wunderbare Güte,
sie reicht, so weit der Himmel ist,
und deiner Wahrheit Wunderblüte,
sie duftet hold zu jeder Frist.*

*In tiefer Nacht, am frühen Morgen
grüßt deine Gnade mich so treu,
nimmt mir vom Herzen alle Sorgen
und bildet inwendig mich neu.*

*Wenn Trübsal droht mit dunkler Wolke,
so glänzt dein heller Himmelsblick,
so gibst du doppelt deinem Volke,
zerreißest seiner Feinde Strick.*

*Gelobet sei vor allen Namen
dein Name, Jesus, immerdar!*

Wir alle singen jubelnd:

Amen, o segne deine kleine Schar!

O segne deine kleine Schar! Der eine der schweigenden Zuhörer im stillen Haine lauschte diesem süßen Gesang voller Ergriffenheit. Mit vorgebeugtem Haupt verfolgte er jede Bewegung der Sängerin, und sein Herz klopfte ungestüm und heftig.

»Es ist Madeleine«, flüsterte er dem andern voll froher Erregung zu. »Sire, endlich, endlich habe ich sie wiedergefunden, die ich so lange, so schmerzlich schon suche. Lassen Sie mich ihren Namen rufen!«

»Nimmermehr, René«, erwiderte der andere mit hohem Ernst. Und indem er dies sagte, zog er René am Arm noch tiefer ins Gebüsch zurück. »Sollten mich diese alle hier erkennen,

und soll es in Frankreich ruchbar werden, daß Karl verstoßen eine Hugenottenversammlung besuchte?»

»Aber Sire, ich kann mich nicht länger zurückhalten! Bedenken Sie, daß meine Seele darauf brennt, endlich meine Mutter und meine Braut zu grüßen! O welch ein wunderbares, seltsames Zusammentreffen! Sehen Sie, jetzt tritt sie schon in die Schatten zurück.« Renés Augen waren bittend, ja flehenden Ausdruckes voll auf seinen König gerichtet. Aber dieser legte erneut den Finger auf den Mund. »Beim Stuhle Petri«, sagte er beinahe drohend, »ich gebiete Schweigen, René! Zuvor will ich mich entfernen, und niemand soll etwas ahnen davon, daß der König diesem Gottesdienst gelauscht. Er hat mich ja im Innersten ergriffen. Aber, René von Ambroise, bedenken Sie, daß des Königs Ehre gerettet werden muß!«

»Des Königs Ehre, des Königs Ehre!« flüsternten die Lippen Renés tonlos. »Aber dagegen steht mein Glück. Sire, ich weiß nicht, ob Madeleine in einer Viertelstunde noch hier ist. Sehen Sie, die Harfe wird davongetragen!«

Er wollte noch einmal darum bitten, rufen zu dürfen, da ertönte plötzlich von der Höhe der Felsen ein schriller Pfiff. Ihm antwortete ein zweiter, ein dritter. Die Knienden stoben empor. Angstschreie der Frauen ertönten, die Männer griffen zu den Waffen. Der Hirte aber hob segnend die Hände. Dann rief er gedämpften Tones: »In die Höhlen der Berge! Auf und nicht gesäumt! Die Feinde nahen!«

Die Feinde nahen! Wie eine Herde aufgescheuchter Rehe verschwanden die Gejagten im dichten Busch. Die schwarzen Wogen des Waldes und der Nacht schlugen über ihnen zusammen. Nur brechende Äste waren da und dort noch zu hören. Und ihnen nach eilten die zwei Gäste von Paris, um unerkant sich zu bergen in irgendeiner Höhle vor den Häschern der Kirche und den Gewaltigen des Königs.

Madeleine, fast zum Greifen nahe, war wieder entschwunden. Der klagende Herbstwind sagte es dem trauernden Jüngling nicht, wohin sie geflohen, und die schweigenden Felsen sahen kalt und düster auf ihn herab, als er sich mit dem König unter ihren Vorsprüngen barg. Ein naher Bergbach rauschte schwermütig das Lied der Einsamkeit.

Laut wollte René klagen und seinem Unmut Luft machen. Der König aber sprach: »Still, mein Freund! Es ist das erste-, es ist ebenso das letztmal, daß ich hugenottischen Waldgottesdienst gelauscht. Aber das verspreche ich dir, es soll in meinem Reiche Freiheit werden, und diese Verfolgungen müssen aufhören.«

ÆV

Noch hatte Karl der Neunte das sechzehnte Lebensjahr nicht erreicht. Des Jünglings Charakter aber eilte seinen Jahren nicht voraus. Unentschieden und schwankend in seinen Unternehmungen, neigte er sich bald der hugenottischen, dann wieder der katholischen Partei zu. Der Kampf, der in Frankreich um seine Person tobte, wurde zudem vor allem von der Königin-Mutter Katharina ausgefochten. Sie regierte und sie führte Karl in geschickter Politik. Die Rüstung des klugen, welterfahrenen Weibes und die Zerfahrenheit der französischen Staatszustände kamen ihr dabei wohl zustatten. Außerordentlich geschickt verstand sie es immer wieder, die gefährdete Lage des Hofes zu retten, Gegensätze zu überbrücken und kühne Verbindungen zu schlagen. Um sich dem allzu mächtigen Einfluß der Guisen zu entziehen, waren ihr Prinz Ludwig von Bourbon-Condé und Admiral Coligny willkommene Größen. Um sich aber andererseits auch von dem entscheidenden Einfluß der Hugenottenpartei freizuhalten brach sie in wichtigen Augenblicken stets die Lanze für die Kirche, der sie treu ergeben war und blieb, und deren Rettung ihr angelegentlichst am Herzen lag. So trieb Katharina sowohl eine französische als auch eine römische Politik.

Es war an einem schönen Junitage des Jahres 1565, als der Hof in zahlreicher Begleitung sich in Bayonne einfand. In den Gärten von Bayonne blühten die Rosen in herrlicher Fülle, und der reiche Glanz des Frühsommers lag über allen Fluren. Mit besonderem Stolz blickte der junge König an diesem Tage auf

seine Untertanen. War er doch kurz zuvor für mündig erklärt worden, und sollte doch heute ein welthistorischer Tag sein.

Laut jubelte das Volk, als am gleichen Tage der allgewaltige, finstere Herzog Alba von Spanien in Begleitung der Königin von Spanien erschien, gefolgt von einem glänzenden Stab von spanischen Edelleuten, Heerführern und Soldaten. Ihm streuten französische Töchter Blumen auf den Weg, und die Männer sahen zu ihm auf als zu dem von Gott gesandten Retter der Kirche. Es sollten wichtige Staatsgeheimnisse in Bayonne erwogen werden, und man raunte sich zu, daß ein Bündnis zwischen Spanien und Frankreich zur Ausrottung der Ketzerei geschlossen werde.

Im altertümlichen Schloß war alles auf das köstlichste geschmückt worden. Wunderbare Rosengirlanden zogen sich über das Portal und zierten Gänge und Tische. In reicher Pracht glänzte das Tafelsilber, und die Folge der Speisen beim Mahle schien unendlich zu sein. Während die beiden Königinnen sich ihre Sorgen und Wünsche vortrugen, begannen andererseits sehr bald die Verhandlungen zwischen Alba und den Führern der katholischen Partei Frankreichs. In lebhaften und lauten Worten verlangte Alba die völlige Unterdrückung der Ketzerei in Frankreich, und die drohende Miene des schwarzen Herzogs ließ den jungen König nicht im Zweifel darüber, daß Alba weitgehende Vollmachten sowohl von Philipp, dem König von Spanien, als auch von Rom besaß. Allein Katharina brach die Unterhaltung mit ihrer Tochter Elisabeth ab und wandte sich Alba zu mit der Frage: Soll denn unser Land abermals in Bürgerkrieg gestürzt werden? Wir können und wollen nicht gegen Condé und Coligny mit dem Schwert in der Hand vorgehen. Der Friede von Amboise bindet uns.«

»Der Friede von Amboise?« rief Alba mit schneidendem Hohn. »Er ist nichts weiter als eine erbärmliche Schwäche diesen Abtrünnigen gegenüber. Nein, Majestät, dieser Friede bindet niemand und zudem, wie sollte das Geschlecht dieser hündischen Ketzerei die Berechtigung finden, einen Frieden zu verlangen? Sie sind es, die den Frieden gebrochen haben, und die Frankreich sowie Spanien bedrohen, die Niederlande aufwiegeln und Deutschland in Unruhe versetzen. Fluch ihnen!«

Katharina sah ein wildes Feuer aus seinen düsteren Augen leuchten, und ein geheimes Bangen vor diesem Manne erfaßte sie. Denn auf diesen steinernen Zügen stand kalte Mitleidslosigkeit wie mit Eisengriffeln geschrieben, und ein Zug spöttischer Ironie verstärkte diese Härte beträchtlich. Aber sie wollte sich die Politik nicht von Spanien diktieren lassen. Darum warf sie noch einmal ein: »Wir vom französischen Hofe halten auf Ehre und Ehrenwort. Herr Herzog, wir müssen Ruhe im Lande, am Hofe und im Herzen haben, und unsere Hugenotten kann man nicht so leicht in die Inquisitionskammern schleppen wie jene von Spanien oder diejenigen der Niederlande. Französische Edelleute lieben es, mit dem Schwert in der Hand zu sterben.« Alba lächelte finster. Seine harte Hand zerpfückte und zerdrückte eine kostbare Rose, die er einem Strauß entnommen hatte. Dann richtete er den durchbohrenden Blick auf Katharina und sagte kalt: »So wird auch nichts aus der Heirat Heinrichs von Orleans mit Johanna von Spanien. Wir dringen auf gründliche Ausrottung der Ketzler!«

»Wir?« rief Katharina aufgeregt aus, »wer sind diese wir? Redet man also mit dem Hause von Frankreich?«

»Wer wir sind, Madame? Nun, der König, der Papst und ich!« Er lachte laut und überlegen. »Und weiter: Ihr Volk, ihre Besten und hier der hochwürdige Gast an meiner Seite, der Herr Kardinal von Lothringen, Herzog zu Guise.«

Katharina biß sich auf die Zähne und warf den stolzen Kopf in den Nacken. Ihre dunklen Augen maßen sich mit denen des schwarzen Herzogs. Ihr leidenschaftliches Blut wallte, als sie nun laut rief: »Mein Herr Herzog, ich denke, man wird sich in Spanien besinnen, daß Spaniens Königin meine Tochter ist, und daß Karl mündig erklärt wurde. Aber« – und mit diesen Worten mäßigte sie sich plötzlich wie eine gewandte Schauspielerin – »Katharina weiß selbst, was sie der Kirche schuldig ist, und was Frankreich von ihr erwartet. Die Politik, Herr Herzog, ist dann ein schmutziges Geschäft, wenn sie sich den Mantel der Freiheit umhängt und mit Gewalt regiert. Und eine solche Politik verabscheut Frankreichs König, verabscheue ich.«

Auch Elisabeth fiel nun in die Unterredung ein. Sie vergaß sogar die der Mutter schuldige Ehrerbietung und verlangte lei-

denschaftlich, daß Albas Pläne angehört und befolgt werden sollten. Mit großem Stolz fügte sie hinzu: »Alba ist jetzt der mächtigste Mann in Europa, und er hat den besonderen Segen des Heiligen Vaters in Rom.«

Ihr erwiderte die Mutter sehr heftig. Aber da sich Elisabeth auf Roms ausdrückliche Wünsche ebensowohl wie der schwarze Herzog bezog, und da der Zweck der ganzen Zusammenkunft, das Zustandekommen der Heirat zwischen Frankreich und Spanien, in Frage gestellt war, besann sich Katharina darauf, daß die Stärke ihrer Politik im Einlenken, ihre Würde in der Ruhe und ihr Erfolg in der Geduld zu suchen sei, und endlich gab sie sogar zu, daß sie nach einer Reise durch ihr ganzes Land allüberall die Religionszwiste aufzuheben gesonnen sei. Eine etwas zweideutige Zusage, die der spanische Gesandte denn auch als unzulänglich nach Madrid vermeldete.

Mit großem Mißbehagen hatte auch Karl dem ganzen Streit zugehört. Um diesem zu entgehen, tat er dem gebratenen Pfau um so mehr Ehre an. Er fürchtete sowohl seine Mitregentin als auch Alba und am allermeisten den Herzog von Guise, der ihn mit ernstem Auge in Schach hielt.

Nicht zum erstenmal kam es ihm zum Bewußtsein, daß er nicht der Regierende, sondern der Regierte sei. Hier aber in Bayonne fühlte er sich so recht als elende Stroh puppe, machtlos und wortlos dazu verurteilt, allen Parteien alles und nichts zu sein. Als er den Herzog Alba fragte, wie es in den Niederlanden stehe, antwortete dieser verächtlich: »Die Mäuse pfeifen in ihren Löchern und machen sich mausig, Sire. Aber wir werden sie in guten Fallen fangen und gründlich ersäufen. Der König von Spanien hat dem Grafen Egmont die rechte Antwort gegeben, wenn er sagte: Ich will lieber hunderttausend Leben verlieren, als daß ich dulde, daß die Religion im geringsten verändert werde. Haben wir nicht einen prächtigen König in Spanien, Sire? So wahr ich aber der Herzog Alba bin, so wahr werden wir in Antwerpen wie in Brüssel sauberen Tisch machen und diesen Grafen samt dem Nassauer zwingen, Farbe zu bekennen.«

»Sie werden mit Gewalt vorgehen, Herr Herzog?«

»Sire, ohne Gewalt macht sich der Teufel zu Gott. Wir tun, was uns die Kirche befiehlt, und nichts anderes. Übrigens, wenden jene nicht Gewalt an, welche die Kirche verderben?«

»Gewalt gegen Gewalt, das ist doch keine Religion mehr«, sagte Karl lachend.

»Aber Wahrheit, Sire!« betonte Alba mit eiserner Schärfe. »Wer durch den Bischofsstab sich nicht bekehren lassen will, den muß das Schwert bekehren. So will es St. Michel haben, der der Kirche Feldherr ist. Übrigens haben wir in Spanien die Ketzer vielfach nach unserer Flöte tanzen gelehrt. Sie bekennen, wenn man ihnen die Daumenschrauben anlegt, und sie lernen auf dem rechten Wege gehen, wenn man sie in spanischen Stiefeln marschieren läßt. Wir in Spanien retten die Kirche, ehe sie untergeht, und wir scheren uns nicht darum, mit welchen Mitteln wir sie retten. Mag diese ganze Ketzerbande sich zu Tode winseln, wenn sie nicht mehr zu Kreuze kriechen will, Sire! Unsere Folterkammern sind tief, und unsere Staatsgewalt befolgt mit Lust die Befehle des heiligen Officiums. Und solange dies nicht in Frankreich geschieht, solange Katharina und Karl den Ketzern die Kußhand entbieten, die wir auf das Streckbett zwingen, so lange gibt es keinen völligen Sieg.«

Den jungen König schauderte es bei diesen Worten. Er empfand ein Grausen vor diesem Herzog und seinem Regiment. Alba schien etwas Derartiges zu merken. Er hob das Glas, stieß mit Karl an und sagte: »Auf des Königs Wohl und auf Frankreichs Glück!«

Abermals zitterte Karls Hand, als er mit dem schwarzen Herzog anstieß. Sein funkelnder Stechblick kam ihm wie der Blick eines bösen Zauberers vor, der sich darum bemühte, auch ihn auf dieselbe Bahn des Schreckens zu drängen, auf der er selbst wandelte. Er sah auf einmal jene Hugenottenschar vor sich, die er mit René belauscht in tiefer Waldschlucht der Dauphiné. Wenn er daran dachte, daß zarte Jungfrauen und Frauen in den unterirdischen Verließern Spaniens zu Tausenden schmachteten und ihre tiefen Seufzer zu den unerbittlichen Gewölben emporsandten, und wenn er dabei an ihr ganzes Verbrechen, den Glauben an Gott auf ihre Art, dachte, so hätte er dem Her-

zog zurufen mögen: »Weiche von mir! Du bist mir ein Versucher, ein Satan voll Arglist und Bosheit!« Dachte er aber daran, daß Alba es in der Hand hatte, mit seinen Truppen auch in Frankreich einzubrechen und die französischen Katholiken aufzurufen, so sah er seinen Thron wanken und den Hof zusammenbrechen. So stieß er denn mit Alba an und trank ihm zu. Doch war es ihm, als trinke der finstere Spanier statt des Weines aus einem Glase Blut der protestantischen Märtyrer.

Sie paßten schlecht zusammen, die Rosen von Bayonne und die Folterwerkzeuge Albas. Sie lagen schauerlich weit auseinander, die Segenssprüche der Bischöfe und die Bluturteile des heiligen Officiums. Und Karl sah hinter der schwarzen Rüstung des Spaniers eine noch schwärzere Gestalt stehen und drohend die Hand auch nach ihm ausstrecken. Der Herzog aber war das Werkzeug jener finsternen Gestalt, welche ihm mitten aus der heiteren Königstafel zurief: »Wehe dir, Frankreichs König, wenn du hugenottisch werden solltest! Wir haben die Macht, dich zu zwingen.«

XVI

Wiederum verging ein Jahr, ohne daß Katharina de Medici einen Schlag gegen die Hugenotten gewagt hätte. Des spanischen Gesandten Befürchtung, daß ihr Versprechen, zu Bayonne gegeben, nur eine Scheinzusage der klugen Italienerin gewesen sei, war eingetroffen. Katharina wollte es nicht so schnell mit all den Edelleuten und Großen verderben, die jetzt schon in Frankreich Calviner geworden waren. Noch weniger schritt Karl zu irgendeiner Tat. Ihm schien Leben und Krone zum Spiel und zu frohem Genuß gegeben zu sein. Die Politik erschien ihm auch jetzt noch als eine Sache der Zukunft oder als ein besonderes Lieblingsvergnügen der Königin-Mutter.

Aber er konnte sich nicht ganz den Empfinden der Parteien entziehen, konnte insbesondere nicht dem Manne ausweichen, der unablässig daran arbeitete, den Hof endlich dahin zu bringen, wohin Rom ihn haben wollte.

Eben war der Kardinal von Lothringen, der Herzog von Guise, wieder bei ihm gewesen. Die Unterhaltung war nicht sehr friedlich verlaufen; denn der Kardinal hatte ihm vorgeworfen, daß er durch seine unentschiedene Haltung mitschuldig sei an der Ermordung seines Bruders von Orleans, und daß Frankreich eine starke Hand der Regierung brauche oder untergehen müsse.

Eine starke Hand! Zeigte nicht Katharina diese starke Hand? Und regierte nicht das Geschlecht der Guisen mehr als er, der König selbst?

Ja, er glaubte schon bemerkt zu haben, wie jener mit ihm ein Spiel trieb und ihn gerade so weit in die Karten sehen ließ, als es seiner Politik angenehm war. Was er nur für ein letztes Ziel verfolgte mit seinen ununterbrochenen Wühlereien am Hofe? War es wirklich reiner Eifer für die Kirche? Lautere Verehrung des Heiligen Stuhls in Rom? Lag ihm Frankreichs Wohl so sehr am Herzen, daß er ruhelos bald nach Paris, bald nach Madrid, bald nach Rom schrieb? Oder trachtete er wohl gar nach ganz anderen Dingen? Etwa danach, den Louvre überhaupt nicht mehr zu verlassen und selbst König von Frankreich zu werden, sobald ihm die Zeit dazu günstig erscheinen würde? Wer konnte das wissen? Dieser Herzog, der zugleich ein Herzog der Kirche war, übertraf ihn, den König, jedenfalls an Macht und ganz gewiß an List und Ränken weit. Karl fühlte sich gemaßregelt von seinen Reden und zog sich bald grollend zurück.

Auch die Hugenotten hatten nach Bayonne geblickt. Durch die seidenen Tapeten der Schloßgemächer war es in ihre Ohren gedrungen, daß Katharina unterlegen und daß Alba als Sieger nach Spanien zurückgekehrt sei. Das unheimliche Schreckgespenst des blutigen Herzogs stand nun an Frankreichs Himmel. Darum rüsteten die Protestanten in aller Eile, um nicht vom Hofe und von der Guisenpartei überrumpelt zu werden. Der Blitz, der durch die Gefangennahme Egmonts und Hoorns in den Niederlanden nach Frankreich herüberzuckte, ließ den zweiten Religionskrieg bald zur Wirklichkeit werden. Wohlgerüstet erschienen die Hugenotten plötzlich zu Meux, um dem Schlage der Gegenpartei zuvorzukommen. Abermals begann ein wildes Ringen um die Freiheit des Glaubens. Und

abermals wurden die Hugenotten zu St. Denis geschlagen. Die heldenhafte Tapferkeit und der ritterliche Führer Coligny, ausgezeichnet durch Kühnheit und Frömmigkeit, vermochten diese Niederlage nicht aufzuhalten. Es war, als riefte Gott, der Herr, ihnen auch diesmal durch die Niederlage mahnend zu: »Stecke dein Schwert in die Scheide! Wer das Schwert nimmt, der wird durch das Schwert umkommen. Mein Reich ist nicht von dieser Welt, und meine Sache siegt im Unterliegen ohne der Waffen Gewalt. Reich Gottes und irdische Königsgewalt haben nichts miteinander zu tun. Die Gemeinde Jesu hat das Lämmlein im Schilde, das sich nicht wehrt wie der Löwe.« –

Kehren wir zu René und seinem Erleben zurück! Von jenem Ritt durchs Land, der mit dem heimlichen Besuch einer Hugenottenversammlung endete, und nach der Versprengung des Gemeindleins durch die Verfolger blieb Madeleine für ihn wieder verschwunden. Seine Streifzüge, sie aufzufinden, blieben erfolglos; denn die Furcht vor verkleideten Häschern verschloß manchen Mund, der vielleicht Auskunft gewußt hätte.

In tiefer Niedergeschlagenheit kehrte René mit dem jugendlichen König nach Paris zurück. Ein heißes Weh zitterte durch seine Seele bei dem Gedanken, daß ihn nur wenige Schritte von der getrennt hatten, die er so sehnsuchtsvoll suchte. Aber es blieb nicht bei diesem Weh. Der Zweifel an die allweise und unfehlbare Führung Gottes kam auch in sein Herz geschlichen und nagte und bohrte dort mit dem scharfen Schlangenzahn. Sein Bitten um das Wiedersehen war zwar erhört, aber sein Sehnen und das Finden der Geliebten nicht erfüllt worden. Gott schien sich in Wolken und Dunkel verhüllt zu haben. Sein Schweigen aber war der Ungeduld des stürmischen Jünglings unerträglich. Einst hatte er von seinem eigenen Glauben an die hugenottische Lehre viel gehalten. Nun aber wurde offenbar, daß auch in seinem Herzen noch Unglauben und innere Auflehnung gegen Gott schlummerten. Wenn nun dieser Gott seinen Weg durchkreuzte und ihn gegen seinen Wunsch führte, erhob sich die bittere Frage des Kleinglaubens: Warum mir das? Was nützt mir mein hugenottischer Glaube? Ist nicht alles am Ende ein vergebliches Spiel, unsägliche Mühe und Not in sich bergend und nicht haltend, was es versprochen?

Der Zweifel ist ein böser Gast. Erst durch die Hauspforte eingedrungen, macht er sich bald breit und bequem in der Herzenskammer. Und sitzt er dort einmal, so bläst sein eisiger Hauch die goldenen Kerzen des Glaubens aus, so knickt er all die holden Blumen der warmen Gottesliebe und Begeisterung, zerstört und verheert das innere Heiligtum und fesselt die Seele mit eisernen Banden.

Wie ein Gefesselter ging auch René in der folgenden Zeit einher. Er trachtete danach, des Königs Hof zu verlassen und in irgendeinem stillen Winkel des Reiches unterzutauchen. Vielleicht war es doch am besten, zurückzukehren nach Vassy und nach dem Vater zu sehen? Oder sollte er über Schloß Arimac heimkehren und des Grafen Vermittlung sich erbitten? Verlockend trat das stille Normandieschloß vor seine Seele. Auch in den Gärten von Fontainebleau und aus dem Louvre in Paris hörte seine Seele zuweilen das Rauschen des erhabenen Meeres und seine tief beruhigende, ewige Melodie. So saß René auch heute an einem Fenster des königlichen Schlosses allein in seinem Gemach und träumte hinaus in die Ferne. Hier hatte ihm der junge König ein prächtiges Gemach zur Wohnung gegeben. Reichtum und goldener Glanz umgaben ihn auf allen Seiten. Da lag ein kostbarer Hund auf weichem Teppich vor dem Kamin und blickte schweifwedelnd zu ihm auf. An den Wänden hingen Bilder italienischer Meister, und in den Ecken standen reizende Marmorfiguren. Ein Bücherschrank voll wertvoller Werke mit seltenen Stichen war ihm zur Verfügung gestellt worden. Ein kleiner Mohr hatte ihn zu bedienen, und er tat es flink und willig. Die Königin-Mutter hatte ihn auch ausgezeichnet. Um seinen Hals hatte sie selbst eine feine Goldkette gehängt, um ihm zu beweisen, wie sehr sie damit einig sei, daß Karl ihn liebe und achte.

Der Mohr hatte die Kerze auf dem prächtigen Silberleuchter entzündet und duftende Früchte auf den Tisch gestellt. René aber hatte es nicht wahrgenommen. Der goldene Schimmer der parfümierten Kerze war ihm unangenehm, und so löschte er sie wieder aus. Er stützte den Kopf in die Hand und sann in die Abenddämmerung hinaus. In solchen Stunden wachte das Heimweh seiner Seele stärker auf als sonst. Und heute war

ihm, als müßte das Herz in seiner Brust zerspringen vor Jammer und Weh. »Was bin ich hier im Louvre?« flüsterten seine Lippen. »Ein gefangener Vogel bin ich, wenn auch hinter goldenen Gitterstäben. Und was soll mir dieses Leben am Hofe? Hat es irgendeinen Zweck, einen Sinn? O ich verstehe des Königs Langeweile! Nur zu leben, um zu genießen, es ist entsetzlich und tötet die Seele.« Und dann, wie dunkel lag überhaupt die Zukunft vor ihm! Wie ferne war der Gott von ihm gerückt, für dessen Sache er einst jubelnd zu Feld gezogen war! Jetzt standen die Heere wieder im Felde und maßen ihre Kräfte. Coligny musterte seine Truppen und feuerte sie gewiß an durch seinen zündenden Zuspruch. Sollte er nicht eigentlich zu seinen Truppen zählen, ganz wie damals? Hatte nicht Christus gesagt: »Wer nicht für mich ist, der ist wider mich?« Ja, aber – für was wollte er kämpfen? Damals hatte er noch gekämpft für die Geliebten, die heute verschollen und vielleicht schon begraben waren. »Aber gleichviel«, rief er nun laut hinaus, »ich kann nicht mehr länger hier bleiben. Fort, nur fort aus dem goldenen Zwinger in die Freiheit! Fort an das Meer und fort aus diesem inneren Kampf!«

Eine Träne drang in sein Auge, und mit einem Ruck erhob er sich vom Stuhl. In seine Gedanken versunken, hatte René nicht bemerkt, daß sich die Tür geöffnet hatte. Jetzt schlug auf einmal der Klang einer Stimme an sein Ohr, und der König stand hinter ihm und fragte ihn: »Wohin soll es denn gehen, René von Ambroise?«

»Sire«, antwortete er halb betroffen, »das ist mir am Ende gleich. Aber ich muß gehen. Die Truppen stehen im Felde!«

»Die Truppen? Welche Truppen? Die Hugenotten sind geschlagen bei St. Denis!«

»Das ist nicht möglich«, fuhr René auf. Bestürzung überkam ihn bei dieser Nachricht.

»Es ist so. Aber auch die Guisen haben sehr schwere Verluste erlitten. Und nun höre ich heute, daß zehntausend Mann des deutschen Pfalzgrafen Johann Casimir unterwegs seien, um in Frankreich einzubrechen. In solchen Wirren wollen Sie mich verlassen, René? Das wäre keine Treue.« Aber René biß sich auf die Lippen. Trotzig gab er zurück: »Sire, zur Unter-

tanentreue muß auch die Königstreue kommen. Ich kann es nicht verwinden, daß Sie mir verboten, meinen Geliebten mich zu erkennen zu geben. Nun ist es meine Pflicht, daß ich sie endlich gründlich suche oder irgendeinen Tod finde, der eines französischen Edelmannes würdig ist.«

»Gemach, gemach«, erwiderte Karl und nahm eine ernste Miene an. »Was jenes Mädchen mit der Harfe betrifft, so erhielt ich heute eine Botschaft eines mir bekannten, sehr zuverlässigen Hauptmanns, der sie kannte, und der ganz bestimmt behauptet – nun fassen Sie sich, Herr von Ambroise, seien Sie stark -, daß Madeleine nicht mehr auf dieser traurigen Erde wandelt, sondern gestorben ist und, soviel er sicher zu berichten glaubte, auch die alte Frau, die mit ihr geflohen war – Ihre zu verehrende Mutter.«

»Sire!«

»Sie zweifeln an meinen Worten?«

»Sie erscheinen mir zu schrecklich!« René war bleich geworden und suchte die Lehne des Polstersessels.

»Der König redet stets die Wahrheit. Ich muß Ihnen aber auch den Beweis vorlegen, der meinen Worten den nötigen Nachdruck geben wird. Hier, sehen sie diese goldene Brosche mit den drei bourbonischen Lilien?«

Der König streckte René ein Schmuckstück entgegen, das ihn aus der Dämmerung mit goldenem Glanz anfunkelte.

»Drei bourbonische Lilien? Was sollen sie?«

»Was sie sollen? Mein teurer Freund, es sind die Lilien, die ich Ihrer Lilie ansteckte, als sie vor mir gesungen hatte. Diese Brosche hat Hauptmann Quinet von einer alten Hugenottin erhalten, der sie die Harfnerin aus Dankbarkeit für die letzten Liebesdienste schenkte. Sie ist dunkel, die Geschichte, aber die Brosche läßt keinen Zweifel. Suchen Sie Trost in Ihrer Religion, René!« Der König streckte ihm in scheinbarer Rührung die Hand entgegen und hielt die seine fest, während René die andere vor das Gesicht schlug und tief aufseufzte. Dann ließ er sich schwer auf den Stuhl zurücksinken.

»Die Hugenotten bei St. Denis abermals geschlagen! Madeleine tot! Also alles verloren!« rief er nun wehklagend aus.

»Nein, nicht alles! Die Gunst des Königs ist geblieben!« René schwieg. Der edle Hund aber stand auf, kam herzu und legte sein Haupt auf seine Knie. Er blickte zu seinem Herrn empor mit klugen, sprechenden Augen, als wollte er verkünden: »Ich bin auch noch da und liebe dich, mein Herr!«

»René von Ambroise!« sagte der König nach einer Pause ernst und doch weich, »verzagen Sie nicht! Coligny ist ein ganzer Held. Er wird wieder aufstehen und die Guisen doch noch zwingen. Übrigens, wir zwingen den Herzog, Frieden zu schließen; denn ich habe genug, o so genug!«

Draußen zog die neue Wache der Schweizer mit dröhnenden Schritten auf, und scharfe Kommandoworte drangen aus dem Hof empor. »Jetzt schirmen mich noch diese Getreuen«, fuhr der König fort, »und sie sind treu. Aber wer weiß, was bald geschieht! Mir ist oft, als ob der ganze Louvre auf einem Krater stünde, als ob er eines Tages zusammenstürzte und mich begrübe. René, im Süden droht mir Alba. Im Osten droht mir der Herzog von Guise. Im Westen Englands Königin und im Norden der Nassauer. Im eigenen Schlosse ist die Königin Katharina meine Feindin. Und dann höre ich heute noch eine Botschaft. Graf von Arimac ist auf einer Reise schwer erkrankt. Man vermochte ihn zwar noch auf sein Schloß zu bringen, aber er liegt dort dem Tode nahe. Und in all diesen Erschütterungen des Reiches und der Krone wollen Sie gehen, wollen Ihren König verlassen? Sie wollen mich lassen, unbekümmert, ob Karl einen Freund hat oder nicht?«

»Ich kann nicht mehr bleiben, Sire«, erwiderte René leidenschaftlich. »Mein inneres Leben, mein Glaube, meine Seele, alles leidet Schaden an diesem Hofe. Wie groß sind die täglichen Versuchungen, denen ich ausgesetzt bin, und wie sehr droht mein hugenottischer Glaube vollends in Stücke zu zerbrechen!«

»Vollends? Hat er denn schon einen Riß erhalten?« fragte lauernd der König.

»Ich kämpfe um das Heiligste meiner Jugend.« Es kam keuchend über Renés Lippen. Da trat Karl noch näher.

»Mein Freund«, sagte er schmeichelnd. »Sie kämpfen nutzlos. Auch ich kämpfte. Aber ich sah ein, daß es doch besser ist

beim Alten zu bleiben, und nun ist es in mir ruhiger. René von Ambroise, machen Sie es ebenso! Lassen Sie den Kampf fahren und eilen Sie mit mir auf Schloß Arimac! Dort stirbt ein edler Katholik, und wir können ihm vielleicht eine letzte, die letzte Freude machen, daß Sie Ihre Hand in die seine legen und ich will nicht sagen: abschwören, aber ich will sagen: versprechen, seiner Tochter ein treuer Freund zu sein. Die Harfnerin ist tot. Das ist auch ein Wink ...«

René hob das Angesicht. Die Umrisse des Königs standen dunkel vor ihm. Ein leises Grauen beschlich ihn, und es war ihm, als flüsterte ihm eine Stimme zu: »René von Ambroise, paß auf!« Aber der König ließ ihm keine Zeit zu weiteren Überlegungen. Er trat auf ihn zu und umarmte ihn. Noch nie hatte er das getan.

»Kommen Sie, mein Freund«, sagte er freundlich, »wir verlassen Paris auf einige Zeit. In einer halben Stunde schon können wir im Sattel sitzen. Mich verlangt nach einem frischen Ritt. Wir gehen bei Nacht und Nebel und lassen Katharina sorgen.«

Schweigend drückte René des Königs Hand. Es war seine Zustimmung ohne Worte. Leise vor sich hin pfeifend, eilte der König in seine Gemächer, um sich zu rüsten. Er war froh, gesiegt zu haben, war froh, daß die Schlacht von St. Denis entschieden hatte, und war schließlich froh, den jetzt beginnenden Verhandlungen wieder ein wenig zu entrinnen. Und nicht zuletzt hatte Karl das Bedürfnis, auch vor sich selbst zu fliehen.

XVII

In seinem Schlafzimmer im Schloß Arimac lag der Graf an schwerem Herzleiden darnieder. Er, der jahrelang in scheinbar unverwüstlicher Kraft seinem Hause vorgestanden, war auf einer Reise unerwartet schnell zusammengebrochen. Ein aufmerksames Auge hätte es vielleicht kommen sehen; denn Graf von Arimac litt im verborgenen, und auf seinem Herzen lag die Last still ertragener Schmerzen und zerstörter

Hoffnungen. Mit eiserner Energie hatte der Edelmann sich aufrecht gehalten und Manneskraft zur Schau getragen. In unbewachten Augenblicken aber legte sich gar manchemal die Hand aufs stürmisch pochende Herz, das heftig aufwallte und in unregelmäßigem Takt schlug.

Jetzt hatte ihn eine Erkrankung des unermüdlich schlagenden Herzens niedergeworfen.

An seinem Bett saß Claire und hielt seine Hand. Ihr besorgter und liebevoller Blick ruhte aufmerksam auf des Vaters Zügen. Er schlummerte gerade ein wenig, und Claire freute sich innig darüber. Leise wollte sie aufstehen, um das Fenster zu schließen, durch das ein kühler Luftzug hereinwehte. Über der See hingen heute graue Nebelfahnen, die auf- und niederwogten, und deren Geflock zuweilen ein flüchtig gleitender Sonnenstrahl durchbrach. Die Wellen liefen in gewohnter Ruhe an den Strand, schlickten und planschten an den algengrünen Felsen empor und ließen so ihre halb klingende, halb rauschende Musik ertönen, die so heimelig und wohltuend das Ohr des Lauschers trifft.

Geschmeidig fliegende Seeschwalben umkreisten die uralten Felsen, auf denen das Schloß ruhte. Sie waren um die Mauern geflogen, als vor Hunderten von Jahren der erste aus den Kreuzzügen zurückkehrende Graf es erbaut hatte. Sie schienen dem Wandel der Zeiten gar nicht unterworfen zu sein, und doch waren es immer neue Schwalbengeschlechter, die mit den Menschengeschlechtern Schritt hielten. Claire bog sich einen Augenblick hinaus und sog den herben Salzduft der See ein. Sie lauschte hinab in die Tiefe, als müßte sie des Liedes Inhalt erlauschen, das heute am Gestein erklang. War es ein Grabesgesang des Letzten derer von Arimac, der sich so müde niedergelegt hatte? Rauschten sie nicht eine schwermütige Trauermelodie in ihrem ruhelosen, ewigen Anschlag beim Heben und Senken der gewaltigen Meeresbrust? Fröstelnd schloß Claire das Fenster. Dann aber kämpfte sie die traurigen Gedanken nieder. Sie ging leisen Schrittes in ihr Zimmer und holte sich die treue Freundin ihrer einsamen Stunden, Renés Bibel. Wie oft hatte sie seither in ihr mit sinnendem Geist und betenden Lippen geforscht! Wie köstlich war ihr alles gewor-

den, was sie dort fand, und wie rankte sich ihres Glaubens Pflanze empor an den Säulen der ewigen Wahrheit, die darin auftrugen wie in einem wunderbaren riesenhaften Tempelbau voll Harmonie und Schönheit!

Als sie zurückkehrte, schlug der Vater wieder das Auge auf. Er sah die Bibel in Claires Hand, und ein Lächeln huschte über seine Züge.

»Lies mir daraus vor, Claire«, sagte er leise und winkte mit der Hand dazu.

Claire küßte diese teure Hand, die jetzt so schwer geworden war, und verbarg rasch die Träne, die ihr Auge verdunkeln wollte.

»Was soll ich lesen, Vater?« fragte sie, indem die rosigen Finger die vergilbten Blätter der Bibel umwandten.

»Das Wort von der ewigen Stadt, Claire, es ist so schön und herrlich.«

Und Claire schlug die Offenbarung auf, um dem Vater abermals das vorzulesen, was er schon einigemal gehört, und das doch immer wieder seine Seele packte und tröstete. Da stiegen vor des Grafen innerem Auge die goldenen Gassen, die schimmernden Perlentore und die Edelsteingründe der oberen Gottesstadt auf. Claire las so langsam und mit solch inniger Betonung, daß er sich alles gebührend vorstellen und sich in der Worte Sinn versenken konnte. Oder waren ihm die Augen an diesem Tage besonders erschlossen, daß der goldene Schein des himmlischen Jerusalem so tief in seine Seele fiel? Graf von Arimac hatte nun schon manchesmal aus Claires Mund Worte des heiligen Evangeliums vernommen. Langsam hatte sein Licht sich Bahn gebrochen und den im Grunde aufrichtigen Edelmann überzeugt. Was er gehört über die Hugenotten und ihre falsche Lehre, es klang so ganz anders als das, was ihm hier entgegentrat. Was ihn aber ganz besonders fesselte an dem Buche Renés, das war die Gestalt Jesu. Hier erschien ihm der Heiland der Welt, den die Katholiken Frankreichs nur von den schön gemalten Fenstern der Dome kannten, so einfach und natürlich und doch auch wieder so göttlich und herrlich, daß er ihm wie eine himmlische Offenbarung entgegentrat.

Niemand unterrichtete Vater und Tochter weiter im Verständnis des heiligen Buches als der Heilige Geist. Aber er verkündete Jesus vor ihren Augen und enthüllte ihnen seine Schönheit von Tag zu Tag mehr.

Vollends jetzt in den Krankheitstagen erwachte ein förmlicher Hunger in der Seele des Grafen. Immer wieder begehrte er, das Wort der Hugenotten von Claires freundlicher und klarer Stimme vorgelesen zu hören, und seine Augen leuchteten dabei, als strahlte das Licht des kostbaren Buches schon in seinem Herzen lebendig wider.

»Claire«, sagte Herr von Arimac, nachdem sie bis zu den Worten: »Die Heiden, die da selig werden, werden wandeln in demselbigen Licht, und die Könige auf Erden werden ihre Herrlichkeit in dieselbe bringen« weitergelesen hatte, »glaubst du, daß ich auch in diese Stadt eingehen darf?«

»Ich bitte Gott täglich, meinen Vater noch hier zu lassen«, erwiderte Claire und faßte aufs neue des Kranken Hand.

»Es ist wahr, du wirst so allein dastehen, wenn ich gehe, aber Claire, du hast den Heiland so lebendig in deinem Herzen, daß ich ruhiger bin als je. Gib mir jetzt doch Antwort: glaubst du, daß ich eingehen darf in diese Stadt?«

»Vater, ich hoffe es gewiß. Du hast ja so sehr Verlangen darnach und dann – du hast mit mir in den letzten Zeiten so oft das heilige Wort gelesen. Freilich, Hugenotten sind wir noch nicht. Aber wir sind es eigentlich dem Herzen nach, und darum glaube ich, daß, wenn die Hugenotten hineinkommen, wir auch mit dabeisein dürfen.«

»Nein, Claire, Hugenotten sind wir nicht. Aber ich muß es dir vertrauen, was mich so sehr bewegt. Mir ist, als sollte ich es noch werden, ehe ich vom Schloß Arimac Abschied nehme. Der Letzte von Arimac ein Hugenotte, es scheint mir ein würdiger Beschluß unserer Ahnenkette zu sein. Es wäre dann so, wie wenn ein irdisch Licht auslöscht und ein himmlisches Licht dafür angezündet wird. O Claire, wenn der Hugenotten ganzes Verbrechen darin besteht, an dieses Buch zu glauben, dieses wunderbare und köstliche Buch zu lieben, dann hat die Kirche, die diese Männer und Frauen verfolgt, eine ungeheure Schuld auf sich geladen. Gewiß, ich glaube ja, daß sie es gut

meint, und daß ihre Diener von heiligem Eifer erfüllt sein wollen. Aber warum redet man in unseren Kirchen nicht über das Buch? Warum liest man nicht in Notre Dame zu Paris die einzig schönen Geschichten des Heilandes laut vor? Wie würden die Pariser lauschen, wenn der Erzbischof ihnen diese Schätze predigen würde, und wie herrlich wären jene geheimnisvollen Hallen, wenn zu den prachtvollen Kerzen auch noch der goldene Leuchter der Worte Jesu angezündet würde! Claire, ich denke so oft an die verfolgten Hugenotten in unserem Vaterlande und bitte Gott, er möge es den Verfolgern verzeihen, daß sie so blind sind und jene töten, welche die Wahrheit suchen und finden. Und wenn du willst, Claire, mir ist es so, als sei ich in Wahrheit schon ein Hugenotte geworden. Und manchmal tue ich Buße darüber, daß auch ich in die Schlacht zu Dreux gezogen und gegen Coligny gekämpft habe. O wenn wir doch einen hugenottischen Pfarrer dahaben könnten! Pater Chevreur ist ein lieber Mann, aber er versteht es nicht, daß ich nicht mehr so an den äußeren Formen der Kirche festhalten kann, wie er es wünscht, und schüttelt manchenmal den Kopf.«

»Würde er in der Hugenottenbibel lesen, so müßte er es verstehen«, rief Claire lebhaft aus. »Ehrliche Menschen müssen durch dieses Buch überzeugt werden.«

»So ist es ja auch mir gegangen, mein Kind. Du weißt, daß ich zuerst von tiefem Mißtrauen erfüllt war gegen alles, was du vorzubringen hattest. Aber es war zu seltsam, wie du diese Bibel heimlich holtest und darin lasest, so holte auch ich sie heimlich und las manchenmal bis gegen Mitternacht darin. Und ob ich auch manches nicht verstehen konnte, mir war immer, als sei es ein lebendiges Buch, so ganz anders, als Bücher sonst sind, ein Buch, in dem Gott wirklich wohnt, Claire, und aus dem er redet mit ganz leiser, aber auch ganz deutlicher Stimme. Einmal hat sogar Pater Chevreur zugehört, als wir an einem herrlichen Abend zusammen lasen von Jesu Wanderung nach Emmaus, und ich glaube, es hat ihn selbst gepackt. Er bat mich nachher, ihm nie mehr mit diesem Buche zu nahe zu treten; denn es sei eben doch ein Ketzerbuch, und die Macht seiner Verführung sei groß. Der gute Pater! Er fürchtete sich vor der Bibel. So sollte man der Wahrheit nicht ausweichen.«

»Und du selbst, geliebter Vater, sage mir doch: wann kamst du zu dem Glauben, daß es kein böses Buch ist, sondern gerade das Gegenteil, das beste und herrlichste Buch der Welt?«

»Es war in einer Nacht schweren inneren Kampfes, Claire. Du weißt, daß ich von Paris zurückkehrte mit einem verwundeten Herzen, und daß ich viel zu kämpfen und durchzumachen hatte um Charles' willen. Indem ich allmählich fühlte, daß ich nicht mehr so kraftvoll war wie ehemals, und daß der Tag des Grafen von Arimac sich auch neigte, wurde das Weh um den fehlenden Erben immer größer in mir. Und in einer Nacht, Claire, da lag ich im Salon auf den Knien und rang in heißem Schmerz im Gebet. Damals sahen die Ahnen von den Wänden wie mit Erstaunen auf mich herab, als wollten sie fragen, was mit dem Letzten von Arimac geschehen sei. Du weißt, wie stolz jene Vorfahren gemalt sind in ihrer prunkvollen Rüstung, und wieviel sie gehalten auf die Waffenehre ihres guten Schwertes. Mir aber war Schwert und Ahnentum entglitten, und nie kann ich es dir sagen, was mich damals bewegte. Ermüdet von einem Ritt, war ich im Ahnensaal eingeschlafen. Da trat im Traum plötzlich ein in Erz gehüllter Ritter auf mich zu. Er rührte mich an, ich sah auf und erblickte ein wachsbleiches und gar ernstes Gesicht.

»Ich bin dein Ahne, Graf Lorenz von Arimac«, sagte der Ritter. »Folge mir, ich werde dir unser ganzes Geschlecht zeigen.« In des Ritters Hand flackerte eine Kerze, wie man sie anzündete, wenn man einen unseres Geschlechts in der Gruft der Kapelle bestattete. Dorthin schritten wir denn auch, und der Ritter leuchtete voran. Aber wie merkwürdig, die Gruft zum heiligen Ambrosius war mit einem Male nicht mehr so eng wie zuvor. Sie war erweitert zu einem großen Gewölbe, durch das die flackernden Lichter der Kerze nur mühsam hindurchdrangen. Hier war ein großer Tisch gleich einer Festtafel aufgeschlagen, nur daß ihn nichts zierte als ein schwarzes Tuch. An dem Tisch saßen schweigend Mann an Mann und ihnen gegenüber Frau an Frau. Sie trugen den vollen Schmuck, den sie auch auf den Ölbildern tragen, Claire, und sahen sehr vornehm und ritterlich aus. Nur eines fiel mir auf: ihrer aller Angesicht war gleich dem meines Führers wie aus Wachs

geformt, und die Augen, die aus den bleichen Gesichtern blickten, waren voller Sehnsucht.

›Hier ist das Geschlecht von Arimac‹, sagte mein Führer und wies die lange Tafel entlang. Da konnte ich sie mir denn besehen. Es waren große Herren dabei, gewiß, und Frauen von wirklicher Schönheit, wenn anders diese bleichen Gesichter schön genannt werden konnten. Aber das Unheimliche war, daß sie sich nicht rührten.

Darauf fragte ich meinen Führer: ›Sage mir doch, was tun sie alle hier?‹

›Was sie tun?‹ fragte der Ritter mich in einem Ton, der mich frösteln ließ. ›Sie warten, Charles von Arimac, sie warten auf den Letzten ihres Stammes.‹ ›Und wenn der Letzte kommt?‹ fragte ich mit Beben. ›Dann erwarten sie Gewißheit‹, sagte der Führer mit besonderer Betonung. ›Wisse, daß sie alle darauf harren, daß du anders zu ihnen kommst, als sie hinabstiegen. Denn es geht durch ihre Reihen die Kunde, daß der Letzte von Arimac ein neues Adelszeichen mit sich bringe, ein Buch, hoher und herrlicher Kunde voll, ihnen daraus das Wort vorzulesen, daß es die Gewißheit der Vergebung gibt. Und dieser Letzte bist du! Viel haben sie alle getan im Dienste der Kirche, haben gesucht und Buße getan, gebetet und geopfert, und weil sie es redlich gemeint, ist ihrer keiner verloren. Aber es fehlt ihnen die Gewißheit, das Wort, das sie löst, welches du in deinen Händen hast. Du als der Letzte derer von Arimac kannst deinem Geschlecht einen neuen Namen geben. Charles von Arimac, vergiß das nicht!‹

Dann ließ mich der Ritter mein ganzes Geschlecht abschreiten. Jeden einzelnen Edelmann sah ich genau und klar dazusetzen, Claire, gerade wie sie gemalt sind von Tinoretti in unserem Ahnensaal. Und zuletzt kam ich zu einem, dessen Rüstung erschien mir wie von blaugrünem Edelstein gebildet und mit weißen Perlen verziert. Das Meer hat zuweilen diese Farbe an stillen Sommertagen. Das war Charles, mein Sohn und dein Bruder. Mit einem Freudenschrei wollte ich auf ihn zueilen, da winkte mir der Ritter, weiterzugehen. Ich schritt die andere Seite der Tafel ab, wo die Frauen von Arimac saßen mit dem Rosenkranz in den bleichen Fingern. Wie groß war

ihre Zahl! Sie alle hatten geliebt, geblüht, gelebt! Und sie alle warteten. Da, als ich die ganze Reihe abgeschritten, Claire, sah ich im Traum dich am Eingang stehen, dich, mein letztes und mein heißgeliebtes Kind. Ein jäher Schreck durchbebte mich; denn ich glaubte im Traum, auch du solltest dich schon an die Seite deiner Mutter setzen. Doch nein! In deinen Händen hieltest du Renés Bibel. Dein Angesicht strahlte wie von einem wunderzarten Licht überglüht, und du schlugst das heilige Buch auf und reichtest es mir, mit dem Finger auf eine Stelle deutend. Da nahm ich die Bibel, und während der Ritter mit seiner beinahe abgebrannten Kerze hineinleuchtete, las ich der ganzen Versammlung des Geschlechtes von Arimac das Wort vor, das ich so sehr liebe: »Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken! Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht.« Und Claire, kaum hatte ich diese Worte gelesen, da erklang ein lauter Schlag. Die Pforte des Gewölbes sprang auf, und die Gefangenen sprangen von ihren Sitzen empor. Helles Licht strahlte herein in das Gewölbe, hohe Freude leuchtete auf den bleichen Angesichtern, und mit Staunen sah ich, wie sie an mir vorbei hinaufeilten und hinaustraten ins goldene Licht. Da kam zuletzt auch Charles, und als ich ihn eben mit Jubel in die Arme schließen wollte, da ... erwachte ich.« Graf von Arimac schwieg erschöpft, und Claire strich ihm über die Stirn mit glücklichem Lächeln. »Was für ein schöner und bedeutsamer Traum!« sagte sie froh.

Der Vater fuhr fort. »Mich aber hungerte nach Wirklichkeit. Rings um mich her sahen die Ahnen auf mich nieder von den Wänden her, und das Licht meines Leuchters huschte an ihren dunkel gemalten Gewändern empor und verklärte ihre Gesichter. Ich aber eilte und holte Renés Bibel. Und danke dir, Claire, da ich sie aufschlug, da fand ich jene Stelle. Es lag ein Zeichen zwischen den Blättern der Bibel, eine getrocknete Gartenblume, und diese ließ mich sofort jenes Wort aufschlagen. Und ich las und sank nieder auf meine Knie, Claire, fest entschlossen, nicht aufzustehen, bis ich wußte, daß dieses Wort auch mir gelte. Es stand viel Sünde und Verfehlung vor mei-

ner Seele, und ich spürte, daß auch ich gefangen sei, bis das lösende Wort von des Heilandes Mund erklinge. Aber der Treue sprach es tief in meine Seele hinein, und ich konnte es glauben. Und als ich aufstand, da war mir, als sei ein Berg von meiner Seele gefallen. Nur mein Leib fühlte sich matt und elend, und ein Fieber ließ meinen Kopf erglühen. Nun weißt du es, Claire, warum mir Renés Buch so teuer ist, und warum ich es nicht mehr lassen kann. Es ist das Buch des Heiles und der Seligkeit.«

Nach diesen Worten aus des Grafen Mund klopfte der Diener ziemlich ungestüm an die Tür. Er schien vergessen zu haben, daß der Graf so krank sei; denn ohne Antwort abzuwarten, stürzte er herein und verkündigte:

»Ein Ereignis! René von Ambroise ist da, und denken Sie, Seine Majestät, Karl IX., in höchsteigener Person!«

Claire fuhr vom Stuhl empor. Sie verlor plötzlich die Farbe. »Der König?« murmelte sie erschrocken. »Ist es auch wahr, Martin?«

»So wahr, daß der König jeden Augenblick eintreten kann. Schon ist sein milchweißes Roß in den Stall geführt worden. Belieben Sie mir zu sagen, wohin ich die Herren weisen soll!« Graf von Arimac atmete tief auf. Ein glückseliges Lächeln huschte über sein Gesicht. »Zu mir, Martin!« sagte er und nickte bestätigend mit dem Haupt dazu. Und als Claire abwehren wollte, sagte er ruhig: »Gott sendet den König von Frankreich nicht umsonst hierher, meine Tochter. Führe ihn herein mit aller geziemenden Ehrerbietung, und wir werden uns freuen über die hohe Ehre. Mir ist zudem heute schon etwas besser.«

Martin verschwand. Claire blickte den Vater angstvoll an. »Du kannst doch gar keine Aufregung brauchen, mein Vater.«

»Sei ruhig, Kind! Wir wollen sehen, was René bringt. O, wie ich mich freue! Es war so sehr mein Wunsch, ihn noch einmal zu sehen und zu sprechen.«

Als einige Minuten verstrichen waren, betraten die beiden Angekommenen das Zimmer, und Graf d'Arimac streckte ihnen beide Hände entgegen.

»Sire, Gott segne Ihren Eingang auf Arimac!«

»Ja, er segne den Herrn des Schlosses«, erwiderte der junge König artig. »Stören wir nicht?«

»Mich stört niemand, Sire, wenn ich mich nicht selbst störe. Sei begrüßt, René!«

René küßte des alten Freundes Hand. Sie war mager geworden, und auf dem Gesicht des Grafen standen Züge geschrieben, die René zuvor nicht gekannt hatte.

Nachdem der König sich nach des Grafen Ergehen erkundigt und ihm ein Reisegeschenk aus Paris auf die Decke gelegt hatte, trat er an das Fenster und bewunderte das Meer. »Ah, welch wunderbarer Spiegel! René, sehen Sie diese erhabene Ruhe von Frankreichs stolzer See! Und Sie, Mademoiselle, genießen diese Pracht alle Tage.«

»Sire, wir wissen oft nicht mehr, wie schön wir es haben.«

»So geht es durch die Gewohnheit, jawohl. Aber hier ist gut sein und tiefer Friede.«

»Wenn die Stürme schweigen«, warf der Kranke ein.

»Ja, es wird sein wie in Frankreich. Da wollen die Stürme auch nie ganz schweigen. Möchte das Land endlich stille See haben!«

»Sire, dies geschieht, wenn der Herr der See die Hand ausstreckt. Erst dann wird es still im Herzen und im Vaterlande.«

»Ganz recht!« erwiderte der König so lebhaft, als habe er das selbst erfahren.

Claire enteilte, um aufzutragen, was Küche und Keller vermochten, und die Herren waren allein. Der König ließ seine Blicke umherschweifen.

»Schloß Arimac gefällt mir außerordentlich«, sagte er freundlich. »Bald werden Sie, mein lieber Graf, wieder gesund sein und Ihre Hallen in neuer Kraft durchwandeln. Hier habe ich Ihnen eine sehr gute Arznei mitgebracht von Monsieur Plagueur, und ich hoffe, Sie werden bald spüren, daß es ein Lebenselixier ist.« Der Graf dankte herzlich. Er erkundigte sich nach des Königs Ergehen und fragte dann auch René, wie es ihm gehe.

»Es geht ihm besser als vor einigen Tagen«, versetzte Karl an seiner Stelle. »Die wilden Stürme legen sich, nicht wahr, René? Ich freue mich so sehr, meinem väterlichen Freund, Herrn von

Arimac, mitteilen zu können, daß René in dieses Schloß kommt wie ein Heimkehrender.«

Der Graf richtete sich etwas auf. »Wie ein Heimkehrender?«

»Ja, mein lieber Graf. Es ist zwar noch nicht ganz entschieden, was er tun wird, und er schwankt immer noch; denn die Erinnerung ist mächtig in einem Menschen und die Gewohnheit auch. Aber so weit ist er jetzt, daß er erkennt, daß der katholische Glaube zum mindesten ebenso gut ist wie der hugenottische, und daß es hier wie dort gute Menschen und Christen gibt. Das übrige, meine ich, sollten wir anläßlich dieses unseres Besuches ins reine bringen, und das wird Herrn von Arimac mehr stärken als das Lebenselixier des Herrn Medicus Plageur. Wir haben viel geredet unterwegs. René war darüber am Verzweifeln, daß Madeleine Ernest, jene Sängerin, die ich selbst zweimal hörte, tot ist, und mein armer Freund hat begreiflicherweise gelitten. Aber der Schmerz ist jetzt am Entschwinden, und ich denke, daß auch er durch seines Königs Hilfe die rechte Arznei hier auf Arimac finden wird und dann wieder mit jugendlicher Begeisterung mit mir zurückkehrt nach Fontainebleau.«

Verwundert hörte der Graf diese Worte. Er richtete sein Auge fragend auf René. Er schwieg, um nun auch diesen reden zu lassen. René aber machte durchaus nicht den Eindruck eines Menschen, in dessen Innern der Sturm zum Schweigen gebracht worden war. Es war dem Grafen vielmehr, als irrten seine Augen unsterk von einem Gegenstand zum andern, als kämpfte er mit einem Entschluß von ganz gewaltiger Tragweite.

»Nun, René?« fragte der Graf. Dieser sprang auf und trat ans Fenster. »Es ist mir nicht ganz wohl«, erwiderte er dann langsam, »und wenn ich eine Bitte aussprechen dürfte, so wäre es die, daß ich vor der Aussprache noch ein wenig ins Freie gehen möchte.«

Der König lachte. »O René von Ambroise! Hebt die Unruhe schon wieder an?« sagte er und klopfte ihm scherzend auf die Schulter.

»Doch mir ganz recht«, fuhr Karl fort. »Ich finde es sogar besser, wenn ich mit unserem Freunde von Arimac zuerst

allein spreche. Aber erst essen wir, und dann steht der Park offen, pflügen wir in Fontainebleau zu sagen.«

»Ja, bitte, meine Herren, essen Sie!«

Claire hatte in kurzer Zeit aufgetragen und lud die Gäste ehrerbietig zum erquickenden Imbiß ein. Dies ließ sich der König nicht zweimal sagen; denn er hatte Hunger bekommen von dem scharfen Ritt. Er legte seinen Arm in den René und zog ihn mit sich ins Nebenzimmer, wo das Mahl zubereitet war.

Sanft drückte Claire ihren Vater in die Kissen zurück. Fragende, große Augen sahen ihn dabei an. »Was soll werden, Väterchen?«

»Claire, wir haben jetzt die größte Aufgabe und die schönste Pflicht vor uns. Laß uns dem König sagen, daß auch er seine Herrlichkeit in die Stadt Gottes bringen soll, und daß wir dem Herzen nach Hugenotten sind! Vielleicht, wer weiß, mein Kind, wird sein Herz weich, und der Tag ist da, an dem Frankreichs Herrscher ebenfalls hugenottisch wird zum Segen des ganzen Volkes. Doch laß mich etwas allein, daß ich mich stärke!«

Der Schweiß stand auf seiner Stirn, und sein Herz hämmerte. Besorgt sah ihn Claire an. »Es wird dir zuviel, lieber Vater!«

»Geh, mein Kind! Diene den Herren! Alles wird gut werden.« Sanft schoben seine Hände sie in die Richtung des Speisezimmers. Tief aufatmend legte er sich zurück in die Kissen und sah den Möwen nach, die vorübereilten. Seine Hände falteten sich, und seine Lippen flehten: »Herr, gib du die rechten Worte!«

Nach einer halben Stunde saß der junge König an seinem Bett. Mit beredten Worten erzählte er unaufgefordert von René's inneren Kämpfen. »Er ist nahe daran, einer der Unsern zu werden«, sagte er frohlockend. »Ich glaube, er hat den Glauben an die Religion der Hugenotten ganz verloren. Die Enttäuschung über jenes Mädchens Tod hat ihm einen schweren Stoß versetzt, und dann fühlt er sich jetzt der Liebe und einer Heimat bedürftig. Herr Graf, Sie danken es dem König von Frankreich, wenn René von Ambroise am Ende doch noch übertritt und seine Hand in diejenige Claires legt. Helfen Sie mir ihn bearbeiten, und wer weiß, ehe der nächste Tag kommt, ist alles geordnet.«

Erwartungsvoll sah der König in des Grafen Angesicht. Er erhoffte ein hohes Lob von den Lippen des alten Edelmannes. Aber seltsamerweise schwieg der Graf auf diese seine Worte. Hatte er sie denn nicht recht verstanden? Oder war er nur zu schwach, um zu antworten?

»Reden Sie, Herr Graf!« drängte der König.

»Sire«, erwiderte endlich der Graf von Arimac, »ich bin ein treuer Untertan des Königs gewesen, solange ich lebe.«

»Das weiß ich«, erwiderte der König verwundert. »Doch was soll das, Herr von Arimac?«

»Sire«, fuhr der Graf noch feierlicher fort, »ich muß etwas bekennen, was nicht nach Untertanentreue aussieht und doch dieselbe nicht verletzt. Verstehen Sie mich nicht falsch!«

»Und was ist das?« fragte der junge König aufs höchste erstaunt.

»Ich bin der Gesinnung nach Hugenotte geworden!«

Mit offenem Munde starrte Karl den alten Edelmann an. Hatte er wirklich recht gehört? Er mochte recht ungläubig dreinblicken; denn der Graf wiederholte es jetzt noch lauter: »Ja, Sire, so ist es. Aber nicht ein Hugenotte der Form nach, sondern der inneren Überzeugung des Herzens nach.«

Noch immer fand der König keine Worte der Entgegnung. Er saß an des Grafen Bett wie in einem Traum.

Herr von Arimac aber fuhr ruhig fort: »Hier, dieses wunderbare Buch gehört René von Ambroise. Er hat es nicht mitgenommen nach Paris, leider und glücklicherweise, Majestät. Und so ist es uns zum Segen geworden, indem wir darin lasen und fanden, daß es die Wahrheit enthält. Ja, Sire, die volle Wahrheit! Es ist ein gutes, ein edles, ein göttliches Buch, es ist das Buch von Jesus Christus, Sire, und ... das Buch, das Frankreich Heil bringen könnte und den wahren Frieden ...«

Mißtrauisch betrachtete der König die Bibel auf des Grafen Bett. Endlich sagte er tonlos: »Herr von Arimac, wissen Sie auch, daß die hugenottischen Bücher verzaubert sein können?« »Sire, es ist ein göttlicher Zauber, der darin liegt. Glauben Sie nicht, was man über dieses heilige, wunderbare Buch ausstret, und lesen Sie es selber; dies ist der einzige Weg, die Wahrheit zu erkennen.«

Der König schüttelte den Kopf. Er fragte sich im stillen, was mit dem alten Edelmann vor sich gegangen sein mochte, und ob er wirklich noch bei klarem Verstand sei. Man hatte es allerdings in Frankreich erlebt, daß gerade der gute alte Adel oft in verhältnismäßig kurzer Zeit zu den Hugenotten übertrat, und daß dieses eine Buch, das sie Bibel nannten, mächtiger erschien als die Kirche und alle ihre Bischöfe. Aber von Arimac, der alte liebe Graf von einem Geschlecht, das treu wie Gold erschienen war! Es war kaum zu glauben. Irgendeinen Schlüssel mußte es geben, der dieses Rätsel löste.

»Herr Graf, die Zeiten sind wandelbar und die Menschen auch. Wenn ich Sie recht verstanden habe, ist es eben eine gewisse Ehrfurcht, die Ihnen durch dieses Buch eingefloßt wurde, ohne daß Sie unsere treue Mutter der Seelen, die Kirche, verlassen haben. Nicht wahr? So soll und darf ich alles verstehen. Ich wüßte sonst nicht, wie ich des Schmerzes Meister würde, der mich bei dem Gedanken durchzieht, daß Edelleute wie vom Hause von Arimac, ja, daß der Letzte seines Geschlechtes am Ende seines Lebens uns den Rücken wendet. Ehrfurcht habe auch ich vor den Hugenotten, und ich selbst habe einen ihrer Gottesdienste gesehen und gefunden, daß sie es ernst meinen. Aber die Wahrheit ist doch auf unserer Seite. Reden Sie, mein geliebter Graf! Sie gehören uns noch an!«

»Meinem König bis in den Tod!«

»Und der Kirche?«

»Ich bin nicht ausgetreten. Aber ich bedarf ihrer Tröstungen nicht mehr, Sire.«

»O dieses Wortes!« Der König sprang mit gut gespielmtem Entsetzen auf.

»Mich tröstet Gott selber durch sein Wort.«

»Sein Wort, sein Wort? Wer sagt denn, daß dies Gottes Wort sei?« rief der König unwillig aus. »Das kann doch niemand behaupten!«

»Das sagt dieses Buch selbst, Sire. O werden Sie nicht unwillig, Majestät! Lassen Sie mich noch einige Worte reden, die sich mir seit einer geraumen Zeit auf die Seele legten! Nicht auf einmal bin ich ein Hugenotte geworden. Die Zerfleisungen unseres Volkes waren mir schon lange innerlich ein Schmerz.

Das Unglück Frankreichs beugte mich, und dazu kam mein eigenes Unglück, kamen schwere Enttäuschungen und das krankhafte Pochen dieses geschwächten Herzens. Sire, in all meiner inneren Not erlebte ich noch eins: meine Tochter Claire, von Jugend auf zu frommer Übung geneigt und mit einer Liebe zur Kirche ausgestattet, wie sie wenigen Jungfrauen eigen, las die Bibel, die René von Ambroise in unser Schloß brachte. Da gefiel es Gott, sein Licht in dieses Mädchens Seele fallen zu lassen, und Claire, ganz hingenommen von der Wahrheit und Schönheit dieses Wortes, neigte ihr Herz dem heiligen Buche zu.«

»Claire?« rief der König voller Bestürzung. Es litt ihn nicht länger auf dem Stuhl, und er sprang auf und trat etliche Schritte zurück.

»Sie bekannte mir, daß, wenn dieses Buch die hugenottische Lehre enthalte, sie eine Hugenottin sei!«

»Unmöglich, Herr Graf!«

»So schien es auch mir, Sire! Aber es gefiel Gott weiter, auch mich in die Wahrheit einzuführen, indem ich mir an manchem einsamen Abend von Claire vorlesen ließ und auch selbst in diesen heiligen Schriften forschte, bis ich eines Tages sagte: ›Claire, wenn es das ganze Verbrechen der Hugenotten ist, an dieses Buch zu glauben, dann bin ich auch ein Hugenotte.«

Müde sank Graf von Arimac zurück. Der König stand mit verschränkten Armen vor ihm. Sein düsterer Blick schien in weite Fernen zu schweifen, hinaus aus Schloß Arimac über alle jene Schlösser, in denen Edelleute wohnten, die hugenottisch geworden und noch wurden.

»Noch eine Bitte habe ich, Sire! O lesen auch Sie die Bibel! Nehmen Sie René's liebes Buch mit nach Paris in den Louvre! Es ist ein Buch auch für die Könige und enthält königliche Worte. Wenn Frankreichs König nach diesem Buche regiert, dann wird eine herrliche Zeit anbrechen von der Normandie bis zur Dauphiné, von Navarra bis Lothringen, und die Gegner finden zueinander; Sire, ein König mit der Bibel wäre mächtiger als ein Kardinal mit dem Schwert oder ein Alba mit den Folterkammern. O wenn ich mir denke, daß diese Worte im Louvre ertönen würden, daß Katharina de Medici ihnen

lauschte und am Ende selbst der Kardinal von Lothringen ihrer gewaltigen Stimme Gehör schenken würde, welch ein Segen, welch ein Heil!«

Wie ein Prophet streckte der Graf den Arm aus, als wise er in eine Zukunft, die lichtvoll und strahlend vor seinem inneren Auge lag.

Der König aber schien seine Begeisterung nicht zu verstehen. Oder wollte er nicht eingehen auf des Alten Worte? Noch immer stand er dort, als wäre er aus Stein gemeißelt, in stolzer Haltung den Grafen anblickend. Allein von Arimac ließ sich nicht schrecken. Er war noch nicht am Ende mit seinem Worte.

»Mir ist immer, als wäre die Bibel nur unserer Kirche verlorengegangen«, fuhr er jetzt prophetisch fort. »Und wenn der König sie überall auf die Kanzeln legen ließe, wenn unsere Priester auf gut französisch predigten über ihren Inhalt, wenn man in Notre Dame dem Volke diese Worte lesen würde, laut und geistesmächtig und voller Glauben, Sire, Frankreich und die ganze Kirche erlebten einen neuen Frühling. Nicht der lateinischen Messen begehret das Volk, sondern der Muttersprache und des Mutterlautes des Glaubens, wie er aus diesem Evangelium klingt. Sire, versprechen Sie mir, die Bibel überall in Frankreich lesen zu lassen!«

Jetzt lächelte der König. »Ihr habt Fieber, Graf von Arimac«, sagte er freundlich. »Ruhe ist die beste Arznei. Ich will ein wenig gehen und nach René sehen. Vielleicht ein andermal mehr.« Damit verneigte sich Karl anmutig und drückte flüchtig des alten Edelmannes Hand. Eine Minute später hatte er das Zimmer verlassen.

XVIII

Während der König mit dem Grafen sprach, fand René Claire allein, und er begrüßte diese Gelegenheit mit Freuden, um mit ihr eine wenn auch kurze Aussprache zu haben. Drunten, am Fuße des Felsens, auf dem das Schloß erbaut war, fand sich ein stiller Ruhesitz in den feuchten Gra-

nit eingehauen. Dort war er manchmal mit dem Grafen und seiner Tochter gewesen in früheren Tagen, und es war ihm, als müßte er dort und sonst nirgends mit der Tochter des Hauses reden über das, was sein innerstes Herz bewegte.

Gern folgte ihm Claire für eine Viertelstunde dorthin. Brannte doch auch sie vor Verlangen, ihm mitzuteilen, was sie an köstlichem Glaubensgut gefunden in der Zeit seines Fernseins.

So stiegen sie denn die Stufen hinab, die an den Strand führten, und über die uralter Efeu sich gerankt hatte. Mit frohem Auge betrachtete René zuerst das Spiel der Möwen, die ruhelos die Felsen von Arimac umkreisten, ohne ein einziges Mal die silbergraue Brust an dem scharfen Gestein zu streifen. Ihr Flug über der leise dünenden See glich dem Wellenspiel. Jetzt tauchten sie tief hinab, um im kühlen Bade die Schwingen zu netzen, dann wieder warfen sie sich spielend empor, als schrecke sie die leckende Brandung, deren Schaum von den dunkelbraunen Wänden troff.

»Claire«, hob jetzt Rene an, »es hat mich mit Macht nach Château d'Arillac gezogen. Nie habe ich diese stille Zuflucht hier vergessen. Nun aber der tiefe Schmerz mich getroffen hat, daß jene geliebten Menschen, die ich verlor und nicht wieder fand, tot sein sollen, hielt ich es nicht länger aus in Paris.« Er schwieg, als warte er auf ein ermunterndes Wort aus ihrem Munde. Claire jedoch unterbrach die Stille nicht. Ihre Blicke waren still und ernst auf die heranschwellenden Dünungen gerichtet, welche die Brust der See wie in leichten Atemzügen hoben.

»Ich habe heiße Kämpfe durchgemacht«, fuhr der Jüngling fort, »und eins ist mir dabei nicht erspart geblieben. Als ich die vergeblichen Schlachten der Hugenotten sah, als mein Gebet, obwohl aus der Tiefe kommend, ohne ein Echo zu verhallen schien, wie die Brandung hier am Gestein verhallt, als zuletzt der König zu mir trat und mir das letzte Andenken jener edlen und frommen Frau brachte, die die Harfe so entzückend schlug, und es mit Macht über mich kam: jetzt hat die wilde See des Schicksals auch sie verschlungen, sie, die mir teuer war über alles, da ... Claire von Arillac, schlich mich der Zweifel an, und ich ward erschüttert im innersten Herzensgrund.«

»Erschüttert, René?« Verwundert heftete Claire den fragenden Blick auf ihn, und René glaubte sogar zu bemerken, daß ein Erschrecken über das liebevolle Gesicht huschte.

»Ja, ich will es offen gestehen, Claire. Ich fragte mich, ob denn die hugenottische Religion wirklich die rechte sei, ob es nicht besser gewesen wäre, alle die Kämpfe zu vermeiden, die das Vaterland durchtobten und immer noch nicht zu Ende sind.« »Der Zweifel kam über Sie«, erwiderte das Mädchen da, und Claires Hand legte sich wie schützend auf den Schleier, der ihre Brust umwand. »René, kann und darf der Zweifel ein Hugenottenherz berühren? Ist nicht diese Religion die Wahrheit selbst, wie sie der Heiland der Welt gebracht hat? Hören Sie mich, René von Ambroise! Ich würde selbst jeden Hugenotten verachten, der zweifeln würde an Gottes Wort und Gottes Wahrheit. Steht es doch so fest wie dieser Fels, auf dem unser Schloß ruht. René, mein Vater und ich haben selbst in der Bibel, die Sie auf unser Schloß brachten, das gefunden, was unser Herz unwissend so lange suchte. Und wenn ich es Ihnen gleich sagen darf, wir sind jetzt dem Herzen nach Hugenotten geworden!«

»Hugenotten?« Halb ungläubig wiederholte es René .

»Ja, Hugenotten! Noch sind wir es nicht dem Bekenntnis nach. Aber wir lieben die Bibel, wir haben den Heiland gefunden, und wir wollen dabei bleiben bis in den Tod. Und käme die Verfolgung auch nach Arimac, René, wir wollten doch diesen köstlichen und herrlichen Schatz nicht lassen.«

Da sank René in sich zusammen wie von einem Schlag getroffen. »Ich zweifle, und Sie glauben ...« sagte er leise und mit betrübten Mienen. »Mein Gott, Welch ein Wechsel der Geschichte!«

»Nicht der Geschichte, René von Ambroise! Nein, der Lebensführungen durch Gott! Es gibt kein blind waltendes Schicksal, es ist alles Führung.«

»Und dann, mein Freund, warum zweifeln Sie? Was sind es für düstere Gedanken, die Sie beschleichen? Wer kann wissen, ob Madeleine wirklich tot ist, und ob nicht Ihre Mutter noch lebt?«

»Aber des Königs Wort kann nicht trügen, Claire!«

»Des Königs Wort? René, können Könige nicht auch irren? Es gibt nur ein Wort, das nie und niemand betrügt, das ist Gottes Wort. Übrigens, hören Sie, was mich bewegt, und was ich Ihnen wünsche! Dieser Hof in Fontainebleau oder im Louvre in Paris ist ein gefährvoller Platz für Sie. Seitdem mein Vater die Heilige Schrift liest und versteht, liegt es ihm oft schwer auf der Seele, Sie dort eingeführt zu haben. René von Ambroise, fliehen Sie den Hof!«

»Unmöglich, Claire! Soll ich den König verlassen?« »Was nützen Sie dem Könige?« »Er nennt mich seinen Freund«, gab René stolz zurück. Allein das Mädchen schüttelte die dunklen Locken. Ihre Augen sahen über das weite Meer hin, und indem sie von dort zurückwanderten zu René, erwiderte sie: »Der König hat Freunde genug, René. Ja, wenn Sie den König zum Glauben der Bibel bringen könnten, wenn der Louvre das hugenottische Bekenntnis aus innerer Erfahrung annehmen würde durch Ihr Zeugnis! Aber Sie sagen selbst, daß Sie in Zweifel geraten sind dort, wo die Luft schwül und dick ist.«

»Was aber soll ich tun?« Ein irres Lächeln spielte um René's Lippen; denn er fühlte sich abermals in einen Kampf zurückgestoßen, dem er zu entinnen strebte.

»Wenn man zwischen zwei Königen die Wahl hat, René, und der eine davon der ewige und wahrhaftige König ist, dann muß man den rechten wählen.«

»O Claire«, rief er heftig aus, »wissen Sie denn, wie Karl mich gebeten hat, am Hofe zu bleiben? Haben Sie eine Ahnung davon, welche Geister um den König ringen, und daß er tausend Verehrer und keinen Freund hat? Nein, Sie wissen es nicht, Sie ahnen es nicht! Sonst könnten Sie mich nicht auffordern, ihn im Stich zu lassen.«

Aber seine heftigen Worte schienen auf diese junge Hugenottin gar keinen Eindruck zu machen. Sie blieb völlig ruhig und entgegnete mit fester Stimme: »Christus spricht: ›Was hülfte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?‹ Wollen Sie noch weiter Schaden nehmen? Wollen Sie nicht zurückkehren zu Colignys Kreis, dorthin, wo die Luft der Wahrheit und Freiheit weht? René, unsere Zeit braucht ganze Männer, die bereit sind, das

Leben zu lassen für den Glauben. Da kann es und darf es keinen Zweifel geben! Gehen Sie hin und werden Sie wieder ganz einer der Unsern! Und wer weiß, wenn Sie für Christus sind, so schenkt er Ihnen am Ende auch, was Sie suchen.«

Warme Begeisterung sprach aus Claires lebhaften Worten; ihre ganze Seele lag darin. Und es war René, als wehe ihn etwas an von dem großen, entschiedenen Geist, der ihn damals bei Coligny und seinen Freunden begrüßt, und den er verloren hatte, ob er auch je und dann von heftigem Verlangen darnach erfaßt wurde.

»Ich danke Ihnen, Claire«, gab er zurück. »Nun noch eine Frage. Ist Ihr Vater wirklich geradeso gesonnen wie Sie?«

»Wie ich!«

»Er trug mir einst seine Tochter an, wenn ich katholisch würde, Claire. Würde er das nicht mehr tun?«

»Nein, Herr von Ambroise! Und ich selbst glaube mir eine andere Aufgabe gestellt zu haben. Ich möchte hingehen und das heilige Feuer des Glaubens weitertragen, möchte es verbreiten, wo immer ich es verbreiten kann. Das Glück, Christus gefunden zu haben, kann uns nicht ruhen lassen, es treibt uns mit Macht dazu, es andern zu bezeugen.« Hochaufgerichtet stand sie nun vor ihm.

»Sie haben mich überflügelt, Claire von Arimac«, antwortete er beklommen. »Nun lassen Sie mich allein, daß ich alle Ihre Worte noch einmal überlege, erwäge! Ich danke Ihnen, Claire von Arimac!« Solches redend, bedeckte er sein Angesicht mit der Hand und wartete, bis Claires Schritte von der Brandung übertönt wurden. Dann erst blickte er auf mit unruhigen Augen, in denen Schmerz und Sehnsucht brannten.

Das Meer rauschte und rollte heran, wie es seit Jahrhunderten getan. Die Wellen sangen ein uraltes, schwermütiges Lied, und es war René, als sei es das Lied seines Lebens. Ruhelos brandeten sie an diese starren Felsen an, und ruhelos war auch seine Seele geworden. Warum, warum nur? Weil er den festen Ankergrund verloren hatte, und weil er keine Verbindung mehr gehabt mit jenen, die ihre Seele täglich nährten vom Brot des Lebens. Ja, er hatte äußerlich ein reiches und schönes Leben genossen, aber seine Seele hatte gehungert und gedarbt,

und sein Geist war gefangengenommen worden von dem bunten Vielerlei jenes Hofes, der nur zwei Dinge kannte: verworrene Fäden der Politik zu knüpfen oder aufzulösen und das Spiel der Genüsse an den Sinnen vorübergleiten zu lassen.

Am Ende hatte Claire von Arimac ganz recht. Sie sagte ihm nur, was ihm sein eigen Herz und Gewissen schon längst gesagt.

Es galt, den König vor das Entweder-Oder zu stellen, galt den goldenen Strick zu zerreißen.

Noch war René in Nachdenken versunken, als Karl die Stufen herabgeschritten kam und ihm schon von oben mit der Hand winkte.

Auch er wollte die Brandung von nahem sehen und sein volles Herz René ausschütten. Als er den jungen Edelmann bleich und trübsinnig auf der Steinbank sitzen sah, ahnte er sofort, daß etwas geschehen war.

»Sie haben Claire gesprochen, René«, hob er an.

»Sire, ich mußte sie hören.«

»Nun, René, was hat sie berichtet? Es soll mich nicht wenig wundern, wenn sie bessere Kunde gegeben, als ich im Schloß hörte. Beim Stuhle Petri, Château d'Arimac ist verwettert, verhext und verzaubert! Der alte Glanz ist hin, und jetzt, da es für den Grafen gilt, das Leben gut abzuschließen, wird er hugenottisch. Aber verzeihen Sie, die Tochter ist voll frohen Jugendmutes, oder?«

René kämpfte im Herzen. »Sire, auch ich habe wieder den Eindruck gewonnen, daß ich ein Hugenotte bin, ... sein sollte! Claire ist begeisterte Hugenottin und ist es durch meine Bibel geworden!«

»Ah, siehe da! Und das Mädchen glaubt das von sich selber? Hat sie denn nicht gejubelt, daß ein stolzer junger Edelmann um sie freien will, daß ein Freund des Königs ihr seinen Namen schenken will?«

»Sire, lassen wir das! Mir ist es eine Pein, davon zu reden. Mein Gewissen quält mich; denn dieses junge Mädchen ist treuer, als ich bin und war.«

Der König wurde argwöhnisch. Forschend studierte er René's Züge.

»Was soll das heißen?«

»Wäre ich schon längst in das Heer der Hugenotten eingetreten, Sire, so stünde ich wohl anders da. Dort tobt der Kampf des Glaubens, dort werden Helden geboren und fallen Helden, und ich ... ich vergesse meiner Brüder, ich lebe wie ein König und weiche wie ein Sklave. O Sire, hier auf Arimac wacht meine ganze Vergangenheit auf. Lassen Sie mich gehen, ich bitte noch einmal darum! Lassen Sie mich fallen auf dem Feld der Ehre!«

Enttäuscht wandte sich der König auf die Seite. Ein herber, bitterer Zug wurde sichtbar auf seinem Angesicht. Er reckte die Hand aus und rief über die brandenden Wellen hin: »Hört es, ihr Wellen! Höre es, du heiliges französisches Meer! Frankreichs König steht wieder allein. Allein zwischen kriechenden Schlangen, allein zwischen lauern den Wänden! Allein zwischen Verrat und Tücke! Der letzte Freund weicht. O ihr Wellen der Normandie, habt ihr kein Grab für Karl?«

Es lag ein ergreifender Schmerz in diesen Worten. Oder war es nur gut berechnete Schauspielerkunst? Suchte der König noch einmal jenen schönen Jüngling an sich zu ketten, den er so liebte, und der doch unter dieser Liebe am Heiligsten, das er hatte, an seiner Seele, litt? René wurde weich und schwankend. Er ergriff die Hand des Königs und sagte: »Gibt es denn keinen Ausweg, der uns beiden hilft? Kann Frankreichs König nicht auch den Glauben der Hugenotten, über den er sich schon so oft lobend ausgesprochen hat, annehmen?«

»Karl – ein Hugenotte? – Ha, René, das wäre ein Spaß! Was würden die Guisen sagen? Was würde Coligny sagen?«

»Coligny? Er ist ein Edelmann! Ein Ritter! Ein Held! Wahrhaftig, dieser Mann wiegt Tausende von Edelleuten auf. Aber ob ich ein Hugenotte werde, das vermag ich nicht zu sagen. Vielleicht doch noch, René von Ambroise, wenn Sie Ihre Aufgabe an mir vollenden und mich nicht einfach verlassen als ungetreuer Untertan.« Er schwieg und stieg langsam die Stufen empor. Auf der obersten drehte er sich noch einmal um und sprach: »Mein Herr! Der König erwartet, daß Sie Ihr Wort halten. Eines Edelmannes Wort ist unbeugsam!«

Dann ging er weiter, ohne eine Antwort abzuwarten. Er wußte, daß René von Ambroise ein ganzer Edelmann sein

wollte. Aber er gab sich nicht Rechenschaft darüber, was zu einem ganzen König gehöre ...

Genau zwölf Stunden später ritt der König mit René wieder gen Fontainebleau. Er schützte wichtige Staatsgeschäfte vor und rechtfertigte damit seinen raschen Abzug. Die Wahrheit jedoch bestand darin, daß ihm dieses Schloß zur Anklage geworden war.

Das Befinden des Grafen von Arimac hatte sich in der Nacht erfreulich gebessert, obschon Claire eine böse Nacht befürchtet hatte. Das freie Bekenntnis hatte ihm neue Lebenskraft gebracht.

XIX

Man schrieb den 18. August 1572. Ereignisreiche Jahre waren im Fluge vergangen. Die Welt schien umgepflügt und war doch geblieben, wie sie war. Noch einmal hatten sich die Hugenotten zu einem dritten Schlag erhoben. Noch einmal wurden sie in der Schlacht von Jarnac geschlagen, und ihr Führer, Prinz Ludwig Condé, fiel, durch einen Pistolenschuß niedergestreckt. Coligny aber war unbesiegbar. Sein feuriger Helldengeist schwang sich aus allen Niederlagen hoffend und glaubend empor. Wie ein Fels von Wogen umbrüllt, stand er ruhig auf seinem Posten. Der Aufblick zu ihm gab vielen seiner Glaubensgenossen neuen Mut.

Es lebte in ihnen der Glaube an diesen Mann wie der Glaube an ihre Sache. Sogar der Hof konnte sich seinem gewaltigen Einfluß nicht entziehen. Die Größe seines Feldherrntalentes war unbestreitbar, und der Adel seiner Gesinnung konnte durch Verleumdungen nicht getrübt werden.

Mit Spanien stand die französische Politik seit dem Frieden zu Germain en Laye in gespanntem Verhältnis. Der Papst zürnte Katharina. Philipp von Spanien aber gab seinen Unmut offen zu erkennen. Das Haus Habsburg gestattete sich den Versuch der Einmischung, und Alba stand als düsteres Schreckgespenst an Frankreichs Himmel. Der König, der lan-

gen Bevormundung müde, forderte diese gewaltigen Feinde geradezu heraus. Er knüpfte mit England, den Niederlanden und den deutschen Protestanten Verbindungen an und ließ die Guisen seine ganze Verachtung fühlen. Ja, er berief sogar Coligny an den Hof zu Blois und empfing ihn mit hohen Ehren. René von Ambroise war am Hofe geblieben.

Und die Ereignisse, die nach dem dritten Religionskriege einsetzten, schienen diesen Umschwung zu bestätigen. Die Politik der Versöhnung hatte begonnen, und die Freundschaft, mit der Coligny jetzt überschüttet wurde, schien allen denen recht zu geben, die auf ein schöneres Zeitalter hofften.

Ganz besondere Hoffnungen knüpften sich nun auch an die Vermählung Margarethas von Valois mit dem Prinzen Heinrich von Navarra, durch die dem ganzen Land ein unwiderleglicher Beweis der guten Politik des Hofes gegeben werden sollte. Denn in diesem Paar reichten sich die beiden Kirchen von Frankreich die Hand, erklärte das Haus Valois, fortan mit allen Frieden und Eintracht halten zu wollen.

Im Louvre war an dem Morgen der Hochzeit Großes im Gange. Der König wünschte vor dem Augenblick der Vermählung noch eine Erklärung abzugeben und zog eine größere Zahl protestantischer Edelleute zu dieser Sitzung bei. Als alle versammelt waren, entfaltete er einen Brief und sprach: »Gestatten Sie mir zunächst, verehrte Herren, daß ich Ihnen einen Brief vorlese, den mir Dupré an diesem Morgen von einem abgereisten Hugenotten überbrachte! Es ist«, fuhr er mit erhobener Stimme fort, »ein Brief, der das Königshaus beleidigt und die Lage völlig verkennt. Ich lese:

Sire! Ein Wissender schreibt Ihnen, dem Unwissenden, was Sie zu wissen vor allem not haben. Getragen von den kühnsten Hoffnungen kam ich an den Hof. Um eine große Enttäuschung reicher verlasse ich ihn. Ich glaube bemerkt zu haben, daß die Politik des Hofes bereits neuen Schwankungen unterworfen ist. Herr von Genlis ist mit seinen Freischaren von den Spaniern geschlagen worden. Die Türken haben das Bündnis gegen Philipp abgelehnt, und Englands Königin hat mit Madrid wichtige Fäden angesponnen. Hinter allen Intrigen, die jetzt erneut die Politik Frankreichs zu durchweben beginnen, steht

jene Weberin, die aus ganz Frankreich eine einzige Altardecke für Rom zu weben bemüht ist, Katharina. Meine Freunde sowohl als auch ich mißtrauen der Königin aufs heftigste, und wir glauben, ihr kein Unrecht anzutun, wenn wir den raschen Tod der verwitweten Königin von Navarra mit einem Verdacht betrachten, der den Gebrauch eines Giftes argwöhnt.

Sire! Frankreichs König ist, wie wir zuversichtlich glauben, edlerer Gesinnung als jenes Weib, dessen Politik zwar großzügig, aber niedrig genannt werden muß. Aus dem schwankenden Kurse launenhafter Despotie und verschlagener Pläne des Ehrgeizes ragt seine Gestalt dadurch in die Höhe, daß er den Edelmann von Frankreich, unseren teuren, geliebten Admiral, zum Freund erwählte. Allein lassen Sie sich warnen, wie wir gewarnt sind! Es ist Zeit, daß endlich Karl IX. sich ganz den Fesseln seiner Mutter entwindet und die erneuten Schachzüge gegen Coligny und damit gegen seinen eigenen Thron nicht mehr mitmacht. Katharina unterhält mit Spanien wie mit Rom einen fortlaufenden politischen Verkehr, der dem offen bekanntgegebenen Losungswort der französischen Politik widerstreitet. Weiber, die derartige Gepflogenheiten haben, verwirren die Geschichte und unterhöheln den Thron. Darum rufe ich den versammelten Edelleuten des heutigen Rates zu: Los von Katharina! Los von Florenz! Es lebe der König! Es lebe das Vaterland!

Mehrere hugenottische Edelleute.«

Der König schwieg. Er ließ seine Augen langsam von einem der Anwesenden zum andern schweifen, um den Eindruck dieses gewichtigen Briefes zu erforschen.

Da erhob sich Coligny. Er bat um das Wort, und der König sprach: »Der Herr Admiral!«

Darauf hob Coligny an: »Freunde des Königs und Freunde des Vaterlandes! Wer immer diesen Brief geschrieben haben mag, so glaube ich bemerken zu müssen, daß er des Vertrauens entbehrt, das wir alle brauchen, um weiterarbeiten zu können. Ich erkläre, daß ich sowohl den König wie die Königin für durchaus aufrichtig halte, und daß wir keine Ursache haben, ihren Worten der Freundschaft irgendwie zu mißtrauen. Teilen wir also nicht das nervöse Zittern, das schwa-

che Geister gern befällt, wenn große Entscheidungen bevorstehen! Unser Volk gleicht einem Schiff, das durch stürmische Brandungen endlich in den Hafen der Ruhe einlaufen soll, und ein solches Schiff darf nicht rückwärts steuern, wenn es den Hafeneingang vor sich sieht. Mit starker Hand gilt es jetzt, die Entschlüsse eines besonderen Geistes zu verwirklichen, gilt es Friede und Gleichberechtigung aufrechtzuerhalten und den König zu stützen, wie einige unter uns dies schon lange getan haben.«

Ein Gemurmel des Beifalls durchlief die Reihen der hugenottischen Edelleute, und das Angesicht des Königs hellte sich auf. Auch er erhob sich jetzt zu einer Erklärung und sagte: »Der König von Frankreich dankt für diese mannhaften Worte. Der Hof hat nur ein Ziel und strebt ihm mit aller Entschiedenheit zu, und dieses Ziel heißt Friede! (Laute Bravorufe erschollen.) Es ist genug des Krieges und genug der gegenseitigen Verdächtigungen. Heute noch feiern wir die Hochzeit meiner Schwester Margaretha mit Heinrich von Navarra zu einem Zeichen unverbrüchlicher Treue und der Verbrüderung der beiden großen Parteien, die zu Frankreichs Wohl zusammenzuwirken von der Vorsehung bestimmt sind. Meine Herren, ich ließ Sie hierher bitten, um Ihnen einen erneuten Beweis meiner königlichen Gunst zu geben. Feiern wir nun drei Tage Hochzeit, und sodann werden wir einen großen Staatsrat halten, der alles Weitere festlegen und bestätigen wird. Ich wiederhole: Der König wünscht nichts als den Frieden, die Gerechtigkeit und das Wohl des Landes, das unter so schweren Erschütterungen lange genug gelitten hat. Eilen wir nun, um uns zu rüsten auf das Fest, das in Notre Dame durch den Herrn Kardinal von Bourbon geleitet wird! Täusche ich mich nicht, so höre ich schon ein erstes Glockenzeichen.«

Ja, sie begann zum erstenmal zu rufen, jene gewaltige, schicksalsschwere Glocke auf Notre Dame. Die Luft erzitterte von ihrem tiefen Klang, und die Herren eilten auf den König zu, um ihm die Hand zu küssen, und rüsteten sich zum Kirchengang. Als René auf den König stieß, faßte ihn dieser bei der Hand. »Nun, René von Ambroise, sind Sie zufrieden?« fragte er heiter lächelnd.

»Sire, ich habe keine Ursache, unzufrieden zu sein, wenn Gott Frankreich einigt.«

»Ich habe Ihnen noch etwas zu sagen«, versetzte der König mit bedeutungsvoller Miene. »Es wird Ihnen heute Abend eine Freude beschert sein wie vielleicht noch nie in Ihrem Leben, und Sie werden sehen, wie treu es Karl mit Ihnen meinte. Ja, Herr von Ambroise, des Schicksals verschlungene Wege ebnet sich oft unerwartet schnell. Aber ich will nicht mehr verraten. Eilen wir nach Notre Dame! Schon sah ich die junge Königin vorhin strahlend vor Glück im bräutlichen Schmuck vorbeieilen.« Er winkte René zu und verschwand mit Dupré im Schlafgemach, während René ihm in tiefen Gedanken nachschaute.

Was mochte der König meinen mit diesem großen Glück? Ihm war so wohl, daß Coligny, der Mann von Stahl und Eisen, im Louvre weilte. Es kam ihm vor, als sei eine ganz andere Luft da, seitdem er mit dröhnenden Schritten durch die Gänge eilte, die Schweizer grüßte, den König leitete und daran war, Frankreich endlich aufzurichten.

Eine auserlesene Hochzeitsgesellschaft füllte die hohen Hallen von Notre Dame an diesem tiefblauen Hochsommertage. Was Paris an Glanz und Schönheit aufbieten konnte, rauschte über den Domplatz, und die Tauben schwangen sich eilend in die Höhe vor dem königlichen Hochzeitszuge. Schimmernde Seidengewänder leuchteten hell und freudig auf vor dem düsteren und ernsten Bau der gewaltigen Kirche. Blitzende Edelsteine warfen ihren Schein durch den buntdämmernen, von riesigen Kerzen durchlichteten Raum. Dem in Seide, Gold und Perlen prangenden Fürstenpaar folgten die Königin Katharina, düsterprächtigt und scheinbar andachtsvoll in sich gekehrt, sodann der zweiundzwanzigjährige König, hochaufgeschossen und bleich, aufs reichste geschmückt. Ihm zur Linken sah man Coligny in festlicher Admiralsuniform, mit goldener Kette geziert. Ein reicher Kranz von Fürstinnen, Edelfrauen und Rittern aller Grade schloß sich, in fast endlosem Zug die hohe Pforte von Notre Dame passierend, an. Das Königreich prunkte an diesem Tage mit seinen lebendigen und toten Schätzen. Der Dom war mit Rosen und edlen Blumen aller Sorten in

verschwenderischer Fülle bekränzt. Auf Rosen wandelte die junge Königin von Navarra, auf duftenden Sommerblumen Katharina. Man hatte nicht gespart, um den ganzen Glanz des Hofes zu zeigen und zugleich der Kirche Herrlichkeit ins helle Licht zu rücken. Als das Königspaar die altgotische Pforte betrat, begannen aufs neue die tiefen Glocken ihre Grüße zu entbieten, und es war, als riefen die ehrwürdigen Stimmen der Vergangenheit melodisch den Segen vorangegangener Geschlechter auf diesen Tag herab. In tiefer Stille lauschten die Anwesenden diesem dunkelklaren, weihevollen Lied des Erzes. Notre Dame vermochte nicht die Menge der vornehmen Gäste zu fassen, die zu Tausenden herbeigeströmt waren.

In großer Feierlichkeit nahm hierauf unter meisterhaften Orgelklängen der Kardinal von Bourbon die Trauung vor. Mit froher Hoffnung verfolgten manche hugenottischen Edelleute das verheißungsvolle Ereignis. Starren, unverwandten Auges sah ihm Katharina von ihrer Loge aus zu, und ihr Gesicht war von marmorner Kälte, als sich die Neuvermählten das Jawort gaben. Der König dagegen schien heiter und aufgeräumt wie selten, und seine Augen sogen mit Wohlgefallen das glänzende Bild ein, das sich von allen Seiten im Rahmen des altherwürdigen Gotteshauses darbot. Hier waren alle Fürsten Frankreichs gesegnet worden, hier hatten heilige Hände auch ihm die Krone aufgesetzt, und hier schien die Ewigkeit zu wohnen, unberührt vom Sturm der Dinge draußen. Nein, dachte er, diese Kirche kann nicht fallen, kann niemals untergehen. Sie steht unvergänglich wie das Königtum, gestützt durch die ehrwürdigen Traditionen der Vergangenheit.

Auch René war bei der Trauung zugegen. Frohe Genugtuung durchströmte ihn, und indem sein Auge auf dem Kardinal ruhte, überdachte er noch einmal den ganzen Gang seines Lebens bis hierher. Was niemand zu hoffen gewagt, das war in Erfüllung gegangen. Der König hatte sich zu der Wahrheit geneigt, hatte Coligny erkannt, und nun würde alles gut werden. Alles? Nein, eins fehlte! Jenes glänzende Paar dort unten hatte den Himmel auf Erden erreicht, war nun glücklich vereint für immer. Aber irgendwo in Frankreich wehte heute der Sommerwind über einen Hügel, der sein Liebstes barg. Bei die-

sem Gedanken wurde es René weich und weh ums Herz. Es ging ihm, wie so vielen hier im Gotteshause, die beim Anblick dieses jungen Glücks an ihr eigenes längst entschwundenes oder zerbrochenes dachten und schmerzreiche Erinnerungen durch die Seele ziehen ließen.

Die Musik war verrauscht. Hoch oben in den dämmernden Gewölben verloren sich die weichen Flötentöne. Aber noch zögerten die Vermählten, Notre Dame zu verlassen. Der Kardinal hatte noch nicht den letzten Segen erteilt. Auch er schien noch auf etwas zu warten. Da plötzlich fuhr René empor mit halblautem Ruf der Überraschung. Aus dem Chore herab quollen in diesem Augenblick die weichen Laute einer Harfe. Mit süßem Wohllaut schwebten die leicht beschwingten Klänge von Säule zu Säule, als wollten auch sie himmlische Gewinde weben und Blumen sanfter Harmonie um das Haupt des königlichen Paares kränzen.

Und da ... was war das? Jetzt erscholl das Lied einer Sängerin, leise und zart beginnend, dann zu immer größerer Tonstärke anschwellend, bis es endlich mit triumphierendem Jubel die von Weihrauch durchdrungenen Hallen erfüllte. Alle Blicke wandten sich zum Chor hin, als müßten sie dort einen Engel erschauen statt jener Jungfrau, die, einfach gekleidet, aber im Schmuck jugendlicher Unschuld prangend, sang:

*Der du im Himmel thronest
und bei den Deinen wohnest,
Herr, dir sei Ruhm und Preis!
Dich loben Seraphinen;
die Engel, die dir dienen,
vollführen dein Geheiß.
Herr, neig dich uns entgegen,
ja, spende deinen Segen
dem Volke, das dich liebt!
Nur das wird uns hienieden
zum Glücke und zum Frieden,
was deine Hand uns gibt.
O führe aller Enden
an deinen starken Händen,
die dir von Herzen traun;*

*und was sie dann vollbringen,
das lasse wohlgelingen!
Hilf uns, dein Reich zu baun!*

In holder Zartheit klangen die letzten Töne aus. Noch einige Strophen Harfenklang umrahmten das Lied. Dann verschwebte die Musik an den in satten Farben prangenden Fenstern, als suche sie dort eine offene Pforte, um sich hinaufzuschwingen in die Unendlichkeit.

Renés Augen füllten sich mit Tränen. Der König sah zu ihm herüber und lächelte, wie er zu lächeln pflegte, wenn er einen Streich froher Jugendlaute vollbracht. Aber René sah es nicht. Unverwandt hingen seine Augen noch immer an der Harfnerin, die jetzt unhörbaren Schrittes zurücktrat. Ja, es war kein Zweifel, es war keine andere als Madeleine, die soeben gesungen und gespielt hatte. Madeleine, die einzige in Frankreich, die so singen und spielen konnte. War sie vom Tode erstanden? René mußte sich an die mächtige Säule lehnen, vor der er stand. Fast schwindelte ihm vor Staunen und vor unbeschreiblichem Glück. Aber da kam der Hof herangerauscht. Hoch und stattlich die Königin-Mutter, ohne mit einem Zucken ihres blassen Gesichtes zu verraten, was in ihrer Seele vorging. Der König nickte René zu, als wollte er sagen: gelt, das kann nur Karl vollbringen, und René hätte ihm hier vor allem Volke um den Hals fallen mögen. Aber er bezwang sich und trachtete nur darnach, endlich, endlich die Geliebte zu begrüßen. Und siehe, da erschien sie, züchtigen Schrittes einherwandelnd, ganz wie sie zuvor gewesen, nur gereifter und schöner noch. Während aller Ernst auf der keuschen Stirn thronte, spielte ein frohes Lächeln um ihre Lippen, und hinter ihr, o Wonne, erschien die Mutter, ungebeugt und ungebroschen. Da erfaßte die Gewalt der Gefühle den Sohn. Nicht länger vermochte er sich zu meistern, nicht länger die Steifheit der Sitte zu wahren. Mit einem Aufschrei des Herzens warf er sich der Mutter an die Brust, die ihn mit ausgebreiteten Armen empfing. Verwundert und neugierig blickten die Menschen auf das ungewohnte Bild, und nach einem Sinn ratend, sahen sie sich gegenseitig bedeutungsvoll an. Aber keiner ahnte, was hier an diesem großen Tage vorging. Und keiner wußte, wem

vor allen die Harfnerin heute gesungen, sie, die des Königs Diener aufgefunden und des Königs Worte hierher befohlen, damit das Fest gekrönt werde mit herrlicher Freude. In wortlosem Glück führte der junge Edelmann die beiden Damen den Gästen nach in den Louvre. Erst nach und nach vermochte er nach den Einzelheiten zu fragen und zu erfahren, wo man sie endlich gefunden.

»Und ihr wußtet, wo ich war, kanntet meinen Aufenthalt am Hofe und kamet nicht, um mich zu erlösen von aller Unge-
wißheit?« fragte er mit freundlichem Vorwurf.

»Wir schrieben und kamen, René. Aber es war eine starke Hand da, die zog stets gebietend einen Vorhang über dich her, wenn wir nahen wollten. Madeleine durfte nicht an den Hof kommen; denn der Hof ... Du weißt es ja. Ich aber, deine Mutter, wurde zweimal von einem zurückgehalten, der mir zu mächtig war.«

»Das war der König!« sagte René ernst.

»Ja, der König, der uns jetzt gerufen. Laß dir von ihm meine Briefe geben, René, die ich mit Tränen schrieb! Ihm mußte daran gelegen sein, daß du allein bliebst und uns nicht fandest.«

René nickte. »Der König brauchte euch nicht, aber mich! Jetzt ist es anders. Jetzt sind Freunde hier, die seit Jahren Paris gemieden haben wie die Bastille. Doch genug davon! In einer ruhigen Stunde will ich alles hören. O welch himmlische Freude erfüllt heute mein Herz! Und selbst dem König kann ich nicht mehr zürnen, ob er mich schon getäuscht. Doch wo wohnt ihr?«

»Nahe beim Louvre, wo wir einst gewohnt. Pont de Notre Dame ist nur wenige Schritte von hier entfernt. Und heute abend soll die Harfe noch einmal erklingen im Louvre.«

»Das ist ja mehr, als wir auf einmal fassen können, und ist fast zu schön, um wahr zu sein. Mir ist, als lichte sich alles, was in den letzten Zeiten trübe und dunkel auf mir und auf dem Vaterlande lag. Welch ein auserlesen schönes Fest ist uns beschert! Mögen wir es recht feiern!« Mit diesen Worten drückte er erneut in überströmender Freude seinen Geliebten die Hände. Und ihm war, als feierte er selbst Hochzeit an diesem schönen Augusttage.

Der finstere Louvre war ganz verwandelt worden. Der Freudenschein des bedeutungsreichen Tages schien seine Mauern zu vergolden. Auf jeden Fall waren seine Gemächer und Säle geschmackvoll und reich mit blühenden Pflanzen geziert. Eben als René mit seinen Lieben das königliche Schloß betrat, ereignete sich ein kleiner Zwischenfall, der jedoch dem jungen Edelmann fürs erste nicht von besonderer Bedeutung zu sein schien. Es trat ihm ein älterer Hugenothe entgegen, den René von früher her kannte, und stieß ziemlich ungeschickt mit ihm zusammen. Dabei neigte er seinen Mund gegen das Ohr des Eintretenden und flüsterte ihm zu: »Herr von Ambroise, geben Sie acht! Es drohen große Gefahren!«

Niemand hatte diese Mitteilung bemerkt. Als René verwundert aufblickte, sah er ein Auge voll warnenden Ernstes auf sich gerichtet, und der ergraute Freund nickte kaum merklich, aber vielsagend und verschwand im Gedränge der Edelleute.

Es drohen große Gefahren? Heute am Hochzeitstag? Wie unnötig war doch diese ewige Schwarzseherei! René schüttelte lächelnd den Kopf und teilte Madeleine die Botschaft im Flüsterston mit. Dabei fiel es ihm auf, daß auch sie plötzlich wieder ernst geworden war. Glaubte sie wohl auch an diese Gefahren des Louvre, durch den an diesem Tage nichts als warme Herzlichkeit flutete?

Der Empfang im großen Saale des Schlosses ließ alle dunklen Ahnungen oder Befürchtungen vollkommen zurücktreten. Das junge Paar wurde mit Segenswünschen überschüttet, und die eingeladenen Gäste wurden sowohl von Katharina als auch vom König aufs huldvollste begrüßt. Die Königin-Mutter entnahm einem gewaltigen vergoldeten Korb ausgewählte gelbe und rote Rosen und überreichte sie mit vollendeter Höflichkeit ihren Gästen. Musik empfing die Herzöge, die Grafen und Bischöfe. Feine Düfte umwehten sie, als wäre im Louvre ein neuer Frühling angebrochen. Die Königin-Mutter trug ein herrliches, mit Brillanten besetztes Goldkreuz und rauschte von schwerer Seide. Über der jugendli-

chen Königin lag Heiterkeit und leuchtendes Glück ausgegossen. Karl, der neben seiner Mutter saß, küßte den Damen die Hand, verneigte sich vor allen, die auch ihm zu diesem glanzvollen Tage gratulierten, und erschien heute als werdender Mann von der anziehendsten Seite. Als René von Ambroise die Königin-Mutter grüßte, reichte sie ihm eine prachtvolle dunkelrote Rosenknospe und nickte ihm sehr gnädig zu. Dann kam Frau von Ambroise und empfing ihre Blume. Es war ihr, als veränderte sich urplötzlich der Zug ihres Gesichtes, um einem starren Ausdruck Platz zu machen. Madeleine nahte der Gewaltigen mit Herzklopfen, aber René faßte ihre Hand, um ihr die Vorstellung leichter zu machen, und die Königin geruhte sogar, besonders freundlich zu sein. Sie streckte ihr die Rechte entgegen, von der eine Reihe schwerer Rubinen und Perlen glänzte, und sprach: »Die Königin dankt, Mademoiselle, für den entzückenden Gesang. Wir freuen uns alle, Sie noch einmal zu hören. Nehmen Sie zwei Rosen als gute Vorbedeutung für das doppelte Glück, das heute Ihre Seele durchwaltet!«

Ein Strahl der Freude leuchtete aus Renés Augen. »Sie ist doch eine gute Frau, Frankreichs Königin«, dachte er; denn sie erschien ihm in diesem Augenblick wie eine Mutter, die redlich bestrebt ist, alle ihre Kinder zu erfreuen, und hinter einer strengen Miene ein um so gütigeres Herz verbirgt.

Der König aber, übermütiger Laune voll, schloß René in die Arme und sagte: »Nun will ich meinen Dank einheimen für die schöne Festüberraschung. Nicht wahr, Herr von Ambroise, Sie zürnen Karl nicht mehr, daß er Sie am Hofe gehalten? Das köstliche Mahl, das auf uns wartet, die Freude des Wiedersehens und alles das, was noch nachkommt, es wäre nie zum Erlebnis geworden, und wer weiß, vielleicht schliefen Sie schon den ewigen Schlaf bei St. Denis oder bei Meux. Viel Freude zu diesem Tage!«

Und obwohl Madeleine eine einfache Bürgerstochter war, verneigte er sich dennoch mit ritterlichem Anstand vor ihr und sagte ihr einige verbindliche Worte.

Man setzte sich an die Tafel. Sie ertrug kaum die Last köstlichen Geschirrs, das in goldenem und silbernem Glanz leuch-

tete. Nelken und Taxus umrahmten die Teller, und am Platz jedes Gastes lag ein Geschenk des Hofes.

Da, als eben René sich niedersetzte, tauchte abermals das ergraute Haupt jenes Edelmannes auf, der ihn vorhin gewarnt hatte. Sein Platz wurde ihm in der Nähe von René gewiesen und dieser hatte nun Gelegenheit, sein Gesicht zu betrachten. Ein kummervoller Zug schien darauf zu ruhen. Oder war es nur ein tiefer Ernst, der die hohe Stirn überschattete? René grüßte ihn, und der alte Marquis Lande verneigte sich. Dann begann das Mahl, und die Schätze der Küche wanderten herein getragen von rotgekleideten Mohren. Wie viele Pfauen, Truthühner und Gänse hatten ihr Leben für diesen Tag lassen müssen! Und es schien allen Gästen vortrefflich zu schmecken. Wenigstens sah man Coligny des öfteren dankbar die Hände falten, wenn seine Blicke über die guten Speisen hinglitten. Ein stiller, aber leuchtender Friede verklärte des alten Recken Gesicht. So mannhaft er in der Schlacht war, so wohl befand sich seine Seele im Frieden. Und jetzt schien erreicht zu sein, was er oft erträumt, wenn die Opfer der Kriege auf seiner Seele lasteten.

Nach dem Mahl, das den ganzen Nachmittag andauerte kam die Unterhaltung zu ihrem Recht. Das Spiel von Geige und Flöten umschmeichelte die Ohren der Gäste. Es regte sich die Lust zum frohen Tanz. Doch der König winkte. »Zuerst noch einige ernste Lieder«, sagte er, den Blick auf Madeleine gerichtet. Dupré enteilte und befahl, die Harfe hereinzutragen. So stand sie denn zum zweitenmal im Louvre, sie, die, äußerlich nicht so glanzvoll, doch die Schätze holder Melodien in sich barg. Wo war sie doch überall gewesen in den letzten Jahren! In einsamen Waldschluchten hatte ihr Fuß auf dem Fels geruht. In halbdunklen Scheunen war sie der heimlich versammelten Hugenotten Freude gewesen. Über so manche Landstraße war sie dahin und dorthin gewandert. Aber stets hatte Madeleine sie als teures Vermächtnis in acht genommen und ihre Saiten geschont.

Der König stand auf. Er winkte mit der Hand, und das Geplauder der Gäste verstummte. Jedes Auge richtete sich auf das Instrument und auf den König. Nur Marquis Lande schien allein René von Ambroise zu sehen, der Madeleine ermutigende Blicke zuwarf.

»Hochverehrte Gäste«, nahm der König das Wort. »Es ist mein Wunsch gewesen, jenes herrliche Instrument noch einmal zu hören, das uns heute in Notre Dame so entzückt hat. Mademoiselle Madeleine Ernest wird uns drei Lieder spielen, und nachher haben die Geiger wieder das Wort. Ich bitte die Dame, uns jetzt zu erfreuen.«

Madeleine war bald rot, bald blaß geworden. Eine kurze Zeit drohte sogar die ganze glänzende Gesellschaft vor ihren Augen zu flimmern. Da sah sie Admiral Coligny voll Güte wie ein Vater an. Sein ernstes und doch so gütiges Gesicht gab ihr Mut, und während sie einen Seufzer zu dem Herrn sandte, stand sie auf und trat an die Harfe. Es war kein Auge im ganzen Saal, das ihr nicht folgte, abermals mit Ausnahme derjenigen des Marquis, der diesen Moment benützte und aufstand, um René noch näher zu treten. Und als jetzt Madeleine die edelgeformte Hand an die Saiten legte und einen Augenblick tiefer Stille vorübergehen ließ, als wollte sie sich besinnen, fühlte René, wie ein Billet in seine rechte Hand glitt, während der Warner, den Finger an den Mund gelegt, ihn starr anblickte. Die Königin-Mutter hatte das Gesicht der Harfnerin zugeneigt, und diese rührte jetzt das Spiel. Es war, als erklangen kleine Goldglocken mit reinstem, von feiner Empfindung durchbebtem Vibrieren. Hierauf sang das einfache Kind des Volkes ein Abendlied:

*Stille! Schon entsank mit Feiern
Mutter Sonne unsrem Raum;
seht, in tiefen Purpurschleiern
wiegt der Abend sich im Traum!
Stille! Nur im Flüsterhaine
flötet eine Nachtigall,
und die Blumen hold am Raine
lauschen ihrem Schlage all.
Stille! Tagesschmerzen fliehen;
Kindlein, schweiget kurze Zeit,
lauscht den süßen Melodien,
und die Seele wird euch weit!
Stille! Wen der Hauch umwehte,
der vom kühlen Himmel taut,
rüste leis sich zum Gebete,*

*weil jetzt Gott herniederschaut.
Wie er Adam einst gefunden,
will er finden dich und mich.
Stille! Unter allen Stunden
ist der Abend königlich.*

»Wie schön!« sagte Coligny andächtig und wischte sich eine Träne aus den Augen. Doch während die Gäste mit Entzücken den abschließenden Klängen lauschten, entfaltete René das Billet unter dem Tisch und las, von niemand beachtet: »Monsieur! Große Gefahr im Anzug! Katharina plant Verrat! Sagen Sie dem König sobald als möglich, daß über seinem treuesten Knechte Gaspard Coligny das Mörderschwert schwebt! Überhaupt – diese Hochzeit endet mit einem bösen Tanz. Helfen Sie mir, alle Hugenotten zu warnen! Gott hat es mir gezeigt. Der Warner: Marquis Lande.«

René sah diesen erbleichend an. Doch da jetzt die Königin-Mutter ihren Blick hergleiten ließ, nahm des Marquis Gesicht einen gleichmütigen Ausdruck an. Auch er schien voller Spannung an der Harfe zu hängen und das rosige Angesicht der Spielerin zu studieren. Der König klatschte in die Hände. Katharina aber reichte der Harfnerin eine dritte Rose voll köstlichen Duftes und sprach: »Die Königin von Frankreich reicht der Königin der Töne die Königin der Blumen.« Alles brach in laute Beifallsbekundungen aus, die René benützte, um neben den Marquis zu treten. »Herr Marquis«, flüsterte er, »haben Sie Beweise?«

Der Marquis nickte ernst. Dann erfaßte er Renés Hand, drückte sie heftig und gab ebenso leise zurück: »Noch ist es Zeit! Verlassen Sie den Hof heute abend mit allen, die Ihnen teuer sind! Hinter diesen Rosen lauern verderbliche Schlangen, und der letzte Wein, der den Hugenotten eingeschenkt wird, ist rot.« Jetzt hob Madeleine wieder an und sprach:

Das schönste Wort

Diesmal griff sie mächtiger in das Instrument und ließ die ganze Fülle der Töne rauschend dem Liede vorausgehen. Dann sang sie:

*Ein Mutterwort, wie weich und lind,
mag trösten es das kranke Kind!
Es klingt das ganze Leben nach,*

*was meine Mutter zu mir sprach.
 Ein Freundeswort, dem Freund gezollt,
 es klingt so hell wie blankes Gold;
 und ob auch Gold und Glas zerbricht,
 das Wort des Freundes trügt dich nicht.
 Ein Liebeswort in Kampf und Streit,
 wie macht es licht die dunkle Zeit;
 es scheucht der Sorge Nebel fort,
 der Liebe wunderbares Wort.
 Ein Königswort: so stark und klar,
 es tönt ins Volk unwandelbar,
 es steht so fest wie Urgestein,
 ein Königswort muß heilig sein.
 Doch über allem Menschenmund
 wird uns das Wort des Höchsten kund;
 das schönste Wort, das nie vergeht,
 aus Gottes treuem Munde geht.
 Er spricht, so steht die Schöpfung da;
 er spricht, so ist der Himmel nah;
 er spricht, so ist die Seele frei,
 drum rühm' ich, daß sein Wort es sei.
 Mehr als die Mutter trösten kann
 und treuer als der treuste Mann
 spricht Gottes Wort uns Gnade zu,
 o lausche ihm und glaub auch du!*

Heller noch leuchteten Colignys Augen bei diesem Lied. Ja, das war ein echtes Hugenottenlied. Das war es, was bekannt werden mußte vor aller Welt, was über allem stand, ob es noch so schön, noch so königlich war.

»Meine Tochter«, sagte er darum, »Gott segne dich für dieses Lied! Das tut einem alten Recken wahrlich gut und erquickt den Geist ebenso, wie diese Speisen hier den Leib erfrischen. Fast wollte ich sagen, daß dieses Lied das Schönste am ganzen Fest sei.« Der Marquis Lande aber hatte René zugeraunt: »Das Königswort ist in Paris nicht zu suchen, Herr von Ambroise. Sonst drohte keine Gefahr.«

René schüttelte das Haupt. »Nein«, gab er bestimmt zurück, »der König ist treu, und sein Wort darf nicht angetastet wer-

den, wenn er auch zuweilen irren sollte. Dafür bürgte ich mit meinem Kopf.«

»Setzt ihn nicht ein«, gab Lande ernst zurück. »Ihr wißt nicht, wie lange er Euch noch gehört.« »Nur noch ein Lied, Mademoiselle«, rief der König laut. Das Königswort hatte ihm gefallen, und er hatte es sich nicht nehmen lassen, dabei Katharina einen stolzen Blick zuzuwerfen, der jedoch an ihr abglitt.

Die Königin schien in weite Ferne zu blicken und behielt diesen Ausdruck, als Madeleine den Titel des dritten Liedes mit dem Wort verkündete:

Wo wilde Rosen blühen

Sie atmete auf; denn bald lag ihre Aufgabe hinter ihr, und dann winkte die Freiheit. Der Admiral war aufgestanden und war vor sie getreten. Er stützte das Kinn in die Hand und sah mit Wohlgefallen die Finger der Jungfrau die tönenden Saiten spannen. Madeleine sang diesmal:

Wo wilde Rosen blühen

*am stillen Mäuerlein,
schläft nach des Lebens Mühen
ein Ritter treu und rein.*

*Er hat sein Schwert getragen
für Freiheit und für Recht,
hat manche Schlacht geschlagen,
ward keines Feindes Knecht.*

*Ich hab' ihn oft gesegnet,
wenn ihn mein Auge sah,
bis ihm der Feind begegnet,
der Tod, der allen nah.*

*Nun hat man ihn begraben
im kühlen Mondenschein;
die Wehr, die helle, gaben
sie ihm ins Grab hinein.*

*Dann deckten sie ihn leise
mit einer Fahne zu:*

*Fahr hin zur letzten Reise
und schlaf in guter Ruh!*

Doch einst, am großen Tage,

*wenn ihn sein König ruft,
dann steigt er frei von Plage
verklärt aus seiner Gruft.
Indessen pflanz' ich stille -
die Liebe, sie gebeut's -,
wie es sein letzter Wille,
aufs grüne Grab ein Kreuz.
Schlaf wohl, mein Kreuzesritter,
bis wir uns wiederseh'n!
Der Erde Tod ist bitter,
doch süß das Auferstehn.*

Nach diesem Lied konnte sich Coligny nicht mehr halten. Er erfaßte Madeleines Hand und küßte sie voll Ehrerbietung. Und indem er das tat, fiel eine Träne auf der Jungfrau Hand, daß sie verwundert aufschaute. Da durchzuckte es die Harfnerin in jähem Verstehen, daß der Admiral wohl auch so einen treuen Kameraden gehabt haben mochte, der irgendwo in Frankreichs Erde begraben lag. Nur daran dachte sie nicht, daß sie ihm selbst dies Lied gesungen, ihm, dem braven Ritter, der um Liebe, Glauben und Treue gefochten.

Die Königin jedoch mochte irgend etwas ahnen, was ihr nicht genehm war. Sie winkte nun die Harfnerin zu sich heran, um sie vor dem ganzen Hofstaat auszuzeichnen, und indem sie sich vortrefflich meisterte, sagte sie mit dem gütigsten Lächeln, das ihr zu Gebote stand: »Nie werden die hohen Gäste des Louvre diese wunderbaren Lieder vergessen, Mademoiselle, die Sie uns zu beschern die Güte hatten. Darum möchte ich Ihnen eine Gunst gewähren. Bitten Sie, was Sie von der Königin von Frankreich zu bitten den Mut haben! Es soll Ihnen gegeben sein, so wahr ich Katharina von Medici heiße!«

Eine purpurne Röte überflog Madeleines holdes Jungfrauen- gesicht. Züchtig sah sie zur Erde nieder, indes ihre schlanken, kunstgeübten Finger sich ineinander schlangen. Was sollte sie, das arme Mädchen, sich Großes von der mächtigsten Frau von Paris und Frankreich wünschen? Aber plötzlich durchzuckte sie ein Gedanke, der ihr von oben eingegeben zu sein schien, und als die Königin sie noch einmal zu einer kühnen Bitte ermunterte, sagte sie bescheidenen Tones: Majestät, daß ich so

bitten darf, ist eine große Gnade. So bitte ich dies eine, daß die Hugenotten hinfort in Frankreich ohne Gefahr ihres Lebens ihrem Glauben leben mögen, und daß der holde Friede bleibe, der jetzt allüberall herrscht und gekrönt wird durch dieses herrliche Fest.«

»Bravo, bravo!« rief der Admiral und klatschte in die Hände. Rufe der Bewunderung und Freude ertönten von allen Seiten. Die anwesenden Hugenotten standen auf von ihren Stühlen, um die edle Jungfrau besser sehen zu können.

Karl schien tiefbewegt zu sein. Er wischte sich mit einem seidenen Taschentuch über die Augen und nickte der Königin-Mutter vielsagend zu. Diese aber vergaß beinahe, ihre Rolle ohne Unterbrechung weiterzuspielen. Sie saß noch immer in ihrem Stuhl wie ein Marmorbild, unbeweglich nachsinnend über diese Bitte, und ihr Gesicht hatte sich ohne weitere Ursache mit Totenblässe überzogen. Ein funkelnder Blick voll fragenden Mißtrauens hatte Madeleine gestreift, ein zweiter den Kardinal von Lothringen gesucht, und Katharina fragte sich, wer der eigentliche Schuldige daran sei, daß diese Jungfrau gerade den Punkt berührte, den sie in diesen festlichen Tagen am meisten vermieden haben wollte. Doch endlich faßte sie sich.

»Der Friede ist gesichert«, versetzte sie mit etwas unsicherer Stimme. »Es ist unnötig, Mademoiselle, um etwas zu bitten, das schon Gemeingut des Volkes geworden ist. Allein, da Sie uns alle so entzückt haben mit den Perlen Ihrer Lieder, so nehmen auch Sie eine Perle von der Hand Katharinas entgegen zum ewigen Angedenken an die Hochzeit des Königs von Navarra!« Mit leise bebenden Händen hatte die Königin von ihrem Gewand eine Perlennadel gelöst und war aufgestanden. Madeleine trat auf ihren Wink einen Schritt näher. Und nun heftete die Königin diese Perle an die Brust der Jungfrau, die dabei ein eigentümliches Gefühl in ihrer Seele verspürte.

Ob es wohl eine Täuschung war, daß ein kalter Hauch von der Hand Katharinas ausgegangen war? Und ob es Torheit von ihr war, bei dieser Perle an Tränen zu denken, die aus ihr werden möchten? Es war nicht mehr lange Zeit zum Nachdenken.

Der König beehrte jetzt heitere Weisen zu hören und lud zum Tanze ein. So trat Madeleine zurück, nachdem ihr auch Karl noch dankend die Hand gereicht hatte. Die tiefe Stille, die soeben noch geherrscht hatte, wurde gebrochen durch einen ersten lustigen Geigenstrich. Der zweite Teil der Hochzeit hatte damit seinen Anfang genommen. Der Hof atmete sichtlich auf. Besonders aber empfand die Königin eine Erleichterung. Noch schien volles Vertrauen die geladenen Gäste zu tragen.

XXI

Indes manche Paare in strahlender Schönheit zum Tanze schritten und der König selbst den Ball eröffnete, nahm Katharina mit dem Herzog von Lothringen in zwangloser Unterhaltung öffentlich Platz auf einem seidenen Sofa, das den Blick auf das Ballfest gewährte. Die Lichter waren angezündet worden, und ihr Glanz zitterte und flimmerte aus den schweren, von reichem Goldrahmen gehaltenen Spiegeln in Regenbogenfarben zurück. Aber während die Königin sich mit dem hohen geistlichen Würdenträger über nebensächliche Dinge unterhielt, die jedermann hören durfte, führte sie zu gleicher Zeit ein zweites geheimes Gespräch, das jedesmal dann abgebrochen wurde, wenn sich jemand nahte.

»Madame meinen, es gäbe einen günstigeren Zeitpunkt als diese Hochzeit«, sagte nun der Kardinal. »Ich bin gegenteiliger Meinung. Jetzt oder nie!«

»Jetzt oder nie, Herr Herzog, aber bedenken Sie diese Macht der Hugenotten in Paris! Und mit Coligny an der Spitze!«

»Coligny muß fallen, Madame!«

»Dort sehen Sie, daß er noch nie so aufrecht stand wie an diesem Tage.« Der Fächer der Königin wies hinüber zu dem Recken, der mit René und dem Marquis Lande in ein heiteres Gespräch verwickelt zu sein schien.

»Es ist das Stehen vor dem Sturz«, gab der Guise düster zurück. »Ha, dieser Mann ist es, der den König am Gängelband führt, der Frankreich nicht zur Ruhe kommen läßt, und

die Sorgen über ihn lassen den Heiligen Vater in Rom nicht schlafen!«

»Es gäbe eine Revolution, wenn er fiele!«

»Immerhin, Majestät! Aber was gibt es, wenn er nicht fällt? Haben Sie bedacht, daß die ganze Politik Frankreichs an diesem Manne hängt, und daß er es ist, der es zu keinem Frieden mit Spanien kommen läßt?«

Hier nahte ein hohes Paar, um sich zusammen der Königin-Mutter vorzustellen. Sofort nahm ihr Gesicht den unschuldigsten Ausdruck an. Mit mütterlicher Freude sagte sie den beiden Gästen Artigkeiten über die Gewandtheit, mit der sie soeben ihren Tanz beendet hatten. Und der Kardinal bemerkte: »Die blutigen Tänze der Waffen abgelöst zu sehen von diesen friedlichen Spielen, gehört zu den größten Freuden meines Lebens.« Er winkte den beiden gütig zu und verneigte sich, als sie wieder verschwanden im Gewühl schimmernder Seidentrachten und im Gefunkel der Edelsteine, deren Glanz immer wieder in diese etwas dunklere Ecke blitzte.

»Also Sie meinen, daß jetzt die Stunde gekommen sei, Herr Kardinal? Ich möchte ja auch Frankreich erlösen von der Pest der Hugenotten und von jenem Mann, der die Seele ihrer Religion wie ihrer Politik zu sein scheint. Aber um Gottes willen, keinen Verdacht auf den Louvre! Was würde die Welt von Frankreichs Königshaus denken?« Sie dämpfte den Ton ihrer Stimme zu einem Flüstern.

»Die Welt, Majestät? Darauf ist zu antworten, daß die Welt in wenigen Monaten, ja vielleicht schon in wenigen Tagen wieder katholisch sein wird, wie sie war in den Zeiten, ehe jene ketzerischen Hunde geboren wurden, die alle Lande mit ihrem Geheul erfüllten. Ja, man rüstet sich allerorten, sie zu zwingen. Alba ist an der Arbeit, Majestät, und wie ich hörte, hat Papst Pius ihm einen mit dem päpstlichen Segen geweihten Hut und ein reich mit Gold verziertes Schwert gesandt. Er hat es verdient. Seitdem er Statthalter in den Niederlanden wurde, zertritt er die Pestilenz des falschen Glaubens mit eisernem Schritt, und es sind nahezu achtzehntausend Menschen, die er mit spanischen Stiefeln das Tanzen gelehrt. Er ist es, der jenen Abtrünnigen den Zungenring anlegte, der mit des Feuers Glut

sie daran hindert, ihre Lehre weiter zu verkündigen. Soll denn Frankreich allein zurückbleiben bei der Befreiung der Welt?«

»Im Gegenteil, Eure Hoheit!« gab die Königin zurück. »Ich sehe schon lange ein, daß wir endlich einmal zugreifen müssen. Und schließlich, Sie haben recht, jetzt ist die Gelegenheit da. Lassen wir sie wieder entschlüpfen, so kommt sie niemals wieder. Aber wie soll es gehen?«

Hier fand es auch der Kardinal für gut, seine Stimme zum leisesten Tone herabzumindern. Kaum daß ihn die Königin verstand. Allein, was sie verstand, genügte ihr vollkommen. Als der Kardinal endlich fertig war, nickte sie ihm eifrig zu.

»Und der König, Eure Hoheit?«

»Wir gewinnen ihn! Er ist ja kein Mann, Majestät, und wir werden nicht nachgeben, bis er sich zu uns bekennt. Er ist nicht umsonst in unsre Hand gegeben. Frankreich soll an diese Hochzeit denken, solange die Erde steht.«

XXII

Am 22. August beendigte ein großer Staatsrat die Hochzeit des Königs zu Navarra. Auch Coligny befand sich dabei. Alle Warnungen des Marquis schlug er in den Wind. »Der König ist treu«, war immer wieder seine Antwort. Der nie sein Wort gebrochen, konnte glauben, daß auch andere es nicht brechen. Er vertraute dem König unbedingt als einem wahren Edelmann. Deshalb schritt er auch ruhig nach diesem Rat seiner Wohnung entgegen, die sich nicht weit vom Louvre befand, und unterhielt sich, nichts Böses ahnend, mit seinem Begleiter. Da, als er beinahe sein Ziel erreicht hatte, hallte der Knall eines Schusses durch die engen Gassen von Paris, und gleich darauf folgte diesem ein zweiter. Aus sicherem Versteck war das Pulver aufgeblitzt. Coligny, der eben noch so ruhig seines Weges ging, schrak zusammen. Er war getroffen worden und fühlte das Blut aus seiner Hand rinnen, die er noch vor wenigen Minuten dem König zum Abschied gereicht. Als sich die ihn geleitenden Edelleute voll Entsetzen nach ihrem Füh-

rer umwandten, sahen sie sein Angesicht erbleichen. Der Admiral, ruhig und gefaßt, wollte sich nichts merken lassen. Allein die Schwäche übermannte ihn, und der Blutverlust zwang ihn, die Verwundung zuzugeben.

»Getroffen?« fragte einer der ihn begleitenden königlichen Hauptleute voll ungeheucheltem Entsetzen.

»Getroffen!« gab Coligny ruhig zurück. »Aber es ist nichts, Freunde! Nur ein Streifschuß oder zwei! Regen Sie sich nicht auf! Irgendein Bube hat die Zügel schießen lassen.«

Anders die ihn heimführenden Edelleute. Sie sahen in diesen Schüssen ein böses Vorzeichen und hielten mit ihrer Meinung nicht zurück.

»Der Hof war zu freundlich«, sagte der eine mit tieferster Miene. »Allzufreundlich ist nicht echt.«

»Nein, Freunde, nicht der Hof«, wehrte der Admiral lächelnd ab. »Der König soll nicht unnötig in Sorge geraten. Er weiß nichts davon.«

»Mir ist so unheimlich in diesem Paris voll Glanz und Tücke. Man teilt Rosen aus und schießt auf den Führer der Hugenotten. Ha, das ist doch nichts anderes als Verrat!«

»Mäßigt euch, meine Freunde! Wir dürfen nicht bei jedem Schuß erschrecken und müssen jetzt erst recht die Ruhe bewahren. Übrigens, die Herren werden dem König die Nachricht überbringen.« Die Hauptleute verneigten sich und eilten zurück in den königlichen Palast. Coligny war allein mit seinen Freunden. Er sah sie der Reihe nach mit der heiteren Miene eines Mannes an, der zu allem bereit ist, und war bemüht, ihnen Mut einzuflößen.

Allein die Freunde hatten sich schon in der Zeit, in welcher der Admiral zu Bett gebracht wurde, eifrig unterhalten. Jetzt traten sie an sein Lager, und einer unter ihnen sprach: »Herr Admiral, machen wir uns bereit zum Kampf! Wir ahnen einen Überfall.«

Allein der greise Führer schüttelte sehr energisch den Kopf.

»Kaltes Blut, meine Freunde! Jener Mordbube wird gefangen, und alles ist gut. Krieger, die so manche Schlacht bestanden wie ich, freuen sich, wenn sie nach den vielen Blumendüften ehrliches Pulver riechen. Ich beschwöre euch, die Ruhe

nicht zu verlieren und den Frieden nicht aufs Spiel zu setzen. Schließlich, was liegt an mir und meinem Leben? Wenn der Admiral fällt, so fällt doch nicht die Sache des Herrn. Gegen sie kann niemand die Waffe zücken.«

Er fuhr fort, immer wieder ihre Herzen zu beruhigen. Und nach und nach wich der erste Schrecken etwas von den Männern. Immerhin flog die Kunde von Colignys Verwundung durch die ganze Stadt, und Tausende raunten sie sich gegenseitig zu. Die Geister gerieten in eine Erregung, die durch die amtliche Beruhigung nicht gebannt wurde. In bange Befürchtungen versetzt, rüsteten sich Hunderte zu einer baldigen Abreise aus der Landeshauptstadt. Das Wetterleuchten an ihrem Himmel und der fern grollende Donner gemahnten daran, einen Bergungsort aufzusuchen. Das Aufflammen dieses Wetterleuchtens schien auch die dumpfe Schleierhülle der gegenseitigen Freundschaft zerrissen zu haben. Man maß sich plötzlich wieder mit kälteren Blicken, ging sich aus dem Wege oder sprach davon, daß einer schönen Hochzeit nicht immer eine gute Ehe folgte. Es lag also Gewitterschwüle über Paris, und das dumpfe Brüten der letzten Augustwochen hielt die Gemüter in Bann. Nicht also der König. Er war ehrlich erschrocken über Colignys Verwundung und schwur, nicht zu ruhen, bis er die Täter bestraft haben würde. Sofort eilte er zu dem Admiral, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Coligny hatte ihn übrigens zu sich bitten lassen, da er ihm noch Wichtiges mitzuteilen habe. Die Königin-Mutter spielte ihre Rolle einstweilen in scheinbarer Seelenruhe weiter. Sie begleitete Karl mit dem Bruder des Königs, dem Herzog von Anjou, um jeden Verdacht von sich abzulenken. Paris sollte es sehen, daß Katharina unschuldig war.

Am Bett des Admirals angelangt, bezeugten der König, die Königin und der Herzog von Anjou dem Verwundeten, dem der Leibarzt des Königs den verwundeten Finger vollends abgenommen hatte, ihre Teilnahme. Der duldende Held nahm sie mit ritterlichem Dank entgegen. Über seinem Gesicht lag freundlicher Friede, und seine Augen leuchteten heller als die der Königin-Mutter. Er war auch zum Sterben bereit; nur sehnte er sich danach noch einmal mit Karl allein zu sein. Als nun

alle sich ins Nebenzimmer zurückgezogen hatten, ergriff Coligny die Hand des Königs. Seine treuen Augen hefteten sich ernst und doch voll Wärme auf den jugendlichen Fürsten. Der feierliche Augenblick, da Gott zum letztenmal an Karls Herzen anklopfte, war gekommen. Er fühlte es tief, daß dieser, sein bester Diener, die Wahrheit redete, als Coligny ihn noch einmal hinwies auf die Notwendigkeit einer ebenso starken als gerechten Regierung. Sein Herz erzitterte, als der greise Edelmann von seinem herannahenden Ende sprach. Sollte diese Säule Frankreichs wirklich schon erbeben und fallen?

»Sie werden noch weiter leben, Herr Admiral, zum Segen und Nutzen des Vaterlandes«, rief er in bestimmtem Tone aus, »Karl kann Sie nicht entbehren!«

»Wie Gott will, Sire! Aber vergessen Sie nie, daß ein König ein ganzer Mann sein muß, der unbeirrt vom Wellenspiel der Parteien am Ruder des Staates steht. Es sind Männer in Frankreich, die den Frieden untergraben wollen, das weiß ich. Aber ich hoffe, daß sie nicht mehr zum Sieg gelangen, und daß der große Wendepunkt der Geschichte gekommen ist.«

Der große Wendepunkt der Geschichte? Trübe blickte der König auf den bleich und müde daliegenden Führer der Hugenotten. Er wollte noch manches mit ihm reden, wollte ihm seine, des Königs Unschuld beschwören, da nahte die Königin und bat ihren Sohn, den Kranken vor Erregung zu schützen und nicht länger zu bleiben.

In Wahrheit fürchtete Katharina eine weitere geheime Unterredung mit dem gehaßten Manne.

Jetzt stand ihr Spiel auf der Höhe der nahenden Entscheidung. Noch wenige geschickte Schachzüge, und es war gewonnen. Daß nun dieser Offizier den König länger decken und in einem ihr entgegengesetzten Sinne beeinflussen sollte, ließ ihr Inneres vor Grimm kochen. Lebhaft unterstützte sie der Herzog von Anjou, als sie auf dem Heimweg in ihren Sohn drang, er möge sie von dem im geheimen geführten Gespräch unterrichten. Sie ruhte nicht, bis der König unwillig antwortete: »Es ist wahr, was mir der Admiral gesagt hat, daß man einen König an der Macht erkenne, die er habe; diese Macht aber wird mir durch Eure Bevormundung genommen. Das ist

es, was er mir als einer meiner treuesten Diener und Untertanen noch vor seinem Tode hat sagen wollen.«

Da leuchtete der Haß in den Augen der Königin ungehemmt empor. In eisiges Schweigen gehüllt, ging sie neben den beiden Männern einher, bis das dunkle Portal des Louvre sie aufgenommen hatte. Das letzte Schwanken wich von Katharina von Medici. Ein furchtbarer und grausamer Entschluß reifte in der Seele dieses Weibes. Es war ein Augenblick wie jener, da der Jünger des Verrates von seinem Meister ging und die heilige Geschichte das Urteil über ihn abschloß mit den schicksalsschweren Worten: »Und es ward Nacht!«

XXIII

Es war am Abend des 23. August. Soeben war der König zurückgekehrt von einem geheimen Rat bei der Königin. Dabei waren auch der Kardinal von Lothringen, der Herzog von Anjou und mehrere führende Männer der Katholiken anwesend. Wer das Angesicht Karls an diesem Abend beobachtet hätte, dem wäre aufgefallen, daß es in den letzten Tagen eine ganz veränderte Ausdrucksweise angenommen hatte. Es lag ein großer, aber furchtbarer Entschluß auf diesem Angesicht. Die Augen blickten beinahe finster, und über der Stirn lagerte eine Wolke. Die Königin triumphierte. Sie, die lange versucht hatte, ihr Land im Gleichgewicht der Gerechtigkeit zu regieren, war zuerst unterlegen. Ihr war jetzt der König nachgefolgt. Nach einer stürmischen Sitzung hatten Katharina und ihre Ratgeber ihn niedergezwungen.

Nie ist in einem Königsschlosse ein Beschluß von ähnlicher Tragweite gefaßt worden. Nie haben Fürsten von christlichem Bekenntnis sich so geeinigt. Der Becher, aus dem gewürfelt wurde, befand sich in Satans Hand. Die Würfel, die da fielen, zeigten die Augen der Dämonen. Jetzt war alles bereit, um auf den Wink des Hofes das Ende der Hochzeit zu bereiten. Am späten Abend noch beschied der König den Vorsteher der Kaufmannschaft, Präsident Le Charron, zu sich in den Louvre.

»Auf wie viele Menschen von Paris kann ich mich verlassen, wenn ich ihrer zu einem wichtigen Werke bedarf?« fragte der König.

»Je nach der Zeit. In einem Monat auf hunderttausend«, antwortete Le Charron.

»Und auf wie viele heute Nacht, Herr Präsident?« »Auf zwanzigtausend, Sire!«

»Gut. Dies genügt. Sorgen Sie dafür, daß die Pforten alle geschlossen werden! Lassen Sie die Getreuen sich sammeln, weiße Armbinden oder weiße Kreuze anlegen, und warten Sie auf das Glockenzeichen des Turmes St. Germain l'Auxerre! Es wird um drei Uhr erklingen. Dann, mein lieber Präsident, wird Frankreich erlöst werden. Es darf kein Ketzler entkommen aus Paris, hören Sie und verstehen Sie mich?«

»Jawohl, Sire!«

»Es darf also niemand geschont werden, damit wir endlich ganze Arbeit tun.«

»Und die Frauen und Kinder, Sire?«

»Ohne Unterschied. Aus jungen Ketzern werden alte. Die Frauen sind oft noch fanatischer als die Männer.« »Und die Hochgestellten?«

»Es gibt keine Stände in dieser Nacht, Herr Präsident.« Herr Le Charron verbeugte sich schweigend und tief. Er hatte um die Befehle des Königs gewußt, ehe sie kamen, und die Bewaffneten standen bereit.

Als er gegangen war, wurde René von Ambroise gemeldet. Der König stampfte unmutig auf den Teppich bei dieser Nachricht. Ungeschickter hätte René ihm nicht kommen können als jetzt, als an diesem schicksalsschweren Abend, der durchrauscht war von den Fittichen einer neuen Geschichte, wie der König meinte. Aber er durfte ihn nicht abweisen, um nicht im letzten Augenblick Verdacht zu erregen. So befahl er, den Edelmann vorzulassen, und ging, die Hände auf den Rücken gelegt, mit nervösen Schritten im Zimmer auf und ab.

René grüßte in altgewohnter, herzlicher Weise.

Der König antwortete mit erzwungener Freundlichkeit und lud René zum Sitzen ein. Der aber blieb stehen.

»Wie geht es, René?« sagte der König mit scheinbarem Interesse.

»Es geht schlecht, Sire!«

»Siehe da! Ist die Gesundheit angegriffen?«

»Nein, Sire, aber mir raunte ein Unbekannter etwas zu, was mir so ungeheuerlich erschien, daß ich ihn entweder für wahnsinnig oder mich selbst nicht mehr für ganz zurechnungsfähig halten muß!«

Karl zuckte zusammen. Er warf dem Jüngling einen scharfen Blick zu. René schien es, als wolle der König alle seine Gedanken lesen mit diesem Blick.

»Es wird viel geklatscht bei Hofe, René, verständige Männer verachten das.«

»Sire, ist es wahr, daß eine Verschwörung gegen die Hugonotten besteht?« antwortete dieser.

Der König wich erblaßten Angesichts etwas zurück.

»Da haben wir es, René«, sagte er tonlos. »Wer sagt so etwas?«

»Die Winde sagen es, Sire, und die Lüfte raunen es. Die schwarzen Mauern flüstern es, und der ganze Hof scheint es zu wissen.«

Der König runzelte die Stirn. Sein trotzig-hochmütiges Ich wurde sichtbar. Eisig erwiderte er: »Und wenn es wahr wäre, René von Ambroise, was hättet Ihr dagegen einzuwenden?«

»Nichts, Sire, als daß ich meinen Degen fester umgürte, um mich mit all den Edlen zu wehren bis zum Tode. Vielleicht aber auch, daß der König fällt, der Thron wankt, Frankreich sich erhebt und, Sire, ... jenes Weib ihren Lohn findet, die Männer verwirrt, die Politik verwickelt und im Namen der Wahrheit die Triumphe der Lüge fördert.«

Renés Gestalt richtete sich hoch auf. Ihr gegenüber stand der König leicht vornübergebeugt da. Sein lauernder Blick streifte das Wehrgehänge des alten Freundes. Ja, in der Tat, René von Ambroise hätte es in der Hand, ihn, den König, hier im Louvre niederzustrecken. Ob er solches plante? Die zwiespältige Seele des Königs, an eigene Launenhaftigkeit gewöhnt, mißtraute auch andern.

Nun aber kam ihm ein Gedanke. Es galt für ihn, sich mit königlichen Ehren auch aus dem furchtbaren Handel der nächsten Stunden zu retten. Mochten Tausende auf dem Pflaster von Paris verbluten, er, der König, wollte sich auf jeden Fall das Ansehen wahren. Und dazu konnte ihm René, den er innerlich gleichfalls als Freund aufgegeben hatte, dienen. Er trat an einen Schreibtisch, setzte sich, warf in raschen Zügen einige Worte auf ein rosenrotes Papier und setzte die königliche Unterschrift nebst dem Staatssiegel darunter. Nachdem er dieses Siegel auch auf dem Umschlag des Briefes angebracht hatte, reichte er René das Schreiben und sagte: »Wir waren befreundet, und wir sind es noch. Der König wünscht seine Treue zu halten. Was immer geschehen mag in dieser Nacht oder in den folgenden Tagen, zeigen Sie diesen Brief jedem, der Sie oder Ihre Braut antasten will! Er enthält meinen königlichen Willen, Sie zu schützen. Denn wenn mich nicht alles trügt, so glaube auch ich, daß schwere Dinge bevorstehen. Indes sind es die Verhältnisse, die stärker sind als ich, und es ist auch der Verrat Colignys, der uns zwingt, auf der Hut zu sein. Sie wissen doch, daß der Admiral große Truppenmassen anmarschieren lassen will? Zehntausend Reiter hat er in Deutschland geworben, zehntausend Fußknechte sollen die Schweizer Kantone ihm liefern; es ist zu toll, wie der Alte es treibt. Das nenne ich Verrat, René von Ambroise!«

Der König verschränkte die Arme und beobachtete die Wirkung seiner Worte.

»Verrat von Coligny? Umgekehrt, Sire, ist die Wahrheit. Coligny ist verraten worden. Ein Mann mit seinem Auge ein Verräter? Ha, wie nennen wir dann die Guisen, wie den Anjou? Wie endlich die Florentinerin? Nein, Sire.«

»Lassen wir es dahingestellt, René! Aber wo Sie können, da verbreiten Sie immerhin die Nachricht, daß ich lange redlich gerungen habe, den Hugenotten den Frieden zu halten!«

»Sire, das ist wahr. Aber man darf nicht das gute Werk liegen lassen, ehe es vollendet ist!«

»Wir können nicht mehr anders, René. Der Admiral zwingt uns zum Selbstschutz.«

»Und was soll geschehen, Sire?«

Der König maß den kühnen Jüngling mit ernsten Blicken. Es begann noch einmal zu kämpfen in seinem Innern. Trat vielleicht sein guter Engel ihm noch ein letztesmal nahe, ehe des Mordmeeres Wogen entsetzlich auch über ihm zusammenschlugen? Er blieb René die Antwort schuldig; denn sonderbar genug, so fest er der Königin das Wort gegeben hatte, jetzt erbebte er doch wieder davor, dieses selbe Wort offen auszusprechen. Im Begriff, in die tiefsten Tiefen zu sinken, schauerte ihn vor der Dunkelheit dieser Hölle.

Da trat René auf ihn zu. Er ließ sich auf die Knie nieder vor dem König, eine Haltung, die er noch nie eingenommen hatte, umfaßte seine Füße und sprach in flehentlichem Ton: »Sire, es ist mir alles bekannt! Die Mauern des Louvre können ja kein Geheimnis wahren, und ein so furchtbares Geheimnis mag überhaupt nicht gefesselt werden. O Sire! Ich bitte, ich flehe Sie an, keinen Schritt weiter auf dieser entsetzlichen Bahn! Colignys Blut ruht schon auf diesem Hause. Soll nun der Fluch noch größer, die Missetat noch schrecklicher werden?«

»Colignys Blut ruht nicht auf mir«, erwiderte der König heftig. »René von Ambroise, wer spricht solche Worte?«

»Niemand, Sire. Aber das, was geschehen soll, wäre entsetzlich, wäre nie, nie wiedergutzumachen. Majestät! Hören Sie das Flehen Ihres treuesten Dieners, hören Sie die heilige, eindringliche Mahnung Ihres Gewissens – denn Gott läßt keinen Menschen sündigen, ohne ihn aufs ernsteste zu warnen, – und geben Sie das Wort nicht! Jetzt ist die schicksalsschwere Nacht gekommen, da an des Königs Wort das Geschick von ganz Frankreich hängt, als hinge es an einem Seidenfaden über einem Abgrund.«

Der König sah mit verdüsterten Augen auf den vor ihm liegenden Freund.

»An meinem Wort liegt es nicht, René.«

»Doch, Sire, an Ihrem Wort. Geben Sie sofort Gegenbefehl! Ich begehre keinen Schutzbrief für mich und Madeleine, ich flehe um mein Volk, um das Leben der Hugenotten.«

»Das ist edel, René. Aber es ist zu spät ... Sie müssen sterben!«

Das harte Wort des Königs drang René durch Mark und Bein.

»Das sagt der Teufel, Sire! Er ist der Mörder von Anfang!«
»Nein, das sagt der König, René«, gab nun Karl wieder so eisern zurück, wie er vorher gesprochen.

»Sire, ich bitte!«

»Umsonst!«

»Sire, ich beschwöre Sie! Um Ihrer Ruhe willen! Um Ihrer Seligkeit willen!«

»Still nun, René! Die Würfel sind gefallen.«

Da sprang dieser auf wie eine Stahlfeder. »So warne ich den Admiral, die Freunde, die Stadt!«

Aber der König war in diesem Augenblick an seine Glocke getreten und hatte ihren Knopf gerührt. Sofort trat Dupré ein, und hinter ihm erschien ein Hauptmann mit Schweizervolk. »Dupré, führen Sie René bis um drei Uhr diese Nacht auf sein Zimmer!« sagte der König ruhig. »Und Sie, mein Herr, haben die Güte, ihn zu bewachen, daß er den Louvre nicht verläßt, bis die Glocke von St. Germain l'Auxerre ertönt!«

Schweigend verneigte sich der Hauptmann. Sprachlos starrte René den König, die Soldaten, den Kammerherrn an. Es kam ihm alles vor wie ein böser Traum.

Mit verschränkten Armen sah Karl ihm nach, als er abgeführt wurde. Er hatte gesiegt, und das war genug.

XXIV

Hören wir zunächst, was die Geschichte über die nächsten Stunden berichtet! Das tiefe Schweigen jener furchtbarsten aller Nächte Frankreichs lastete über Paris und überdeckte die unglückliche Stadt wie mit einem Leichentuche. Aber unter diesem Schleier der Verschwiegenheit rüsteten sich die Söldlinge des Königs zum Schlag. Derselbe Hauptmann, den der König mit einer Wache am 22. August vor Colignys Haus hatte stellen lassen, begehrte Einlaß in seiner Wohnung, und zwar im Namen des Königs. Der Kammerdiener, der öffnete, erhielt einen tödlichen Stoß. Ein Schweizer auf der Treppe wurde niedergeschossen, und nun drangen die Bewaffneten

unter der Leitung des Herzogs von Guise, der unten im Hofe wartete, in das Schlafzimmer des Admirals ein. Ein Diener des Herzogs von Guise richtete hierauf an den Admiral die Frage: »Bist du der Admiral Coligny?«

»Ja«, erwiderte dieser. »Aber, junger Mann, du solltest Achtung haben vor meinem Alter und vor meinem hilflosen Zustand.« Die Antwort war eine Verwünschung, ein Dolchstich und ein Schlag auf den Kopf. Nachdem der Tod eingetreten war, befahl der Herzog von Guise, den Leichnam des Admirals zum Fenster hinauszwerfen, und als dies geschehen war, versetzte er ihm einen Fußtritt der Verachtung. Damit war der Anfang zur Pariser Bluthochzeitsnacht gegeben. Und nun gab es kein Zurück mehr. Es war um drei Uhr morgens, als plötzlich die Glocke auf St. Germain l'Auxerres zu läuten begann. Ein Schuß vom Louvre aus hatte dem Glöckner das Zeichen gegeben. Ob ihn der König selbst abgefeuert? Ob er wirklich, wie die Geschichte berichtet, vom Balkon des Louvre aus mit seinem Jagdgewehr auf seine eigenen Untertanen gefeuert? Wie gern möchte man es nicht glauben! Wahr aber und Tatsache ist es, daß sofort das Sturmläuten auf allen Kirchen von Paris begann. Unheimlich und erschütternd mischte sich der tiefe Hall von Notre Dame in die taumelnden Laute der Schwesterglocken. Dieselben Glocken, die zum fröhlichen Fest gerufen, riefen nun zum Tod.

Über die Ereignisse, die jetzt begannen, breiten wir einen Schleier. Sie sind zu schrecklich, um von allen Gemütern ertragen zu werden. Von tiefer Blindheit geschlagen und von der Macht der Finsternis beseelt, stürmten Christen wider Christen, Brüder wider Brüder. Durch dieselben Straßen, über die der glänzende und wunderbare Hochzeitszug gezogen war, ging jetzt der Tod. Er trug eine weiße Binde, ein weißes Kreuz am Arm, aber dieser Arm führte das Schwert und die hauende Sense, wie es noch nie dagewesen. Armes Volk der Hugenotten, die, aus dem Schlafe fahrend, in die Hände ihrer Mörder fielen!

Als die Glocken auf Notre Dame ertönten, öffnete sich Renés Gemach, und der Hauptmann gab ihn frei. Er wollte davonstrüzen, doch der Hauptmann sprach: »Halt!« Er heftete eine weiße Binde an Renés Arm und ein weißes Kreuz an seine

Brust. Dann erst entließ er ihn, dem das Haupt brannte, und der wie im Fieber auf die Straßen stürzte.

René wollte zuerst nach Colignys Wohnung eilen. Ihn, den greisen Helden, schützen zu helfen, empfand er als erste Ritterpflicht. Aber schon vor dem Louvre begegnete ihm ein Soldat, der voll Triumph rief: »Coligny tot! Es lebe der König!«

»Du lügst!« wollte ihm René erwidern, da wälzte sich ein wilder Zug heran. Ihr Triumphgeschrei bestätigte ihm die furchtbare Kunde nur zu sehr. Darum eilte er davon, um nach der Brücke Notre Dame zu gelangen und nach denen zu sehen, deren Schicksal ihn seit Stunden mit entsetzlicher Sorge und Furcht erfüllte.

Auf diesem Wege bot sich ihm das Bild einer Schlacht. Es fehlten nur die Feinde, die sich ritterlich wehrten. Schüsse ertönten aus allen Gassen. Um Erbarmen flehende Frauen- und Kinderstimmen mischten sich mit ihnen.

Alle diese Laute des Schreckens, die an Renés Ohr drangen, erfüllten seine Seele mit tiefem Bangen. Die Schwerter, die im Scheine brennender Fackeln durch die Luft blitzten, bedrohten ja auch das teure Leben der Mutter wie der stillen, freundlichen Königin seines Herzens. Nun er an der Schwelle seines Glückes gestanden, öffnete sich ein tiefer Abgrund vor ihm, der alles und alle zu verschlingen drohte. Da leuchtete ihm der Widerschein zuckender Lichter von den dunklen Wellen der Seine entgegen. Wildes Lachen ertönte am Ufer des Stromes, dessen düstere Flut so manches kostbare Menschenleben verschlingen mußte. Gerade hier war ein Brennpunkt der ganzen Verfolgung. Und siehe, dort, an der Pont de Notre Dame, welche Menge von Würgern, deren weiße Armbinden durch die Nacht leuchteten! Ja, sie hatten auch das Haus, in dem seine Geliebten wohnten, schon besetzt, um es, eifrigen Jagdhunden gleich, zu durchstöbern.

Ein tödlicher Schreck durchzuckte das Innerste seiner Seele. Mit bebender Hand riß er den Brief des Königs aus der Tasche, um ihn hoch in der Linken zu schwingen, während die Rechte den blitzenden Degen gezogen hielt.

»Zurück aus diesem Hause!« rief er mit keuchendem Atem jenen zu, die vor ihm sich die Treppe hinaufdrängten und laut

nach Hugenotten schrien. Ein wilder Kerl mit pulvergeschwärztem Gesicht antwortete mit einem Hohngelächter und schrie: »Hier gibt es kein Zurück, Monsieur! Der König befiehlt, vorwärtszugehen!«

Donnernd schlug er mit der Büchse gegen die Tür. »Heda, aufgemacht!«

Mit einem Sprung war René an seiner Seite.

»Hier, mein Freund«, keuchte er, »hier ist der besondere Befehl des Königs. Ich bin des Königs Freund, und diejenigen, die in diesem Hause wohnen, sind es ebenfalls! Ich mache Euch verantwortlich für alles, was hier geschieht!«

Murrend wandte sich der Musketier halb um. »Wie«, schrie er heftig, »der König soll diesen Wisch geschrieben haben? Das ist eine Kriegslist! Her damit! Es wird ein gefälschter Brief sein, wie alle Hugenotten falsch sind!« Da er aber das königliche Siegel erblickte, wandelte sich seine Miene und nahm plötzlich einen untertänigen, kriechenden Ausdruck an. »Wahrhaftig, der König! He, Kameraden! Wir haben den Rückzug anzutreten!«

Finstere Blicke streiften René. Die Tiger von Paris waren nicht gewillt, ihre Beute fahren zu lassen, ohne einen Tropfen Blut gesehen zu haben. Heftige Protestrufe erschollen, und Pistolen erhoben sich.

Da, in diesem kritischen Augenblick geschah etwas Unerwartetes, für die Mordgesellen völlig Überraschendes. Auf dem obersten Absatz der Treppe öffnete sich eine Tür, ein Lichtschein fiel über die Stufen herab und lenkte die Blicke aller empor.

Und horch! Wie aus einer anderen Welt klangen in diesem Augenblick die süßen Töne einer Harfe hernieder, daß die Drohenden mit einemmal still wurden und emporlauschten. Jetzt erhob sich eine weiche, zitternde Frauenstimme und mischte sich mit den Klängen der Harfe. Wer war diese Uner-schrockene, die in dieser grausigen Nacht sang, den Feinden, dem Tode, dem König zum Trotz? Gab es wirklich so starke Herzen, die ihre letzten Augenblicke mit einem Lobgesang Gottes auszufüllen imstande waren? Die Pistolen der Mörder senkten sich, und die Degen berührten mit ihren Spitzen die Erde. Mit elastischen Sprüngen aber eilte René die Stufen em-

por, während ihm die Söldlinge des Königs wie Katzen nachschlichen. Das Bild, das sich den Augen des Jünglings darbot, war von ergreifender Hoheit und Schönheit. An der Tür stand seine Mutter, mit vorgebeugtem Haupt in banger Erwartung die Stufen hinablauschend. Ihr silberweißes Haar leuchtete im Lichtschein wie von einer Glorie umstrahlt. Das bleiche Angesicht schien schon der andern Welt anzugehören. Und dort neben dem Tisch kniete Madeleine, die Geliebte, bei ihrer Harfe und sah mit glaubenstiefen Augen zur Decke des Zimmerchens empor. Sie war genauso gekleidet wie am Hochzeitstage des Königs von Navarra und der weiße Seidenschleier, der die Brust umschlang, gab ihrer ganzen Gestalt etwas ungewein Liebliches und Zartes. Das schöne Angesicht war auch bei ihr bleich und tiefernt, aber die Augen, in denen das wunderbare Feuer des Glaubens und die lichte Begeisterung der Himmelshoffnung leuchteten, blickten getrost. Eine kleine silberne Ampel warf einen rötlichen Glanz auf das ganze herzergreifende Bild. René wußte nicht, wie ihm geschah. Den Schutzbrief des Königs in der Linken und den Degen in der Rechten haltend, sank er ganz hingenommen auf die Knie nieder. Und während er den Tönen dieses Liedes lauschte, legten sich die Hände der Frau von Ambroise segnend auf sein Haupt, beugte sich das traute Angesicht der bebenden Mutter voll tiefer Besorgnis und von Schmerz durchwoben dem seinen zu. Madeleine sang:

*Herr, sieh, die Feinde toben!
Der Hölle Sturm hat sich erhoben.
Es naht das Kreuz und seine Last;
hilf deinem Volk das Schwerste tragen,
und soll die Todesstunde schlagen,
so beut du selbst die letzte Rast!
Mit frohem Munde will ich preisen;
die schönste aller meiner Weisen
gilt deinem wunderbaren Wort.
Du sprichst, so heben sich die Feinde,
vom Staub erhebt sich die Gemeinde;
der Engel Heer gehorcht sofort.
Herr, steh zu deinem Werke*

*und gürtete uns mit deiner Stärke,
daß wir getrost im Leide stehn!
Und soll am Kreuz die Kirche sterben,
so laß sie auch mit Jesu erben,
mit Jesus Christus auferstehn!*

Ein paar Akkorde, weich und seelenvoll angeschlagen, endeten dieses Hugenottenlied. Die letzten Töne der Harfe rannen, wie ein fern verschwebendes Lied, gedämpft aus den Saiten. Da sprang René auf. Abermals erhob seine Hand den Brief des Königs. »Im Namen Seiner Majestät, Freunde, geht weiter und laßt diese kleine Familie unangetastet! Mademoiselle Madeleine Ernest hat wiederholt im Louvre gesungen, und deshalb befiehlt Karl IX. sie und ihre Mutter der heiligen Schonung.« Unschlüssig standen die Feinde da. Dann begannen sie untereinander zu flüstern.

»Gehen wir!« sagte der Anführer rauh und unwirsch. »Es gibt noch viel Arbeit in dieser Nacht in Paris. Ich kenne diesen René von Ambroise, und es ist wahr, er ist ein Freund des Königs!«

»Aber diese Ketzerin hat ein verfluchtes Lied gesungen«, warf einer ein, der im Hintergrunde stand. »Das ist ein todeswürdiges Verbrechen.«

»Ach, Renaud Ambacières, was kümmert uns dies? Auf, Burschen, die Zeit rückt vor! Hört ihr nicht Notre Dame lauter denn je rufen? Gehen wir!«

Jetzt machten sie wirklich Anstalt zu gehen. Auch der erste Sprecher wandte sich, und schon atmete René etwas leichter auf; denn die ungeheure Spannung schien sich zu lösen. Da, schon im Gehen begriffen, drehte sich jener Mensch noch einmal um.

»Lug und Trug ist des Königs Brief«, zischte er, und seine lodernden Augen trafen René mit dem Ausdruck des Hasses. »Auch du bist ein Hugenotte, Bursche! Deine Königsfreundschaft schützt dich nicht.« Blitzschnell hob er die Pistole.

»Laß das, Renaud!« schrie der Anführer und schlug mit dem Degen nach dem Lauf der Waffe, um sie abzulenken. Letzteres gelang ihm auch. Allein der Schuß blitzte dennoch auf. Frau von Ambroise stieß einen lauten Schrei aus. René, der sich unverwundet fühlte, hob die eigene Waffe. Da fühlte er seinen

Arm von den Händen Madeleines umschlungen und hörte ihre Stimme: »René ... stecke dein Schwert in die Scheide! Wer das Schwert nimmt ... der soll ... durch das Schwert ... umkommen.«

»Laß mich!« rief er erregt aus. »Dieser Mordgeselle soll seinen Lohn empfangen von Ritterhand. René von Ambroise weiß zu kämpfen und zu fallen.«

»René!« Eine unaussprechliche, zitternde Bitte lag in diesem Wort.

Und als er immer noch nicht hören und den hinabeilenden Feinden nachstürzen wollte, flüsterte Madeleine: »René ... ich bin getroffen ... Es ist meine letzte Bitte an dich, Geliebter! O zerbrich dein Schwert!«

»Du bist getroffen?« Starr vor Schrecken ließ René den Degen entgleiten. Des Königs Brief fiel achtlos auf die Erde. Neben ihm sank die Mutter in eine Ohnmacht, und nun legte sich Madeleine wankend in seinen Arm. Auf dem weißen Seidenschleier erschien eine tiefdunkle Purpurrose, die sich rasch vergrößerte; das war ihr Blut. Da schrie René laut und wie im Fieber des Wahnsinns auf.

Madeleine aber, von seinen starken Armen auf das kleine Sofa getragen, sah ihn mit demselben getrosteten Blick an, mit dem sie vorhin gesungen hatte.

»René ... ich sah es kommen. Komm, knie zu mir her! Hier, nimm meine Hand ... Der König weiß nicht, was er getan ... der Arme. Und die Königin, o ... sie ahnt es nicht, was sie auf sich geladen! Aber mir war schon ... bei der Hochzeit so. Nun darf ich heim zum Vater und will ihn grüßen von dir, nicht wahr, René? Versprich mir eines!«

»Madeleine! Rede nicht also! Du wirst genesen! Du mußt genesen!«

»Ja, bald genesen ich, René. Höre! ... Bleib den Hugonotten ... bleib dem Heiland treu! ... René, fluche dem König nicht! ... Und René, nimm das Schwert nicht zur Wehr!«

»Madeleine, o schweig! Du brichst mir das Herz mit diesen Worten. Und was du verlangst, zu schwer ist es, als daß ein Mensch es halten könnte! Laß mich dir helfen! ...«

Mit müdem Blick schüttelte sie schwach den Kopf. »Zu spät, René, ich fühle es ... Mein Leben verrinnt ... bald ist alles über-

wunden! Doch was ich bitte, erfülle es mir und nimm das Schwert nicht mehr, René!«

»Wenn du stirbst, muß ich dich rächen!« stieß er heftig und von gewaltigem Weh überwältigt hervor. Mit irren Blicken schweiften seine Augen hilfeschend umher. Allein, wo sollte die Hilfe herkommen? Ringsumher ging das Würgen weiter, übertönt nur von den unheimlichen Klängen der Glocken, die die unselige Stadt durchdrangen. Dort war die Mutter hingesenken; hier rang Madeleine mit dem Tode, und er sollte das alles hinnehmen und schweigen? Sollte sich nicht rächen dürfen an solchen Mordbuben, die tückisch Weib und Kind erschlugen und dazu die Glocken fromm ertönen ließen?

»René, ja räche mich! Aber so, daß du die Feinde liebst! ... Statt des Schwertes nimm das Wort! Statt des Fluches sprich den Segen ... Werde ein tapferer Kämpfer für das Evangelium! Lebe wohl, Geliebter!«

Mit tränenumflorten Augen neigte sich René herab zu ihrer marmorblassen Stirn. Da verschlangen sich Madeleines Hände in der lieblichen Haltung, die sie beim Singen einzunehmen pflegten. Noch einmal glitten ihre Blicke liebevoll über die Gestalt der Frau von Ambroise, über ihre Harfe, die so still und unbeweglich in der Mitte des Zimmers stand, und dann über Renés verhülltes Angesicht.

Noch einmal hauchten ihre Lippen den herrlichen Namen, der über alle Namen ist, dann schloß sich der Mund der Harfnerin, der so manches edle Lied gesungen, für immer ...

Und während die kleine Ampel auf dem Tisch das ruhige Goldlicht ihrer unbeweglichen Flamme auf das schöne Angesicht der Märtyrerin fallen ließ, erhob sich René, um der Mutter alle nur mögliche Hilfe zu leisten. Eine tiefe, ihm selbst unerklärliche Ruhe kam über ihn. Das furchtbare Erleben, das die Seele eben noch zu zerreißen gedroht, bewies jetzt seine reifende und erhebende Läuterungskraft, die den tiefsten Schmerzen ebenso eigen ist wie den köstlichsten Freuden. Und was ihm lange schwankend geworden war und bei des Hofes üppigen Festen zu entgleiten drohte, das gab ihm diese düstere Nacht der Schrecken, dieses Sterben des geliebtesten Lebens zurück: den Glauben an die volle Wahrheit dessen, der

da gesprochen: »Wer mir will nachfolgen, der nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach!« Mochte es nun auch mit ihm zum Leben oder zum Sterben gehen, er war zu beidem bereit.

XXV

Im Louvre saß, von reichem Blumenschmuck umgeben, der König, ihm gegenüber, stolz und selbstbewußt wie immer, die Königin. Sie hatte, nun eine Zeit seit der entsetzlichsten Nacht Frankreichs vergangen war, eine schwere Aufgabe zu lösen. Sie bestand darin, Karl aufzurichten und ihm immer und immer wieder zu versichern, daß jene blutige Schlußfeier der Hochzeit eine notwendige, von Vaterlandsliebe eingegebene Staatshandlung gewesen sei.

Solange der entsetzliche Rausch der bigotten Verblendung über Paris und über dem Louvre gelegen war, hatte Karl sein Gewissen betäubt und war selbst nicht davor zurückgeschreckt, mit eigener Hand in die Verfolgung der Hugenotten einzugreifen. Aber es war wirklich ein Blutrausch gewesen, auf den nun ein furchtbares Erwachen folgte. Eine entsetzliche Angst hatte sich des königlichen Verfolgers der Kinder Gottes bemächtigt, und gleich jenem gotteslästerlichen Tyrannen Bel-sazar, dem die Geisterschrift an der Wand seines Palastes die Knie wanken machte, war auch er emporgeschreckt worden von des Allmächtigen Mene-Tekel-Upharsin!

Kein Lächeln huschte mehr über die in banger Vorahnung eines furchtbaren Gerichtes erstarrten Züge. Kein Klang froher Musik zauberte seiner schuldbeladenen Seele die lieblichen Bilder heiteren Frohsinns vor die Sinne. Die finsternen Mauern des Louvre schienen voller finsterner Schatten zu sein, die dem König auf Schritt und Tritt folgten und ihn dem Irrsinn nahebrachten.

»Sire«, sagte die Königin, deren marmorne Züge seit der Bartholomäusnacht noch kälter und versteinert worden waren, »es gilt für Frankreichs König, sich aufzuraffen und

kühn das Steuer des Staatsschiffes weiter zu lenken. Große Zeiten fordern große Männer und große Entschlüsse.«

»Große Zeiten, Madame? Nennt man diese Zeiten groß? O ich schaudere vor Frankreichs Gegenwart; ich bebe vor seiner Zukunft, und mir ahnt, daß nur eines groß sein wird, was herannaht mit Geisterschritten ... das ist eine Reue und vielleicht, nein, nicht vielleicht, ganz gewiß, ein düsteres Schicksal.«

Da entfalteten die ringeschmückten Finger Katharinas mit einer gewissen Feierlichkeit ein großes, schwere Siegelabdrücke tragendes Schriftstück.

Ein Strahl stolzen Triumphs flackerte in ihren dunklen Augen, indes sie die zusammengesunkene Gestalt ihres Sohnes maß.

»Hier ist das Urteil der Geschichte«, sagte sie mit nachdrücklicher Betonung und hielt dem König das Schreiben vor die Augen.

»Von Rom?« sagte Karl dumpf.

»Von Seiner Heiligkeit, dem Papst und Vater der ganzen Christenheit. Er teilt mir und teilt Frankreichs König mit, daß der besondere Segen des Stuhles Petri uns zugesprochen ist, und daß zum Andenken an diese große Geschichtswende eine Denkmünze geschlagen worden ist. Und hier, Sire, ist die Münze!«

Ein großes, hell funkelndes Goldstück blitzte aus der schmalen Hand der Florentinerin.

Müde griff Karl danach. Einen Moment lang huschte etwas wie Interesse über seine schlaffen Züge, als er die Münze wog und betrachtete. Sie trug auf der einen Seite das Bild Gregors des Achten und die Prägung: Gregorius. Pont. Max. An. I. Die Rückseite wies einen Engel mit Kreuz und Schwert, sowie eine Anzahl gefallener und fliehender Hugenotten auf und war mit den Worten geprägt: Ugonotturum. Strages. 1572.

»Nun«, sagte Katharina triumphierend, »ist das nicht unseren Kampf, den wir zu Ende geführt haben, wert? Auch Madrid hat geschrieben, uns beglückwünscht und gesegnet, und ganz Frankreich atmet auf. Deshalb wird bald auch ganz Europa aufatmen.« »Der König aber«, erwiderte Karl düsterer Schwermut voll, »vermag kaum mehr zu atmen. Der Segen

Roms ist schön, aber wie, wenn er den Fluch Gottes nicht aufzuheben vermag? Wenn in meine Seele eine andere Inschrift eingeprägt ist, Madame, die niemand mehr verwischen kann? Und so ist es! O welch furchtbares Geschick ließ mich geboren werden! Welch bittere Ironie der Geschichte gab mir Unseligem ein Zepter in die Hand und eine Krone auf das Haupt, die mich jetzt zur Erde oder in die Hölle hinunterdrücken wird? Ha, ich fluche dem Tag meiner Geburt!«

Wild sprang der König empor, als sei er ein gehetztes Wild, hinter dem die grimme Meute einherstürmt, um es im nächsten Augenblick niederzureißen.

Die Königin aber blickte ihn verächtlich an. Sie kannte keine Reue und scheinbar auch keine Gewissensbisse und trug eine Ruhe zur Schau, die gerade den König vor Grauen schüttelte.

»Es ist Zeit, daß Frankreich endlich einen Mann zum König habe«, versetzte sie in eisigem Hohn. »Ein Mann bebzt nicht wie ein Windhund im Wintersturm, Sire. Ein Mann muß unbeirrt von weichlichen Gedanken nach den hohen Zielen schreiten, die ihm Politik und Geschichte gebieten.«

»Auch durch ein solches Meer von Blut?« Tonlos rang es sich von Karls Lippen, während er sich schwer auf ein vergoldetes Tischchen stützte, das einen großen Strauß dunkelroter Rosen trug.

Da stampfte die Italienerin zornig auf den Teppich. Sie raffte den Brief aus Rom zusammen, nahm die Denkmünze mit hastigem Griff zu sich und stand auf. »Nun, was der König nicht begriffen hat, das hat Frankreich verstanden«, warf sie noch kühl dem König hin. »Alle Provinzen sind dem Beispiel von Paris gefolgt, und der Höllenbrand ist ausgetreten. Die heilige Allianz zwischen Königshaus und Kirche, zwischen Paris und Rom hat sich also bewährt. Heinrich von Navarra und Heinrich von Condé bleiben am Hofe gefangen, Sire, und wir selbst sind frei. Der Himmel beschere dem König ein ehernes Herz!«

Stolzen Schrittes rauschte sie hinaus, und Karl starrte ihr nach, bis sich das letzte Knistern ihres Seidengewandes draußen verlor.

Dann aber, als die Tür sich hinter Katharina geschlossen, ballte er hinter ihr die Faust und stieß mit irren, fiebernden

Blicken der flackernden Augen hervor: »Wehe mir, und wehe auch dir, du furchtbare Königin! Wir haben falsch gespielt! Ah, der beste Mann von Frankreich, Coligny, fiel! Damit fiel unser Stern, und die Nacht der Totenwelt verschlingt ihn. Wo fliehe ich Unseliger hin vor der entsetzlich anklagenden Einsamkeit, die mich durchbohrt? Weicht, ihr Schatten! Zurück, du Admiral, mit dem schönen Haupt, der du so blutig vor mir stehst! Hörst du? Ich bin nicht dein Mörder! Jenes Weib ist es, das ich Mutter nenne, o und das mir so dämonisch erscheint! Und fort mit euch, Rosen, die ihr wie Blut leuchtet. Was wollt ihr mich auch noch verklagen? Ha, Karl duldet keine Anklage mehr in seinem Zimmer!«

Mit bebenden Händen ergriff er die schöne venezianische Kristallvase und riß das Fenster auf. Ein Wurf, und klirend zersprang das Kristall im Hofe. Erschrocken trat der wachhabende Schweizer zurück. Doch schon hatte ihn der König erblickt und winkte ihm, heraufzukommen. Dann, als der Mann, die Hellebarde bei Fuß, vor dem Gebieter stand, stieß Karl kurz und keuchend hervor: »Du kennst den jungen Grafen von Ambroise! Ich muß ihn augenblicklich sprechen!«

»Sire, ich weiß nicht, wo ich ihn suchen soll. Er ist im Louvre nicht mehr gesehen worden, seit ...«

»Suche ihn, wo du willst, aber bringe ihn! Königlicher Lohn ist dein, wenn du ihn heute abend noch auftreibst. Gehe zur Pont de Notre Dame und mache das Haus ausfindig, wo er dort verkehrte, aber eile!«

Der Schweizer stürzte fort. Unterwegs murmelte er eine Verwünschung gegen den König in seinen Bart und stieß zornig mit dem Schaft der Waffe auf den Boden des Ganges, den er durcheilte.

Der König ließ sich wieder nieder auf dem weichen Polstersessel und stützte das Haupt in die Hand. Ein Schauer durchrieselte seinen Körper, und er fühlte sich krank und elend, aber das Bett aufzusuchen, erschien ihm furchtbar. Und doch vermochte er sich kaum mehr aufrecht zu halten, und seine Zähne klapperten jetzt zusammen. Ob er wollte oder nicht, er mußte dem Kammerdiener klingeln, damit er ihn entkleide und zu Bett geleite.

»Zünde mir aber sogleich Lichter an!« befahl er, als er wankenden Schrittes sich ins Schlafgemach begab. Seit der Bartholomäusnacht schlief er nicht mehr, ohne von Lichterglanz umstrahlt zu sein. Er haßte und fürchtete die Nacht mit ihren furchtbaren Traumbildern und dem raunenden Wort ihrer endlosen Anklagen.

Eben an diesem Abend hatte René ein Roß gezäumt, um die mörderische Stadt für immer zu verlassen. Die letzten traurigen Pflichten lagen hinter ihm. Wie er über all das Schwere und Entsetzliche hinübergekommen und es fertiggebracht hatte, neben der Geliebten auch noch der an gebrochenem Herzen gestorbenen Mutter das letzte Geleit auf jenen Massengruft von Paris zu geben, der alle die Erschlagenen barg, er wußte es kaum. Furcht, dabei auch das Leben zu verlieren, hatte er nicht gekannt. In tiefem, heiligem Schmerz war er, einem Traumwandler gleich, dahingegangen. Schleichende Stunden der Nacht hatten ihn mit ihrem Sternenlicht beim Beten beschienen, da seine Seele ihr größtes Opfer der unverstandenen und doch liebenden und keinen Fehler machenden Vorsehung gebracht. Und da, in der Dunkelheit solcher Nachtstunden, die in majestätischem Schweigen vorübergezogen, beim stillen, leuchtenden Gang der Gestirne, die hoch über allem Erdenleid kreisen, war ihm der Herr nahegetreten. Erst hatte er, einem Jakob gleich, gerungen mit seinem Schmerz und mit dem erhabenen Engel seines bitteren Erlebens, ja mit dem Herrn selbst. Aber aus dem gebrochenen Herzen, aus dem zertrümmerten Glück der Erde, aus all dem unsagbaren Gefühl der Vernichtung heraus, das sich paarte mit bebender Wehmut um des Vaterlandes tiefe, blutende Wunde, hatte sich endlich doch auch das Gebet seines Herzens durchgerungen: »Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!« Da erlebte er das Wunderbare, Niezusagende, daß der große, heilige Gott einem Menschenherzen nie näher ist, als wenn es im tiefsten Schmerz sich vor ihm in Ergebung hüllt und das große Wort, das reifste des Glaubens, sprechen lernt: »Nicht mein, sondern dein Wille geschehe!«

Den er also umfaßte und umklammerte, der ließ sich gnadenreich zu ihm herab und rührte ihn auch wieder heilend, tröstend und segnend an, und wenn das leise Mondlicht sich

durch die kleinen Scheiben stahl und über die Saiten der einsam stehenden Harfe glitt, dann war es René, als müsse jetzt ein hoher Engel des Herrn selbst an diese Harfe treten, um ihre Saiten noch einmal traumhaft anzuschlagen, daß ein heilig Dennoch zum Liede werde.

Und nur eines lag jetzt vor ihm. Gen Arimac gedachte er zu ziehen, um die Botschaft dorthin zu tragen, wo das ewige Meer ihm das Requiem für seine zur Ruhe gebetteten Toten rauschen würde.

Als der Schweizer ihm den Ruf des Königs brachte, hatte René gerade die Harfe, von Tüchern umwunden, auf sein Roß gebunden.

Sein Inneres widerstrebte heftig, Karl noch einmal zu sehen, und seine ganze Erinnerung bäumte sich auf dagegen. Ein wahres Grauen vor dem Louvre durchschüttelte ihn, schon als er den Schweizer erblickte. Aber ob er nun wollte oder nicht, eine deutliche Stimme seines Herzens befahl ihm, zum letztenmal zu gehorchen.

Die Königstreue, schnöde und grausam verhöhnt, erhob sich sterbend noch einmal in der verwundeten Seele, und so schritt er, schweigend sein Roß hinter sich nachziehend, durch die von Abendschatten umflorten Gassen dem Louvre zu.

Da lag er vor ihm, gespenstisch und grau aufragend mit den granitenen Mauern wie ein großes Totengrab, und Tränen traten ihm unwillkürlich in die Augen, als er jener Stunden gedachte, in denen Madeleines süße Lieder durch diese Räume gequollen waren.

Stockenden Schrittes betrat er das schweigende Portal. Scheue Blicke vorübereilender Bedienter streiften ihn, allein René schien sie nicht zu bemerken. Seine Hand suchte mit leisem Zittern nach etwas Wichtigem, das er auf dem Herzen verwahrte, und dabei merkte er, wie stürmisch dieses Herz schlug. Die Augenblicke, die ihm zum Warten angewiesen waren, benutzte er zu stillem Gebet um Kraft, alle Bitterkeit niederringen zu können.

Dann kam der Kammerherr des Königs voll Artigkeit wie immer. Er verneigte sich vor René und trug seine Bitte vor, ihn zum König führen zu dürfen.

Die hochgebauten Türen öffneten sich. Prachtvolle Gemälde blickten den Wandelnden entgegen, und der Strahl der Kerzen brach sich auf den schweren Goldrahmen. Ein Sturm heftigen Schmerzes wogte noch einmal in Renés Seele auf bei der Erinnerung an jene Tage, da Madeleine noch gelebt und ihre schlanke Gestalt durch diese Säle geschritten war.

Jetzt lag ein eisiger Hauch und ein düsterer Schleier über den schönen Gemälden, aus denen sonst das Genie und der Geist des Künstlers den Beschauer angeschaut hatten. Und da war das Schlafgemach des Königs. Schwere Pracht umrahmte es. Auf dem Tisch stand ein siebenarmiger Goldleuchter, mit parfümierten Kerzen versehen, und alle brannten. Nicht genug damit! Auch neben dem König verbreiteten noch dicke Rosakerzen ihr helles Licht.

Als die beiden Männer das Schlafgemach des Königs betraten, verneigte sich der Führer und entfernte sich mit geräuschlosen Schritten.

René stand Karl IX. allein gegenüber. Eine kurze Zeit lang herrschte ein vielsagendes, feierliches Schweigen. Dann strich sich der König mit einem seidenen Tuch über die feuchte Stirn, streckte die Hand aus nach René und sagte: »Willkommen im Louvre, Herr von Ambroise! Ich sehe, Sie befinden sich wohl!«

René antwortete nichts. Er verneigte sich, wie es die Sitte gebot, aber er führte die schlaffe Hand des Königs nicht an seine Lippen, um den Kuß der Ehrerbietung darauf zu drücken.

»René«, begann der König abermals und holte zwischen seinen Worten schwer Atem, »ich bin krank. Ein heimtückisches Fieber hat sich auf mich geworfen, und mein Gemüt ist umdüstert. Die Ärzte wissen nicht, was mir fehlt, und die Königin glaubt nicht an meine Krankheit. Ich aber weiß, daß ein Wurm an meinem Leben nagt, und daß Bergeslasten auf mir liegen, die mich erdrücken wollen. Mir geht es, wie es jenem König Saul ging, der nicht wußte, wohin er fliehen sollte vor der bösen Macht, die ihn verfolgte. Und nun weiß ich noch, daß jener König still wurde, wenn ein Jüngling auf der Harfe spielte. Sage mir, René, ist jene Harfe nicht mehr in Paris, die am Hochzeitsfest erklang von deiner Geliebten?«

Der König hatte sich bei diesen Worten aufgerichtet. Er stützte sich in das mit kostbaren Spitzen geschmückte Kissen, und seine Augen schienen sich in Renés Seele einbohren zu wollen. Als René in dieses Gesicht sah, wurde ihm klar, daß eine gewaltige Veränderung mit dem jungen Fürsten vorgegangen war. Ein Zug der Verzweiflung lag auf den Zügen des aschfahlen Gesichtes, und die Augen irrten unruhvoll von einem Gegenstand zum andern.

»Die Harfe ist noch da, Sire«, erwiderte der junge Edelmann nun zögernd, indem er die Hand aufs Herz preßte.

»So bitte ich, sie unverzüglich zu holen«, sagte Karl mit einer gebietenden Handbewegung.

»Die Harfe, Sire, ist gleich da, aber ...«

»Nicht aber, René. Ich muß, ich will sie hören! Ihre süßen Klänge werden Balsam sein für meine gefoltete Seele, werden mich vielleicht vom Irrsinn retten, der mich dämonisch foltert. Was zögerst du? Auf, eile und hole die Harfe und hole mir die Harfnerin mit der reinen Stirn, den unschuldigen Augen und dem süßen Lächeln!«

Da schritt René hinaus mit eherner Miene, um des Königs Gebot zu befolgen. Er wußte, daß es das letztmal war, daß dieser König ihm gebot; so wollte er ihm gehorchen.

Wenige Minuten genügten, um mit Hilfe eines Dieners die Harfe hereinzutragen und in die Mitte des Zimmers zu stellen. Des Königs Augen begannen zu glänzen, als er seinen Wunsch so rasch erfüllt sah, und gespannt blickte er nach der Tür.

Würde nun wirklich auch Madeleine eintreten, so lieblich und züchtig, wie er sie von der Hochzeit her in Erinnerung hatte? Und würde sie wirklich ihm noch einmal spielen trotz alledem, was geschehen war?

Allein die Tür schloß sich hinter den Helfenden, und nun stand René allein neben dem Instrument.

»Wo ist die Harfnerin, René?« fragte der König mit bebenden Lippen.

»Die Harfnerin, Sire,« erwiderte René mit zitternder Stimme, »ist dort, wo die Engel ihre Harfen schlagen vor dem Throne Gottes.«

»Wie, Herr von Ambroise, auch sie wäre ... ?«

»Auch sie ist in der Nacht der Schrecken gefallen! Ein Schuß hat ihr das Leben geraubt. Und nicht genug damit, Sire! Auch meine Mutter ist tot. Ihr hat der Schrecken das Herz gebrochen. Beide liegen schon zur Ruhe gebettet. Und nun bin ich gehorsam gewesen ... hier, Sire, ist die Harfe! Auch hugenottische Untertanen wissen, was sie ihrem König schuldig sind, obwohl dieser König ...« Er sprach nicht weiter, sondern verhüllte sein Angesicht und weinte.

Karl lag einen Moment wie erstarrt in den Kissen. Seine Augen vergrößerten sich, und ein kalter Schweiß trat auf seine Stirn. Die schöne Harfnerin ist tot? Sie, die nur süße Lieder für jeden hatte, ermordet?

»Unmöglich«, sagte er endlich tonlos.« Es mußte sie doch mein Geleitbrief schützen, den ich dir gab, René.«

Da griff René in seine Brusttasche und entnahm ihr den Brief des Königs. Er legte ihn stumm auf die seidene Decke seines Bettes und gab kaum hörbar zur Antwort: »Wenn die Hölle los ist, gilt das Wort eines Königs nicht mehr, Sire. Hier ist der Brief!«

Da sank Karls Haupt schwer zurück. Seine Brust keuchte, und seine Lippen preßten sich krampfhaft zusammen, als wollten sie das Geständnis, das auf seiner Zunge lag, nicht passieren lassen. Aber er öffnete dennoch den Mund und sagte: »Ja, ja, so ist es, René. Des Königs Wort galt nicht mehr. Denn jene Frau, René, die ich Mutter nenne, sie hat regiert, hat das Furchtbare gewollt, in das ich widerstrebend gewilligt. Jene Herzöge, die in Coligny ihren Todfeind sahen, die haßerfüllt und rachesüchtig waren, sie ruhten nicht, bis das Werk vollbracht war. Und ich selbst war wahnsinnig, war von allen guten Geistern verlassen, als ich ja sagte und mich vergaß. Wehe mir! Ein König muß königlich handeln. Ich habe gehandelt wie ein Verbrecher und habe meiner eigenen Untertanen nicht geschont. René, es waren Dämonen der Hölle, die mich dahintrissen, ganz gewiß.«

Er schwieg und holte wieder keuchend Atem. Ein erneuter Sturm von Reue, Qual und Furcht peitschte ihn und ließ seine Seele erschauern von kommenden Strafen. Dennoch fuhr er fort: »Ich habe keine Ruhe mehr bei Tag und Nacht! René,

kannst du es glauben, daß mich die Geister der Erschlagenen des Nachts besuchen? Ihnen voran schreitet ein hoher Ritter, bleich und todeswund in glänzender Rüstung. Er trägt eine feine Goldkette um den Hals, der Held Coligny; denn er war ein Edelmann durch und durch. Ihm folgen sie alle nach in unabsehbarem Zug und wandeln durch dieses Schlafgemach. Dann flackert das Licht dieser Kerzen, und es wird düster vor meinen Augen. Denn jeder, der vorüberwandelt, sieht mich anklagend und traurig an und o ... ich kenne so viele von ihnen. Und wenn ich ihnen sagen will, daß ich das alles gar nicht gewollt, dann ist meine Zunge lahm und mein Hals wie ausgebrannt, und ich kann nicht mehr reden. So liege ich und erleide Höllenqualen. René von Ambroise, darf ich glauben, daß auch nur einer, nur eine mir vergeben wird, was ich getan?«

»Vergeben muß dem König Gott und unser Herr Christus«, sagte René leise. »Was hülfte der Menschen Vergebung? Aber von einer weiß ich es, Sire, eine hat bestimmt vergeben und hat auch mich sterbend gebeten, es zu tun; das war Madeleine. Sie ist nicht mit einem Fluch gestorben, sondern ist, als echte Hugenottin, mit dem Wort der Versöhnung und Vergebung geschieden; denn ihr war Christus alles, Vorbild, Trost und Kraft. So konnte sie ohne Haß und Groll aus der Welt scheiden.«

»Und du, René, wie stehst du deinem König gegenüber?« stieß Karl nun hervor und streckte die Hand wie flehend nach René aus.

»Ich, Sire ... ich leide unsagbar ... aber auch ich will, um Christi willen, um Madeleines willen und um der armen Seele des Königs willen ... vergeben.«

»So bleibst du bei mir hier am Hofe, René?« flehte der König.

Allein hier schüttelte der Edelmann das Haupt. »Am Hofe ist meines Bleibens nicht mehr. Ich muß fort. Fort aus Paris, fort vom Louvre, sonst könnte ich es nicht aushalten. Nur aus Gehorsam bin ich noch einmal erschienen. Sire, lassen Sie mich nun gehen und vergessen Sie für immer René von Ambroise! Eine neue Aufgabe liegt vor mir, die ich nicht versäumen darf.«

Der König schwieg. Er schloß die Augen und ließ die Hand in Ermattung sinken. Dann aber fuhr er plötzlich wieder auf

mit einem Schrei: »Sie kommen, René, sie kommen! Siehst du dort in der Ecke den Admiral? Siehst du seinen Stab und dort die Ungezählten? Wehre sie ab, René, die Unerbittlichen! Halte die Hand über mich und schütze mich ... doch nein, geh, geh! Dort naht ja auch Madeleine, die Harfnerin, um mich anzuklagen! Ha, das ist mir noch nicht geschehen ... Ich wollte sie, wollte doch auch den Admiral retten, ich habe es nicht getan, René!«

René trat dem König näher. Er legte die Hand auf seine fiebernde Stirn und schloß die Augen. So verharrte er betend, bis endlich die Atemzüge ruhiger wurden und der König eingeschlafen war. Dann flüsterte er: »Gott sei dir gnädig, du armer König von Frankreich! Er vergebe dir, was du im Irren getan, was du nichtwollend vollbracht und im Wahn unterzeichnet! O es ist besser, das Böse zu erleiden, als des Bösen schuldig zu sein!«

XXVI

Ein goldener Septembertag neigte sich dem Ende zu. Der Sonnenball stand jetzt auf dem fernen Spiegel der See, und seine Strahlen bauten eine funkelnde Straße bis zu dem Felsen, auf dem Schloß Arimac stand. Aber der Graf, der an solchen Abenden manchmal am Fenster gestanden hatte, um dem langsam versinkenden Tagesgestirn nachzuschauen, war nicht mehr zu sehen. Die Sonne seines Lebens war selbst in das große, stille Meer der Ewigkeit getaucht und ruhte neben seiner geliebten Lebensgefährtin. Das alte Schloß war noch einsamer geworden, und die Bilder der Ahnen schauten noch stiller hernieder auf das einzige und letzte Kind, das durch die Räume schritt. Claire ging in Trauer einher. Der Vater war ihr, besonders seit seiner inneren Wandlung, zum treuesten Freund geworden, und nun war dieser Freund von ihr gegangen. Nur ein Trost war ihr geblieben. Das war die Bibel Renés, das wunderbare, liebe Buch voll Kraft und Trost, aus dem eine leise, aber deutlich vernehmbare Stimme Gottes sprach, wenn

sie, in tiefem Sinnen verloren, darüber gebeugt saß oder auch eine Träne auf seine Blätter fallen ließ.

So saß die Jungfrau auch an diesem Abend über der Bibel, und während die letzten Sonnenstrahlen ein rosiggoldenes Licht darauf schimmern ließen, las sie die köstlichen Worte Jesu im Evangelium des Johannes: »Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten. Und ob ich hingehe, so will ich wiederkommen und euch zu mir nehmen, auf daß ihr seid, wo ich bin.« Und jenes andere Wort voll zarten, hoheitsvollen Trostes: »Ich will euch nicht Waisen lassen; ich komme zu euch.«

Darüber war Claire in Gebet versunken und hatte sich aus der Zeit in die schöne Ewigkeit verloren. Heimweh erfaßte ihre Seele, Heimweh nach dem Vater, Heimweh nach einer mitfühlenden Seele und nach jener Welt voll Licht und Freude, in der es keinen Tod und keine Tränen mehr gibt. Die Nachrichten, die auch nach Schloß Arimac gedrungen waren, hatten diese Gefühle noch verstärkt. Was in Paris vorbildlich geschehen war, das hatten die Provinzen nachgeahmt. Allüberall wurden die Hugenotten verfolgt, geächtet und niedergehauen. Es war eine böse Zeit und eine Welt voll Jammer und Herzeleid, die sie von allen Seiten umringte. Wann würden die Verfolger auch nach Arimac kommen?

Aber dieser Abend sollte der Einsamen anderen Besuch bringen. Noch saß sie im Nachdenken über die Vergangenheit verloren am Fenster und sah die letzten Sonnenstrahlen in der See versinken, als ein Diener pochte und ihr meldete: »Ein Herr ist auf Arimac angekommen. Er kommt von Paris und begehrt den Herrn Grafen zu sprechen. Täusche ich mich nicht, so ist es Herr von Ambroise.«

»Herr von Ambroise? Führen Sie ihn in den Ahnensaal, ich komme sofort!«

Claire wandte sich rasch ab, um ihre Überraschung zu verbergen, schloß die Bibel und stellte sie sorgfältig an den gewohnten Platz, als fürchte sie, er komme, um sie zu holen, und schlug sodann ein schwarzes Spitzentuch über ihr Haupt. Dann verharrte sie mit klopfendem Herzen und lauschte hinüber in den Ahnensaal, wo seine Schritte ertönen mußten.

Noch einige Augenblicke, und der Diener öffnete abermals die Tür, um zu melden, daß der Herr warte.

Ruhig und gefaßt betrat Claire jetzt den Raum, in dem die Ahnenbilder hingen. Da stand er vor ihr mit frischen, vom Ritt geröteten Wangen, und als Claire ihn ansah, erkannte sie in seinem Gesicht auf den ersten Blick eine männliche Reife, die er zuvor noch nicht besessen. Ein edler Ernst thronte jetzt auf der freien Stirn, während er mit freundlichem Lächeln ihr unbefangen die Hand bot.

»Setzen Sie sich, Herr von Ambroise«, sagte sie etwas verlegen und fügte dann sogleich hinzu: »Es ist schön von Ihnen, daß Sie nach uns sehen. Sie kommen von Paris?«

»Ja, Gott sei Dank, von Paris«, erwiderte er tief aufatmend. »Und der Herr Vater, Claire?«

»Mein Vater ist geborgen. Gott hat ihn heimgerufen, ehe das kam, was er befürchtete und ahnte. Er ruht nun neben der Mutter.«

»Der Graf ... auch tot?« Fast bestürzt kam es über Renés Lippen. »O welche Ernte hält jetzt dieser unerbittliche Tod in Frankreichs Auen! Müssen denn alle Edlen sterben, und ist das Ende aller Dinge nahegerückt?«

»Wir wissen es nicht, Herr von Ambroise«, gab sie ernst zurück. »Aber ich soll Sie noch grüßen, soll Sie noch seiner Segenswünsche versichern. Mein Vater ist als Hugenotte gestorben. Darum weiß ich auch, daß er jetzt an einem herrlichen Ort ist.«

»Und Sie, Mademoiselle Claire, sind ganz allein?«

»Ich ... ja, ich bin allein!« Ihre Lippen bebten, als sie dies sprach, und ihre Augen wurden feucht. Sie sah auf den Teppich nieder und bemühte sich, ihrer Gefühle Herr zu werden.

»Allein auf Arimac«, murmelte René und sah unwillkürlich empor zu den Ölbildern der Ritter, die jetzt aus der Abenddämmerung gleich lebenden Menschen hervorblickten. Doch er durfte nicht lange abschweifen.

»So habe auch ich Ihnen etwas zu sagen, das mir immerhin ein gewisses Recht geben mag, Sie zu trösten, Claire«, setzte er nun hinzu. »Wissen Sie, auch ich bin allein. Es geht mir wie ihnen, ich habe niemand mehr auf dieser Welt, zu dem ich

gehen könnte. Meine Braut ist in Paris erschossen worden. Meine Mutter ist an gebrochenem Herzen gestorben. Mein Vater ist katholischer denn je, und der König – der König ist mein Freund nicht mehr.«

Claire war emporgesprungen. »Sie bringen böse Post aus Paris, Herr von Ambroise«, rief sie bestürzt aus. »O welche Zeiten sind das, welche Stürme gehen durch die Welt, indes wir hier ruhig auf Arimac leben! Ist es möglich, daß die Vorsehung auch Sie solche dunklen Wege führt?«

»Dunkle Wege sind ein Zeichen der Liebe Gottes, Mademoiselle. Aber ich komme auch, um Ihnen zu sagen, daß mir dieser größte Schmerz meines Lebens die ganze heilige Entschiedenheit für Christus gebracht hat, die mir seither noch fehlte. Ich komme, um Ihnen mitzuteilen, daß René von Ambroise jetzt in Wahrheit ein Hugenotte ist, und daß mein Glaube wie ein helles Licht in die Finsternis all der Leidenstunden fällt. Gott hat mir bis heute Kraft gegeben, das Furchtbare und Schwerste zu tragen, was ein Mensch tragen muß, wenn er das Liebste verliert.«

Bis dahin hatte René ruhig gesprochen. Er wollte vor Claire anders erscheinen, als er wirklich war, innerlich wohl verwundet und tiefgebeugt, aber im Innersten doch auch wiederum herrlich aufgerichtet und getröstet. Allein auch René war ein Mensch. Und er, der beim König sich aufrecht zu halten vermochte, der vor den Menschen als unbeugsamer Ritter dastand und sich mannhaft bis Arimac durchgeschlagen, wurde jetzt noch einmal von einem Schmerz ergriffen, der gleich lange zurückgedämmten Wasserfluten hervorbrach.

Es war, als fühle seine Seele, die den Ausbruch seines tiefsten Schmerzes vor andern sorgsam gehütet hatte, daß hier das mitfühlende, durch den eigenen Schmerz vorbereitete Menschenherz war, vor dem er zum erstenmal sich geben durfte, wie er empfand. Er ließ sich auf den Stuhl niedersinken, legte das Haupt auf den Arm und ließ seinen Tränen freien Lauf. Und Claire von Arimac verstand diesen Schmerz. Er kam ihr zu heilig vor, als daß sie ihn stören dürfte, deshalb blieb sie ganz still sitzen und betete nur für den jungen Edelmann, dem das tiefste Leid den Ritterschlag gegeben hatte. Endlich, da er

immer noch nicht aufblickte, sagte sie leise: »Herr von Ambroise, kann ich Ihnen dienen mit irgendeiner Erquickung? Ihr Ritt war gewiß weit, und Sie sind müde.«

René blickte auf. Er strich sich die braunen Locken aus der Stirn und die Tränen aus den Augen. Dann erhob er sich, trat auf Claire zu und erfaßte ihre Hand. »Ja, Sie können mir dienen«, erwiderte er mit leise bebender Stimme. »Claire von Arimac, ich komme aus der Welt, aus dem Kampf, aus dem herzdurchwühlenden Weh, das Paris, die unglückselige Stadt, auf mich gelegt. Ich komme wie ein Wanderer, der eine Heimat sucht, aber nicht nur eine Heimat starker Mauern, sondern auch eine Heimat der Liebe. Ich suche ein weiches Herz, das mit mir fühlt und trägt, und eine weiche Hand, die Öl in meine Wunden gießt. Niemand auf der weiten Welt kann das tun als Sie, die Tochter meines ritterlichen Freundes, des seligen Herrn Grafen. Nirgends anders hat es mich hingezogen als nach Arimac, wo ich nun bin. Wollen Sie mir dienen, so nehmen Sie diese meine Hand als die Ihre und dieses Herz als das Ihrige an und segnen Sie mich mit Ihrer Liebe, wie mich Gott mit seiner Liebe gesegnet hat!« Und indem er diese Worte sprach, sank René von Ambroise vor Claire auf seine Knie nieder, die unbeweglich und wie betäubt auf ihrem Stuhle saß.

Einige Augenblicke verstrichen in tiefer Stille. Nichts unterbrach dieses Schweigen als das ununterbrochene Rauschen der See, die drunten die Felsen umspülte und ihr einförmiges und doch so feierliches Lied sang.

Noch hielt René ihre Hand in der seinen, und auf diese Hand preßte er jetzt seine Stirn, Liebe suchend, wie ein müdes, verwundetes Kind Liebe sucht von der besten Hand der Erde, von der Mutterhand.

Da legte Claire die andere Hand auf sein Haupt und flüsterte, indes auch ihr das Auge voller Tränen stand: »Herr von Ambroise, wenn ich Ihnen gut genug bin, und wenn Sie glauben, daß die gütige Vorsehung allein die Menschen zusammenführt, die einander dienen und lieben sollen, dann bin ich bereit, zu dienen, so gut ich es vermag. Doch knien Sie nicht vor mir, die ich ein ungeschicktes und schwaches Menschenkind bin! Nein ... lassen Sie mich neben Sie knien, damit wir

beten und des Herrn Segen – vielleicht auch den Segen meines und unseres verklärten Vaters empfangen mögen!« Damit sank auch sie auf die Knie, und nun flehte beider Herz in stillem, aber machtvollem Gebet zu dem Herrn der Welten und der Menschenleben. Ein seliger Schauer der Ehrfurcht durchrieselte dabei ihre Herzen; denn sie fühlten die Nähe Gottes und ahnten darin die Übereinstimmung mit Gottes Willen.

Dann erst empfing René von Claire eine erste Liebkosung ihrer jungfräulichen Hand, die wie mildes Öl und Balsam auf sein verwundetes Herz floß.

Als Claire sich darauf erhob und eine Kerze entzündete, sagte sie: »Wie oft habe ich des Abends daran gedacht, daß die Verfolger auch in unser Schloß kommen und an mir ihr Werk tun könnten! Aber jetzt ist mir, als habe der Herr selbst das Wort des Schutzes gesprochen, und als dürften jene nicht unseren Mauern nahen, welche wie reißende Wölfe die Schafe jagen.«

»Die Zeit wird ernst bleiben«, sagte René bestimmt. »Aber wir wollen dem vertrauen, der den Seinen zum Leben und Sterben Kraft gibt. Eins ist mir klar und wird mir immer klarer: der Glaube, der durch so viel Blut und Tränen gegangen ist, er kann nicht untergehen, und, Claire, er muß weiter verkündigt werden. Wenn die Harfen verstummen, so müssen die Posauern weiter erklingen, und wenn die Märtyrer niedersinken, so müssen ihre Brüder ihnen die Fackel der Wahrheit aus der erstarrten Hand nehmen und sie selbst weitertragen. Und so wollen auch wir, wenn ein Priester des Herrn unseren Bund eingesegnet haben wird, dem Herrn und seinem Evangelium leben oder sterben, so wie er will. Claire, nicht das Schwert verteidigt den hugenottischen Glauben, sondern das Zeugnis von Christus. Nun aber hole mir meine Bibel und laß uns, ehe ich das Schloß verlasse und im Dorf ein Nachtlager suche, ein Wort lesen, das uns als Abendsegen tröste und erquicke! Lies mir, Claire, den Psalm unserer Brüder, die uns vorangegangen, der vom Königreich Gottes redet und von seinem Wort!«

Und als sie das geliebte Buch geholt und aufgeschlagen hatte, las sie mit leuchtenden Augen und freudiger Stimme den 93. Psalm:

*Der Herr ist König und herrlich geschmückt;
der Herr ist geschmückt und hat ein Reich angefangen,
so weit die Welt ist, und zugerichtet, daß es bleiben soll.
Von Anbeginn stehet dein Stuhl fest;
du bist ewig!*

*Herr, die Wasserströme erheben sich,
die Wasserströme erheben ihr Brausen,
die Wasserströme heben empor ihre Wellen.*

*Die Wasserwogen im Meer sind groß und brausen mächtiglich;
der Herr aber ist noch größer in der Höhe.*

Dein Wort ist eine rechte Lehre.

Heiligkeit ist die Zierde deines Hauses, o Herr, ewiglich.

»Amen, Amen«, sagte René tiefbewegt. Dann nahm er die alte, ehrwürdige Bibel aus Claires Hand und drückte sie an sein Herz, während er die Worte sprach: »Du heiliges, geliebtes und teures Buch, ich segne dich und danke dir! Du warst unser Licht, du bist unser Trost, du wirst unsere Stärke sein auch in Zukunft. Dich wird man nicht töten, und deine Worte werden nicht dem Schwert zum Raube fallen wie die Kinder der Menschen. Wachse denn, du teures Buch, über die ganze Erde hin. Erhebe deine Stimme mit Macht! Und wenn auch Könige wider dich stehen und die Mächtigen dir fluchen, wachse, wachse immerfort! Verkündige die rechte Lehre in ganz Frankreich, ja in der ganzen Welt! Verkündige den, von dem du zeugest, Christus, unseren Herrn und Heiland!«

»Madeleine sollte dieses Buch empfangen, Claire, aber sie bedarf seiner nicht mehr, weil sie das Wort Gottes nun selber sieht. So schenke ich es dir als meinen einzigen, aber köstlichen Besitz und bitte dich: Nimm es an dein Herz, in dein Herz und auf deine Lippen! Liebe es über jeden Schatz der Erde, über deiner Väter Schloß und über mich! Es ist mehr denn alles und alle. Vergiß es nie, Claire, ob wir lange oder kurz zusammenleben und uns lieben dürfen hienieden!«

Er reichte ihr die Bibel, und nachdem noch seine Lippen sich auf ihre braune Lederdecke gedrückt hatten, verneigte er sich mit einem kurzen Segenswunsch für eine gute Nacht. Und ehe noch Claire viel erwidern konnte, hatte er das Schloß verlassen, um seine Schritte dem kleinen Pavillon zuzuwenden, in dem er

mit dem Grafen gesessen und auf das Meer hinausgeblickt hatte. Die See lag an diesem Abend in tiefstem Frieden zu Renés Füßen. Ihr leiser Atemzug kleiner anschlagender Wellen kündete die Melodie, die so voll ist von traumvollen Erinnerungen an vergangene Zeiten. Das war die Stunde, in der die Sterne des Himmels sich in dem sanft dünenden Spiegel des Meeres beschauten und der Silberstreif der Mondsichel eine fern heimkehrende Fischerflotte in magischem Glanz aufleuchten ließ. Da gedachte René jener Stunde, die ihn mit dem Grafen hier gefunden hatte, versenkte sich in alle Wege der vergangenen Zeit, und auch seine Seele wurde diesem Seebilde gleich ganz still, daß das Licht der Höhe, die Liebe des Vaters im Himmel sich darin spiegeln konnten. Was er geirrt, gekämpft, durchlitten, ward hier zu einem Dankgebet voller Innigkeit, und ihm war, als flüstere und rausche das ewige Meer ein Amen darauf und bestätige ihm, daß das Schiffein seines Lebens in einen sturmgeborgenen Hafen eingelaufen sei.

Langsam lenkte er endlich seine Schritte dem Dorfe zu. An der Tür des alten Priesters Chevreul klopfte er bald darauf mit dem Vertrauen an, daß dieser ihn für die Nacht beherbergen werde.

Der ehrwürdige Herr machte große Augen, als er René in seine Studierstube treten sah; jedoch beeilte er sich, ihn wie einen alten Freund aufzunehmen.

Seine Freude, daß René zu ihm kam, um unter seinem Dach zu nächtigen, war offenkundig. Daß die Herzlichkeit, mit der er ihm die Hand drückte, echt sei, wußte René ohne weiteres. So gab er sich denn auch wie zu Hause und ließ sich gern auf den großen, bequemen Lederstuhl nötigen.

Hierauf entspann sich ein Gespräch, in dessen Verlauf René dem Priester eine Schilderung seiner Erlebnisse in Paris gab. Der gute Alte hörte mit ernster Miene aufmerksam zu und unterbrach ihn nur dann und wann durch einen Ausruf der Bewunderung oder des tiefsten Bedauerns. Als aber René erzählte, wie diese Bartholomäusnacht ihn selbst betroffen, da konnte sich Chevreul nicht mehr halten. Er sprang erregt auf und durchmaß sein kleines Gemach mit hastigen Schritten. Sodann ergriff er Renés Hand, drückte sie, von herzlicher Teil-

nahme getrieben, und sagte: »Sie Armer! Was haben Sie gelitten; und was haben Sie alles sehen müssen! Glauben Sie mir, ich verurteile diesen Massenmord auf das entschiedenste! Das ist nicht nach dem Sinn der Väter unserer Kirche, am wenigsten nach dem Sinn des heiligen Stifters unserer Religion. Nein, es ist eine schändliche Verirrung und Verkennung der großen, erhabenen Aufgaben, die uns anvertraut sind. O dieser entsetzliche Religionskrieg, wie lange soll er noch währen! Und wie oft soll der Name Christi noch befleckt werden mit Gewalttaten und Blutvergießen, die in seinem Namen verübt werden, da er doch der große Friedefürst und König der Liebe ist! O Katharina, o Karl! O ihr Herzöge von Guise! Wohin führt ihr unser armes Frankreich? Und der Heilige Vater selbst soll diese Untaten gebilligt haben?«

»Er hat eine Denkmünze schlagen lassen zur Erinnerung daran.«

Pater Chevreul senkte das Haupt traurig auf die Brust. In seinen freundlichen Augen wurden Tränenspuren sichtbar. Dann schüttelte er das silberweiße Haar und setzte sich an den Tisch, um sein Haupt trübsinnig in die Hand zu stützen. Seine ideale Auffassung der Kirche und ihrer Kulturaufgaben, die er einst im Blick auf die großen Kunstepochen so gerühmt hatte, erlitt einen harten Stoß an diesem Abend. Er konnte es kaum fassen, daß alles wirklich gewollt und zielbewußt geplant worden war.

»Und der König, Herr von Ambroise?« fragte er nach einer Pause.

»Der König ist dem Wahnsinn nahe. Ihn foltert die Reue der furchtbaren Taten bei Tag und Nacht. Die Rachegeister scheinen ihn mit Schlangengeißeln zu verfolgen.«

»Ja, ja, das kann nicht anders sein. Abels Blut schreit von der Erde. Aber die Königin-Mutter, Katharina?«

»Daß sie irgendwie bereue, hörte ich nicht. Sie schwelgt in ihrem Triumph und steht auf der Höhe ihrer Macht.«

»Nein, nein, Herr Graf! Am Abgrund steht sie, nein, im Abgrund liegt sie schon. O die Geschichte wird ihren Namen schwarz bekreuzen, und das eigene Volk wird den Tag segnen, an dem Katharina abgewirtschaftet haben wird!«

»Coligny also ist ermordet, wie Sie sagen. Ich hörte das schon. Aber gewiß, ob er schon Hugenotte war, er war ein Edelmann Zoll für Zoll. Ehre seinem Andenken!«

»Colignys Tod tut nicht nur den Hugenotten weh. Es gibt edle Katholiken genug, die es tief beklagen, daß er fallen mußte. Der Graf von Arimac ist auch tot und Claire, seine Tochter, vielleicht in größerer Gefahr, als sie denkt. Aber Sie selbst, Herr von Ambroise, sagen Sie mir, wie denken Sie nun über alles, über unsere Zukunft und über die einsame Tochter des heimgegangenen Freundes?«

Gespannt sah Chevreul ihm ins Gesicht und ließ die Rechte langsam durch den großen weißen Bart gleiten.

»Herr Pater, das ist bald gesagt«, erwiderte René. »Ich selbst bin durch all das, was hinter mir liegt und auf mich gelegt ward, in unserem Glauben mehr denn je gefestigt worden. Klarer denn je sehe ich, daß Frankreich, unserem Vaterlande, nur geholfen werden kann, wenn sich die Freiheit des Glaubens durchsetzt. Nicht blinde Parteisucht, nicht religiöser Haß, nicht verblendeter Fanatismus führen ein Land empor, sondern Gerechtigkeit, Duldung und Versöhnung. Nicht die Herrschaft einzelner Menschen, die vor keinem Mittel zurückschrecken, sondern die Autorität des Wortes Gottes allein stützt seine Grundlage und gibt dem Staate Autorität und Festigkeit. Deshalb lautet die Aufgabe der Zukunft: Eine Bibel in jede Hand und in jedes Haus Frankreichs, ja der ganzen Welt!

Daß die Hugenotten ausgerottet werden können, glaube ich nimmermehr. Treten sie in das Feuer, so stieben seine Funken nur um so heller nach allen Seiten und entzündeten neue Herzen und Sinne. Die Wahrheit leidet sich durch.

Und ich selbst, Herr Pater, werde ein Bote dieses Wortes und dieser Wahrheit werden, die mit Flammenschrift in mein Herz geschrieben ist. Dazu bedarf ich aber einer Lebensgefährtin, und diese soll Claire von Arimac sein. Glauben Sie nicht, daß ich traure um jene, die mir entrissen wurden? Von dieser Trauer zu reden, fiel manchem leicht, mir nicht. Es weiß einer darum, der die Herzen sieht. Aber ich brauche eine Heimat und ein Herz, das für mich schlägt und betet. Auch das hätte noch nicht den Ausschlag gegeben. Aber der Edelmann, der mich zuerst

nach Arimac führte, hat diesen Wunsch gehabt, ehe ich ihn bejahen konnte. Er würde sich heute voll Freude keinen Augenblick besinnen, uns den Segen zu geben, ohne den ein Bund fürs Leben eitel, ja sogar gefährlich ist. Herr Pater! Mich bewegt ein Gedanke. In Frankreich tobt der blutige Kampf um den Glauben. Aber die Einsichtigen sollen ein Ende dieses Kampfes herbeiführen, sollen auch jene, die noch nicht ihrer Überzeugung sind, ehren, achten und lieben. Was wir als System, als Kirche nicht annehmen können und dürfen, das darf uns nicht hindern, dem die Hand zu reichen, der jenseits von uns steht, und also auszuleben, was uns an Menschen- und Christenliebe von dem geboten wurde, der alle liebte und alle erlöste.«

René streckte dabei dem Priester die Hand entgegen und sah ihn freundlich und voll Ehrerbietung an.

Chevreul aber schlug gerührt ein. »Seigneur«, rief er voll Feuer aus, »glauben Sie mir, daß ich diese edle Freiheit zu schätzen weiß! Mir ist es nicht mehr darum zu tun, irgendwelche Glieder für die Kirche zu fangen, zumal es für sie gewiß besser wäre, sie würde manche ihrer Glieder los, die sich unserer ehrwürdigen Tradition unwürdig erweisen. Aber darum ist es mir, der ich am Rande des Grabes stehe, zu tun, daß ich das ewige Wort und den Geist dessen auslebe, der, das gestehe ich, in allen Kirchen der ganzen Welt lebendige Jünger und Glieder hat, und der sie wohl kennt. Der Herr Christus segne Sie und Claire! Er segne Schloß Arimac, das nun nach so manchem Zeitenlauf hugenottisch geworden ist! Er segne Frankreich! Er segne die ganze arme Christenheit und öffne ihr die Augen, daß es bald heiße: Friede auf Erden, und daß diejenigen, die Christen zu sein vorgeben, auch in Wahrheit Christen sind, das heißt Nachfolger Christi. Lassen Sie mich Ihnen meinen Segen geben und haben Sie auch ferner hier im Dorfe Raum für mich alten Mann, der ich hugenottisch leben und, will's Gott, christlich sterben will!« Und indem er dies sagte, legte er René die Hand aufs Haupt, drängte seine Tränen zurück und flüsterte ein leises Gebet, das, aus seinem tiefsten Herzen kommend, zum Herzen Gottes drang. René aber war es, als höre er bei diesem Gebet des Alten etwas erklingen in den Tiefen seiner Seele, das wie ein zartes Echo einst gehörter

Lieder erklang, und er gedachte daran, daß die Liebe das Schönste auf Erden sei, die Liebe, die unsterblich ist, die alle Tränen trocknet, alle Lieder durchhaucht, die von Gott kommen, und die vielleicht auch jetzt besungen wurde auf der Himmelsharfe der Hugenottin.

Ausklang

Die Anstifter der Bartholomäusnacht sahen sich in ihren Plänen getäuscht. Nicht allein trafen sie die hugenottische Religion nicht tödlich, auch die Hugenotten selbst erhoben sich bald wieder zum vierten Widerstand. In La Rochelle erhob sich die calvinische Bürgerschaft zum Widerstand, und bald sammelte sich auch der Adel zu neuen Kämpfen. La Rochelle widerstand Heinrich von Anjou und blieb unbesiegt.

Überall aber machten sich nun die traurigen Folgen der Herrschaft der Königin geltend. Sigismund Cavalli, der Venezianer, berichtet: »Überall sah man Ruinen, wüste Äcker, Städte und Dörfer, die sich bis auf den Tod befehdeten.«

Das Regiment der Königin und ihrer italienischen Günstlinge wurde allgemein verhaßt, und sie, die um die Ehre des ganzen Volkes gebuhlt, wurde vom Volk verachtet. Vom König berichtet die Geschichte: Die Schandtath des 24. August, die sich nun nicht nur als nutzlos, sondern sogar als schädlich herausstellte, folterte ihn mit herben Gewissensqualen. Er fand nicht mehr Ruhe noch Rast, und in der Stille der Nacht glaubte er das Getöse der Mörder, das Wehgeschrei der Opfer zu vernehmen. Durch übermenschliche Anstrengungen: Jagd, Fechtübungen, Ballspiel, Schmiedearbeit suchte er sein Gewissen zu betäuben und den Schlaf zu er zwingen. Auch seine literarischen Beschäftigungen, sein früher so lebhaftes Interesse für die Dichtkunst konnten ihn nicht mehr von seinen seelischen und körperlichen Leiden retten.

Seine Nächsten kehrten sich wider ihn. Bald war im Süden und Westen wieder alles unter den Waffen. Die trüben Ereignisse verschlimmerten den Zustand des Königs, den am

24. Mai 1574, also nicht ganz zwei Jahre nach der Blutnacht, die Schwindsucht, nicht ganz vierundzwanzigjährig, dahinraffte.

Die Kämpfe in Frankreich tobten noch eine Zeitlang weiter, wurden von Friedensschlüssen und einem gemischtem Parlament abgelöst, um durch die Liga aufs neue zu entbrennen.

Sie zeigen allen, die in der Geschichte zu lesen verstehen, daß Religion und Schwertgewalt, Reich Christi und äußere Macht nichts gemein haben, und daß es immer verhängnisvoll ist, wenn um des Glaubens willen das Schwert gezogen wird. Jenen furchtbaren Aderlaß aber, den Frankreich sich in der Bartholomäusnacht und in allen Religionskämpfen zufügte, hat es nie ganz verwunden.

Wäre die Wahrheit des Evangeliums durchgedrungen und angenommen worden von den maßgebenden Instanzen, die Französische Revolution in ihren furchtbaren Auswüchsen wäre unmöglich gewesen, ja, die ganze Geschichte des Landes in ein anderes Strombett geleitet worden. Die letzten Wurzeln, auch der gewaltigen Geschehnisse der Gegenwart, reichen zurück bis in jene Zeiten.

Doch wie auch die menschliche Geschichte sich in einen Irrweg voll Wahn und Trauer verloren hat und noch verliert und die christlichen oder sogenannten christlichen Völker sich heute noch zerfleischen und befehden, der Herr schreitet doch zum Ziel. Und über Fürstenthümer und Staaten, die sich selbst das Grab schaufeln, über Haß, Neid und Verblendung hinweg wandelt sein siegreiches Evangelium weiter und immer weiter durch die Völker der Erde und die Zeiten der Geschichte, bis zu jenem Tag, da er selbst erscheint, um allem Kampf ein Ende zu bereiten und allen Völkern der Erde zu geben, was sie mit dem Schwert vergeblich zu erkämpfen gedachten: Wahrheit, Gerechtigkeit, Freiheit.

Dann wird auch jene blutige Leidenssaat derer, die gestorben sind um ihres Glaubens willen, aufgehen und gereift sein zu einer herrlichen Ernte, und dann wird an Stelle des Schwertgeklirrs endlich das Lied der Harfe ertönen.

Dann werden die Reiche aller Könige dem zu Füßen fallen, der dulddend überwunden und sterbend gesiegt hat, dem König, welcher Blut und Leben dem Leben seiner Völker weiht.